FEBRUAR 2024
AUSGABE 352

Rolling Stone

GERMANY

NINA SIMONE

THE SMILE

BRYAN ADAMS

THE VACCINES

FELA KUTI

TOM ODELL

Abschied von Kiss
Das große A - Z der Heavy-Superhelden

Metallica in Saudi-Arabien
Warum das Regime Pop statt Öl fördert

The Last Dinner Party
Von den Stones zum Erfolg verdonnert

20 Jahre Facebook
Wie gefährlich ist die Plattform wirklich?

Green Day

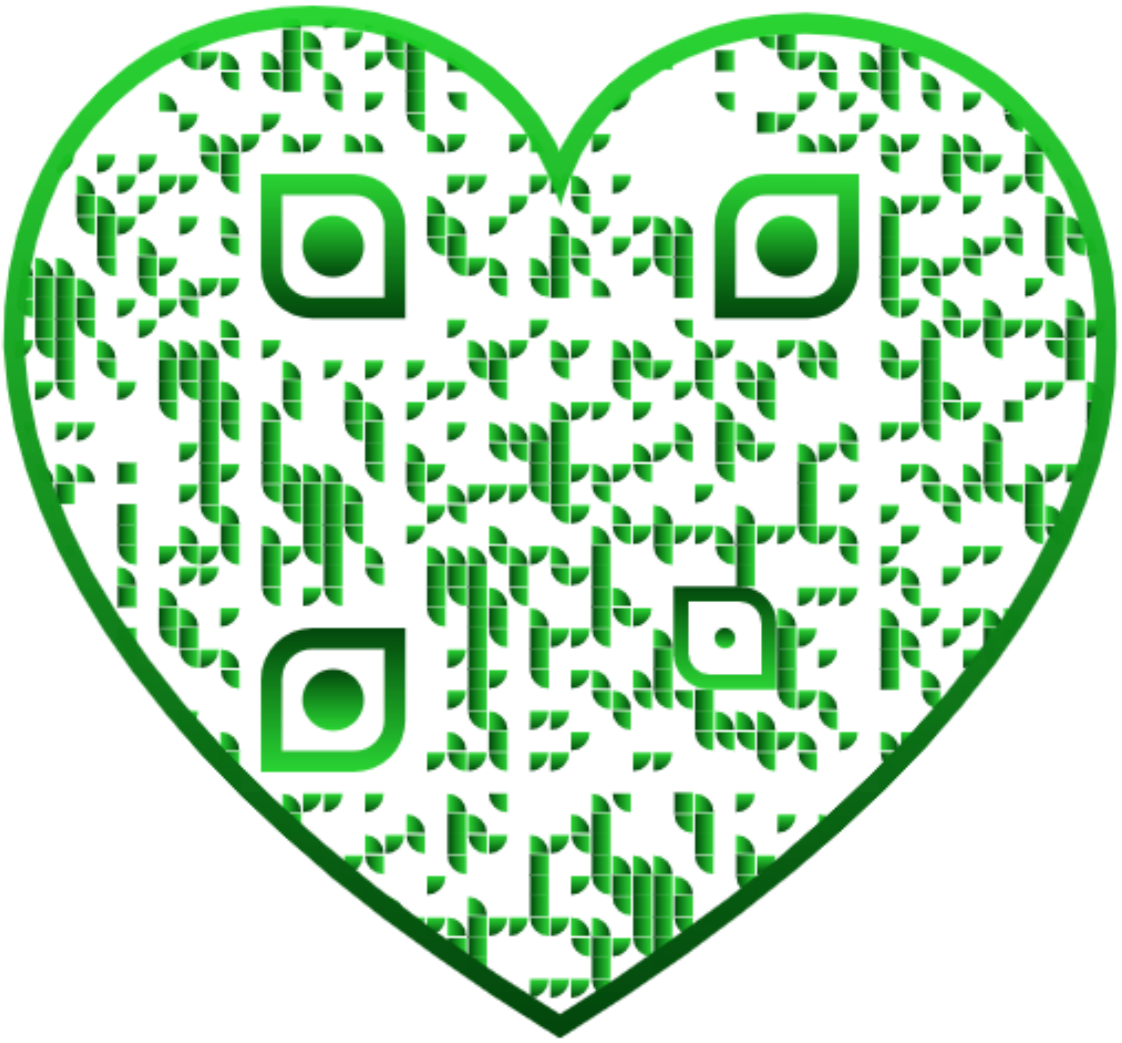
RETTEN DEN ROCK

„Wir sind verdammt noch mal die beste Band des Planeten!“

D: 8,90 € - A: 9,70 € - CH: 15 SFR
4 194027 108906 02

RollingStone GREEN DAY - NINA SIMONE - THE LAST DINNER PARTY - BRYAN ADAMS - KISS - FELA KUTI - AIR - TOM ODELL - FACEBOOK - SAUDI-ARABIEN

AUSGABE 352 FEBRUAR 2024



Der neue elektrische
Aiways U6

Rollin‘ into the future.

Selbstbewusst im Design, wegweisend in der Effizienz. Mit dem progressiven SUV-Coupé Design und innovativen Technologien, sorgt der Aiways U6 für elektrisierende Gefühle auf jeder Fahrt.

Aiways U6: Stromverbrauch kombiniert[1] in kWh/100 km: 16kWh/100km (WLTP). CO_2-Emissionen kombiniert[1]: 0 g/km. Effizienzklasse A+++

Weitere Informationen zum offiziellen Kraftstoffverbrauch und zu den offiziellen spezifischen CO_2-Emissionen neuer Personenkraftwagen können dem Leitfaden über den Kraftstoffverbrauch, die CO_2-Emissionen und den Stromverbrauch neuer Personenkraftwagen entnommen werden, der an allen Verkaufsstellen und bei der DAT Deutsche Automobil Treuhand GmbH, Hellmuth-Hirth-Str. 1, D-73760 Ostfildern oder unter www.dat.de unentgeltlich erhältlich ist.

Alle Bilder zeigen das Aiways U6 PRIME Model.

Editorial

Rock als Gegengift

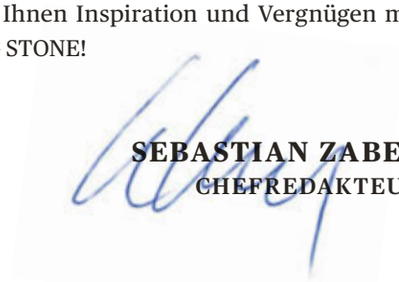
Liebe Leserin, lieber Leser,

das Ende der Rockmusik (wie wir sie kannten) ist schon oft besungen und beklagt worden. Und doch lebt sie munter weiter. Sie mäandert und mutiert, sie verändert sich oder bleibt einfach stoisch. Wie Green Day, einst Erneuerer dessen, was mal Punkrock war, heute längst Veteranen der internationalen Arenen. Im Juni kommt das Trio mit seinem neuen Album auf Deutschlandtour, und natürlich sind nur große Hallen und Open-Air-Locations gebucht. Bei einer Tasse Tee erzählt Billie Joe Armstrong ROLLING-STONE-Autor Max Gösche, wie er und seine Band im Gegensatz zu (allzu) vielen anderen überlebt haben - und nun tatsächlich an alte Glanzzeiten anknüpfen. In einem Genre, das ständig totgesagt wird. In einem Amerika, in dem eine zweite Runde Trump droht: „Der amerikanische Traum ist zu einer Farce geworden", sagt Armstrong im Interview. Das beste Gegengift: Rock, wenn es nach ihm geht.

Viele Menschen denken, dass die gar nicht mehr neuen sozialen Medien die größten Giftspritzen unserer Zeit sind, dass sie Populismus, Rechtsextremismus und Verschwörungstheorien befeuern. Tun sie auch. Einerseits. Doch so einfach ist es andererseits dann doch nicht. In einem ROLLING-STONE-Essay anlässlich des 20. Geburtstags von Facebook, der noch immer größten digitalen Plattform der Welt, streut Tobi Müller ein paar hilfreiche Zweifel in unseren Konsens-Tee.

Kein Zweifel indes an der Qualität unseres brandneuen Sonderhefts zu Depeche Mode, das Birgit Fuß kompetent zusammengestellt hat und das ab dem 2. Februar im Handel zu haben oder sofort unter rollingstone.de/depeche-mode-sonderheft zu bestellen ist.

Ich wünsche Ihnen Inspiration und Vergnügen mit Ihrem ROLLING STONE!



SEBASTIAN ZABEL
CHEFREDAKTEUR

SCHREIBEN SIE UNS!

WIE FINDEN SIE DAS HEFT?

Ihre Meinung per E-Mail an post@rollingstone.de

Abschied mit Bäng

Wie Oliver Polak und Frank Schäfer die unvergleichlichen Kiss verabschieden

Er ist einer ihrer größten Fans und reiste zu ihrem allerletzten Konzert nach New York (siehe Foto). Eigentlich hatten wir Oliver Polak um einen Text zu einem ganz anderen Thema gebeten, doch er erzählte so begeistert von Kiss und deren Abschiedstour, dass wir den Autor und Komiker lieber darüber schreiben ließen. Frank Schäfer, unser Experte für Härteres und Hartes, verfasst das große Rahmenprogramm: Ein Rückblick auf 50 Jahre Kiss von A bis Z, das letzte große Bäng.

Backstage mit Bryan Adams

Warum Markus Brandstetter den kanadischen Rockstar bei einer Kindergala traf

Vor 40 Jahren erschien sein Durchbruch-Album *„Cuts Like A Knife"*, mit „Summer Of '69" wurde er zum Superstar. Vor Kurzem ist ein Boxset mit Mitschnitten seiner umjubelten Konzerte in der Londoner Royal Albert Hall veröffentlicht worden. Grund genug, Bryan Adams zum Interview zu bitten – backstage bei der Charity-Gala „Ein Herz für Kinder". Markus Brandstetter traf einen superfreundlichen und entspannten Gesprächspartner, der sich vor seinem Auftritt eine Stunde Zeit für ihn nahm. Das komplette Wortlaut-Interview lesen Sie auf rollingstone.de

Eine neue Kolumne

Hello Goodbye! Rocko Schamoni geht, Charlotte Brandi kommt – exklusiv auf rollingstone.de

Rocko Schamoni hat seine Kolumne „Dummheit als Weg" auf unserer Website abgeschlossen und gleich für eine Nachfolgerin gesorgt: Charlotte Brandi, einst eine Hälfte des Duos Me And My Drummer und seit drei Jahren mit schlauen deutschsprachigen Songs solo unterwegs. Die beiden lernten sich auf einer Veranstaltung in Hamburg kennen und tranken, diskutierten, stritten anschließend in den Kneipen und Clubs über Pop und Feminismus. Und so können wir nun auf rollingstone.de alle zwei Wochen die sehr amüsante und kluge Kolumne „Parole Brandi" lesen.

FOTOS: OLIVER POLAK; MARKUS BRANDSTETTER; WEERTZ

post@rollingstone.de

„Eine wunderbare Überraschung ist Euer Platz 1 der besten Alben des Jahres: Anohni vor Wilco! Ein echtes Statement für mehr Diversität – und für grandiose Musik!“

— Jens Niemann

Wenders

Das Interview von Wim-Wenders-Experte Maik Brüggemeyer, der, wenn ich mich richtig erinnere, vor Jahren schon einmal ein herausragendes Porträt über den Regisseur geschrieben hat, ist ein Lesegenuss. Ich hatte zuletzt das Interesse an Wenders verloren. Und als ich zum ersten Mal etwas über „Perfect Days“ las, dachte ich, es handele sich um einen Scherz. Doch nach dem Kinobesuch muss ich sagen: Der Film ist ein Meisterwerk!

— Malte Ehrich

Neue Website

Gratulation zur neuen Website! Auf den ersten Blick ein Gewinn. Als langjähriger Abonnent ist es mir ein dringendes Anliegen, den Wunsch nach Fortführung des RS-Forums zu äußern, in welcher Form auch immer es integriert werden kann. Auch der Erhalt der bisherigen Inhalte, die sich dort in über 20 Jahren angesammelt haben, ist absolut wünschenswert. Vielen Dank für Euren Einsatz an dieser Stelle!

— Jörg Janning

Neue Website II

Danke für die neue Website! Endlich sieht man bei den Reviews die Bewertungen direkt auf einen Blick. Alles viel übersichtlicher. Gratulation und weiter so!

— Martin Hermann

RS-Forum

Ich möchte meine Besorgnis über die mögliche Löschung des Forums ausdrücken. Es geht um ein wertvolles Archiv von Beiträgen der letzten 20 Jahre. Die Diskussionen und Informationen sind nicht nur eine Quelle der Inspiration, sondern auch ein bedeutendes Nachschlagewerk für Musikliebhaber. Die Einleitung der aktuellen Umfrage zu Jefferson Airplane im Forum spiegelt das Herzblut wider, das in jeder Diskussion steckt. Diese Beiträge sind ein Beweis für die Leidenschaft und das Engagement der Community. Auch wenn die Anzahl der Teilnehmer nicht mehr so hoch sein mag wie in der Vergangenheit, bleibt die Qualität der Beiträge unübertroffen. Es gibt keine vergleichbare Plattform, die eine so reiche Gemeinschaft von Musikliebhabern bietet.

— Gerold Janssen

Rundumschlag

Da ist Euch mit dem Jahresrückblick ein hübscher Rundumschlag gelungen, von den wiederauferstandenen Beatles über den wiederauferstandenen Antisemitismus bis zum rechten Linkspopulismus einer Sahra Wagenknecht. Und Arne Willander freut sich über die Rückkehr eines Schokoriegels. Was will man mehr?! Mit Euren Alben des Jahres bin ich zwar nicht auf allen Positionen einverstanden, aber Lankum auf Platz 5 – das hat mich dann doch sehr gefreut. Und last but not least ein großes Dankeschön an Birgit Fuß für ihren Artikel über Shane MacGowan!

— Rolf Bachmeier

Rolling Stone digital

IN DIESEM MONAT LESEN SIE AUF ROLLINGSTONE.DE:

„Born In The U.S.A.“, *„Purple Rain“*, *„Like A Virgin“* (Foto: Madonna), *„The Unforgettable Fire“*, *„Private Dancer“*, *„Run-D.M.C.“* (es gab damals auch noch die Rock Steady Crew!) oder schlicht „1984“: Das Musikjahr 1984 gilt als bahnbrechendes der Dekade – für großen Rock, Funk, Hardrock, aber auch Rap. Wir listen die größten Klassiker aus dem (gar nicht so deprimierenden) Orwell-Jahr, das bereits 40 Jahre zurückliegt. +++

FOLGEN SIE UNS JETZT AUF:

Twitter Facebook Instagram Spotify

FOTO: GETTY IMAGES

Der nächste ROLLING STONE erscheint am 23. Februar 2024

RollingStone GERMANY

KUND:INNEN- UND ABONNENT:INNEN-SERVICE

Neue Ansprechpartner im Abo!
Kundenservice Musik-Magazine
Postfach 1154
23600 Bad Schwartau
Telefon: 0451-4906 740
E-Mail: abo@rollingstone.de

Alle Abos und Produkte künftig unter: www.musik-magazine.de

Verkaufspreis: 8,90 Euro inkl. 7% MwSt.
Printabo: jährlich 98,00 € inkl. MwSt. & Zustellgebühr
Abonnement Ausland:
Österreich: 104,00 Euro inkl. MwSt. und Zustellgebühr; Schweiz: 160,00 sfr inkl. MwSt. und Zustellgebühr. Übriges Ausland auf Anfrage.
Bankverbindung:
Mediahouse Berlin GmbH
IBAN: DE95200700000072082101
BIC: DEUTDEHH

mediahouse berlin

ROLLING STONE DEUTSCHLAND
erscheint monatlich in der
Mediahouse Berlin GmbH
Mehringdamm 33, 10961 Berlin
Telefon: 030/308 81 88-222, Fax: -221
E-Mail: redaktion@rollingstone.de
Leserbriefe: post@rollingstone.de
www.rollingstone.de

REDAKTION
Chefredakteur: Sebastian Zabel (V. i. S. d. P.)
Executive Editor (Mitglied der Chefredaktion): Arne Willander
Art Direction: Walter Schönauer *(fr)* (Grafikbüro Schönauer)
Redaktion: Maik Brüggemeyer (Creative Director Text), Birgit Fuß (Managing Editor)
Redaktionelle Mitarbeit *(fr)*: Jens Balzer, Max Gösche, Renée Reinholz (Schlussredaktion)
Grafik: Patrick Klose *(fr)* (Grafikbüro Schönauer)
Bildredaktion: Nils Stelte *(fr)* (Grafikbüro Schönauer)
Online-Redaktion: Sassan Niasseri (Ltg.), Laura Giesdorf (Social Media/Video), Marc Vetter *(fr)*
Koordination CD-Beilagen: Arne Willander
Ständige Autor:innen *(fr)*: Gunter Blank, Wolfgang Doebeling, Jörg Feyer, Anne Florack, Bernd Gockel, Philipp Haibach, Jan Jekal, Rüdiger Knopf, Frank Lähnemann, Ina Simone Mautz, Ralf Niemczyk, Fabian Peltsch, Eric Pfeil, Gunther Reinhardt, Robert Rotifer, Frank Schäfer, Jörn Schlüter, Markus Schneider, Franz Schöler, Frank Thießies, Peter Unfried, Naomi Webster-Grundl, Jürgen Ziemer, Jenni Zylka
Mitarbeiter:innen dieser Ausgabe *(fr)*: Philipp Beck, Arne Bellstorf, Ronald Born, Charlotte Brandi, Markus Brandstetter, Samira Joy Frauwallner, Thomas Hummitzsch, Tobi Müller, Oliver Polak, Frank Schäfer, Birgit Schmitz, Nikta Vahid-Moghtada, Studio Pong

VERLAG
Geschäftsführung: Petra Kalb
Objektleitung: Volker Schadt, volker.schadt@mediahouse-berlin.de
Brand Partnerships und Vermarktung Live Experiences: Tim Huth (Media Impact), tim.huth@mediaimpact.de
Vermarktung Marke: Oliver Horn (Hoflieferant) oliver.horn@hof-lieferant.com, Mobil: 0171-2239119
Objektleitung Marketing und Tonträger Sales: Dirk Laubinger dirk.laubinger@mediahouse-berlin.de, Telefon: 030/3088188213
Manager Disposition und Executive Marketing Assistant: Ninja Hansen (für Anzeigen verantwortlich) ninja.hansen@mediahouse-berlin.de, Telefon: 030/3088188140
Abo-Service: Leserservice Musik-Magazine, Postfach 1154, 23600 Bad Schwartau, abo@rollingstone.de, Telefon: 0451/4906740
Objektvertriebsleitung und Vertriebsleitung: Benjamin Pflöger, DMV Der Medienvertrieb GmbH & Co. KG, Meßberg 1, 20086 Hamburg
Herstellung: Thomas Künne, Andy Dreyer (Axel Springer)
Chief Digital Officer – Strategy & New Business: Isabell Dillenkofer
Chief Digital Officer – Product, Tech & Business Development: Remco Meyer
Druck: Dierichs Druck & Media GmbH & Co. KG Peter Reiting, Frankfurter Straße 168, 34121 Kassel
***(fr)*:** Freie Mitarbeiter:innen

Für unverlangt eingesandtes Text- und Bildmaterial wird keine Haftung übernommen. Der Export der Zeitschrift ROLLING STONE DEUTSCHLAND und ihr Vertrieb im Ausland sind nur mit Genehmigung des Verlages zulässig. Bei Nichtbelieferung ohne Verschulden des Verlages oder infolge von Störungen des Arbeitsfriedens bestehen keine Ansprüche gegen den Verlag.
ISSN 1612-9563

Datenschutz ist uns wichtig.
Unsere Datenschutzerklärung finden Sie unter www.rollingstone.de/datenschutz. Sie können diese auch schriftlich unter Mediahouse Berlin GmbH, Mehringdamm 33, 10961 Berlin anfordern.

PENSKE MEDIA CORPORATION (PMC)
Chairman & CEO: Jay Penske
Chief Operating Officer: George Grobar
Managing Director, International Markets: Debashish Ghosh
Associate Vice President, International Markets: Gurjeet Chima
Associate Director, International Brand & Partnership Operations: Francesca Lawrence
Manager, International Brand Partnerships: Emma Wagner

ROLLING STONE HEADQUARTERS
Chief Executive Officer: Gus Wenner
Editor in Chief: Noah Shachtman
Digital Director: Lisa Tozzi
Creative Director: Joseph Hutchinson
Director of Photography & Deputy Creative Director: Emma Reeves
Publisher, EVP, Head of Global Brand Partnerships: Brian Szejka
Associate Publisher: Jessica Grill

Founder & Editorial Director: Jann S. Wenner

Copyright © 2024 by ROLLING STONE LLC. All rights reserved. Reproduction in whole or in part without permission is prohibited. The name ROLLING STONE and the logo thereof are registered trademarks of ROLLING STONE LLC, which trademarks have been licensed to Mediahouse Berlin GmbH.

Inhalt

HEFT 352
MUSIK UND MEHR

The Last Dinner Party

FOTO: TOM MARSHAK

34
Green Day
„Wir sind die letzten Rocker“, singt Billie Joe Armstrong auf dem neuen Album *„Saviors“*. Dass Green Day 30 Jahre nach *„Dookie“* trotz Krisen und Anfeindungen immer noch da sind, ist ein kleines Wunder. Ein Gespräch mit drei selbstkritischen und souveränen Punks
Von Max Gösche

42
The Last Dinner Party
2023 spielten sie vor den Stones. Mit ihrem Debüt wollen The Last Dinner Party nun beweisen, dass sie mehr sind als ein Hype um Renaissance-Outfits und Rockgitarren
Von Naomi Webster-Grundl

46
Kiss
Der Abschied einer der größten, beliebtesten und belächeltsten Rockbands der Welt – und ein Kiss-Lexikon von Avatar bis Zunge
Von Oliver Polak & Frank Schäfer

52
Generation Facebook
Facebook wird 20. Erfunden als Abschleppladen, zeigt die Plattform heute, was Digitalisierung kann – und wie sie die Demokratie bedroht
Von Tobi Müller

56
Nina Simone
Vor 60 Jahren erschien „Mississippi Goddam“, Nina Simones erster Civil-Rights-Song. Erinnerungen an eine revolutionäre Sängerin
Von Jens Balzer

62
RS-Reportage: Mit Metallica in der Wüste
Wie Saudi-Arabien versucht, sich mithilfe von Metallica und Johnny Depp als weltoffene Pop-Nation zu präsentieren. Ein Besuch vor Ort
Von Ralf Niemczyk

The Mix

7 **Bryan Adams**
Bryan Adams versteht sich jetzt als freier Indie-Künstler – und erinnert sich an viele besondere Momente auf den Bühnen dieser Welt
VON MARKUS BRANDSTETTER

10 **David Hedderman**
Einst spielte Hedderman in einer Band mit Conor O’Brien von Villagers – nun lebt er als Maler in Berlin und hat sein Solodebüt aufgenommen
VON JAN JEKAL

18 **Sarah Jarosz**
Die Grammy-prämierte Bluegrass-Musikerin Sarah Jarosz ist endlich in Nashville angekommen
VON JÖRG FEYER

Q&A
22 **Achim Reichel**
Der legendäre Songschreiber über seine Gedicht-Vertonungen, sein „Aloha heja he“ und die Rolling Stones
VON JÖRG FEYER

24 **Nicolas Mahler**
Der Wiener Comiczeichner lässt uns zum 100. Todestag von Franz Kafka über Überraschendes und Boshaftes schmunzeln
VON THOMAS HUMMITZSCH

HISTORY
28 **The Smiths**
Vor 40 Jahren erschien nach fabelhaften Singles das Debüt von The Smiths, eines der gefeiertsten Erstlingswerke überhaupt
VON ARNE WILLANDER

PLUS
Tom Odell, Bernhard Eder, The Vaccines und einige mehr

Reviews

MUSIK
71 **Neues von The Smile**
und 75 weitere Rezensionen

RS-GUIDE
86 **Air**
Sassan Niasseris Werkschau des französischen Pop-Duos

FILM, SERIEN & LITERATUR
92 **„Poor Things“**
und 18 weitere Rezensionen

TITELFOTO: BRENDAN WALTER

DEPECHE MODE

DAS GROSSE SONDERHEFT

JETZT VORBESTELLEN

AB 02. 02. 2024 IM HANDEL

DAS SPEZIAL AUF 164 SEITEN

MIT ALLEN ROLLING STONE-INTERVIEWS, AUSFÜHRLICHEN LIVE-REPORTAGEN UND SELTENEN UND IKONISCHEN FOTOS VON ANTON CORBIJN UND ANDEREN.

rollingstone.de/depechemode

Bryan Adams

FOTO: BRYAN ADAMS

Endlich unabhängig

***Bryan Adams** versteht sich jetzt als freier Indie-Künstler – und erinnert sich an viele besondere Momente auf den großen Bühnen dieser Welt*

Von MARKUS BRANDSTETTER

AUCH EIN STAR WIE BRYAN ADAMS muss bei Musikproduktionen heutzutage ökonomisch denken. Das zeigt sich bei seinem aktuellen Album *„Live At The Royal Albert Hall“*. Drei Abende lang gastierte Adams im Mai 2022 in dem renommierten Londoner Saal, an jedem der drei Abende bot er ein ganzes Album aus seinem Backkatalog dar: *„Cuts Like A Knife“*, *„Into The Fire“* und *„Waking Up The Neighbours“*, drei Alben, die in den Jahren zwischen 1983 und 1991 entstanden und seine meistgefeierten Werke sind.

Es dauert nicht lange, bis einem beim Hören dieser Royal-Albert-Hall-Konzerte etwas auffällt: Nur bei einem der drei Alben sind Publikumsgeräusche zu hören. Bei den anderen beiden: Stille zwischen den Songs, nur manchmal etwas Interaktion zwischen Adams und seiner Band, ein kurzes Einzählen vor den Songs, gelegentliches Lachen. Wer die im Boxset enthaltene Blu-ray-Disc besitzt, *sieht* es auch: Zwei Drittel der Performances spielen Adams und Band vor leerem Saal (zur cineastischen Abgrenzung sind diese Showcases in Schwarz-Weiß gehalten), nur *„Waking Up The Neighbours“* wird

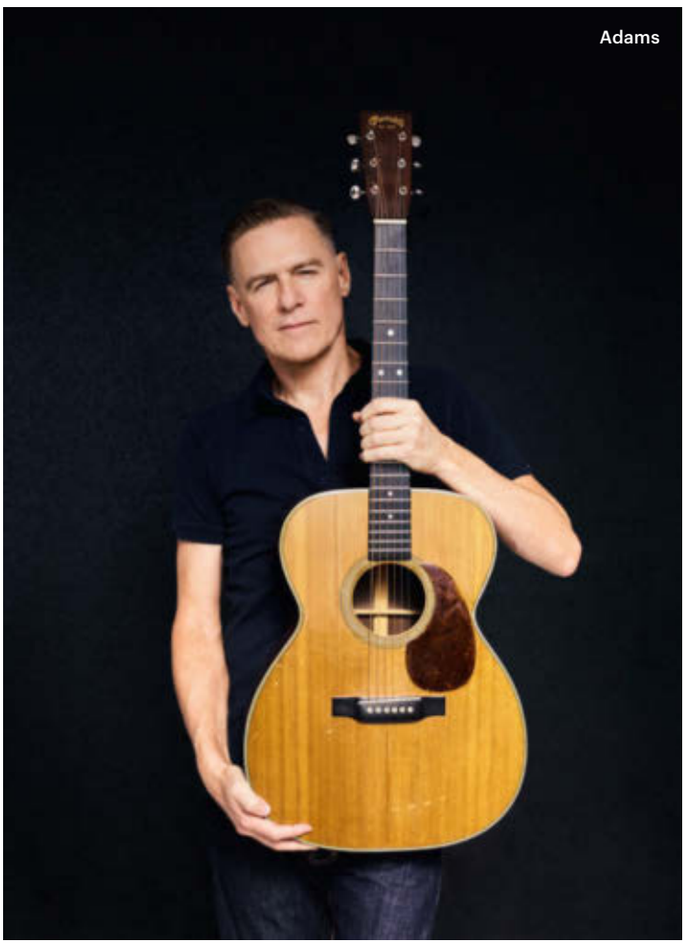
vor Publikum aufgeführt. Was zunächst nach einer eigenwilligen kreativen Entscheidung klingt, hat ganz pragmatische Gründe, erklärt uns der kanadische Musiker, als wir ihn im Rahmen einer Galaveranstaltung in Berlin treffen. Weil das Filmteam für drei Abende zu teuer gewesen wäre, habe man sich dafür entschieden, die drei Platten an einem einzigen Tag aufzunehmen – zwei eben vor leerem Saal, eines dann tatsächlich am Konzertabend vor Publikum, erzählt er. Ja, Bryan Adams muss ökonomisch denken.

Anwesendes Publikum oder nicht – Adams spielte mit seinem Quintett alte Rock-Stärken aus. Seine markante, leicht kratzige Stimme ist mit 64 Jahren immer noch die alte. Während Zeitgenossen wie Jon Bon Jovi ihre Songs längst einen Halbton nach unten transponieren müssen, um stimmlich noch einigermaßen mithalten zu können (und dabei weniger jugendlich zu klingen), hat Adams das nicht nötig. „Eine Zeit lang haben wir durchaus alles einen Halbton runtergestimmt. Aber nicht wegen meiner Stimme, sondern weil Hendrix und Van Halen das auch gemacht haben. Wir fanden, es klingt irgendwie heavier. Mittlerweile sind wir aber wieder im regulären Tuning zurück“, sagt er. Wenn Adams über Gitarren spricht, benutzt er die Wir-Form und meint damit auch seinen langjährigen Gitarristen Keith Scott. „Die Gitarrenwelt hat Keith immer ein wenig übersehen“, erzählt er. „Aber viele berühmte Gitarristen sind oft extra seinetwegen zu unseren Konzerten gekommen, Jeff Beck und Eddie Van Halen zum Beispiel. Sie alle wollten Keith sehen – er ist so was wie der unbesungene Held der Gitarrenwelt.“

Erinnerungswürdige Abende gab es in Adams’ Karriere auch abseits der Royal Albert Hall. Sein Auftritt im Wembley-Stadion 1996 vor 70.000 Menschen zählt ganz sicher dazu, sagt er. Am meisten schwärmt der Kanadier aber von etwas fernab gelegenen Ländern: „Wir waren die Ersten, die in Indien, Pakistan, Vietnam und Indonesien spielten, an all diesen Orten, wo sonst niemand auftrat.“ Wir sprechen hier von einer Zeit, als Adams’ Songs omnipräsent waren, als man ihnen quasi nicht entkommen konnte: Nach „Everything I Do (I Do It For You)“ von 1991, das mit sechzehn Wochen auf Platz 1 der britischen Charts den Rekord brach und Titelsong des Kevin-Costner-Sommerblockbusters „Robin Hood – König der Diebe“ war, wurde der Jeansrocker zum Superstar.

„Es war verrückt! Manche Songs waren einfach überall auf der Welt so groß, dass ich wirklich in fast allen Ländern spielen konnte. Und ich habe nie Nein gesagt, sondern meinen Agenten beauftragt, mich einfach überallhin zu buchen“, erinnert er sich. „In Mumbai kamen verschiedene religiöse, aber auch weltliche Gruppen zum Konzert. Du hattest die Sikhs, die Muslime, die Krishnas – sie kamen alle zusammen in ihren traditionellen Gewändern zur Show. Alle gemeinsam, alle haben sich bestens verstanden. Eine brodelnde Menschenmenge mit vielfarbigen Turbanen und Gewändern, ein unglaublicher Anblick! Ich wünschte, wir hätten das gefilmt!“

Für Adams ist der gemeinschaftliche Aspekt an seiner Arbeit das Wichtigste – und das gilt nicht nur für die Musik, sondern auch für die Fotografie, die mittlerweile sein zweites Standbein geworden ist. Er ist nicht die Art von Fotograf, der im Backstage- und Bühnenbereich mit Kamera herumläuft und Tour-Impressionen festhält, wie das etwa Phil-Collins-Bassist Leland Sklar oder Tony Levin machen. Adams ist Porträt- und Modefotograf, seine Shootings für Modehäuser, Werbekampagnen und für andere Künstler (er fotografierte beispielsweise das Cover des 2022 erschienenen Rammstein-Albums *„Zeit“*) sind keinesfalls Kreativunternehmungen, bei denen er solo mit einer Spiegelreflexkamera in der Hand loszieht und die nur deshalb ausgestellt werden, weil es ein Rockstar ist, der auf den Auslöser drückt. „Es gibt bei der Fotografie in mancherlei Hinsicht tatsächlich so ein Einzelgängertum, aber ich brauche den Team-Aspekt. Gerade bei Modefotografie kommt man nicht um ein gutes Team herum. Wenn das Haar oder das Make-up des Models nicht gut aussehen, kannst du die Fotos wegwerfen. Und ich bin kein Stylist.“


Adams

Dass wir uns an diesem Abend in Berlin verabredet haben, macht Sinn – schließlich scheint die Stadt ein hervorragender Nährboden für Adams’ Projekte zu sein. 2013 kaufte er die leer stehende Fabrikhalle auf dem Gelände des ehemaligen Transformatorenwerks Oberspree im Berliner Stadtteil Oberschöneweide und verwandelte sie in einen Kreativraum, in dem nicht nur Büros, Galerien und Ateliers, sondern auch sein eigenes Fotostudio Platz fanden. Mittlerweile soll Adams den Großteil der dortigen Ateliers wieder verkauft haben. Es war nicht seine einzige Gründung in der deutschen Hauptstadt: 2003 rief er das „Zoo Magazine“ ins Leben, eine Zeitschrift, die sich mit Architektur, Mode und Kunst beschäftigt und für die Adams auch heute noch regelmäßig Fotostrecken liefert. Ein neuer Bildband seiner Fotografien ist ebenfalls geplant – ein Großprojekt, für das er ausgiebig sein eigenes Fotoarchiv durchforsten muss.

Adams, das betont er in Interviews gern, hatte nie einen Plan B für den Fall, dass es mit der Musik doch nicht klappen würde. Mit fünfzehn schmiss er die Schule und konzentrierte sich ganz auf Auftritte mit seinen damaligen Bands in Vancouver. Der Zufall wollte es, dass er dort Jim Vallance kennenlernte, mit dem er im Laufe der nächsten Jahrzehnte jede Menge erfolgreicher Songs schrieb. Zunächst in erster Linie für andere Künstler. Wenn die das Stück nicht wollten, nahm er es eben für sich. So entstand seine Solokarriere: Adams stellte sich quasi hinten an, musste sich erst von sich selbst überzeugen. Die Plattenfirma, die den Sänger und Musiker damals unter Vertrag nahm, hielt ihn trotz seiner Erfolge als Songwriter zunächst auf ganz kleiner Flamme. „Sie meinten: ‚Wir geben dir kein Geld. Aber wenn du eine Platte machen willst, zahlen wir die Aufnahme.‘“

Das große Geld ließ zunächst auf sich warten – sogar als die Verkaufszahlen in Millionenhöhe schnellten. Als *„Cuts Like A Knife“* 1983 rauskam, war Adams in einer prekären Lage. „Ich hatte nicht mal einen Topf zum Reinpinkeln“, erzählt er. „Ich hatte zwei Gitarren, eine fiel auseinander. Als die Platte rauskam, sagte ich zu meinem damaligen Manager: ‚Wir haben eine Million Alben verkauft – wo ist mein Geld?‘ Er sagte: ‚Es gibt kein Geld – weil du erst mal alles abbezahlen musst. Wie zum Beispiel auch mich.‘ Ich hatte Probleme, meine Miete zu zahlen – und das nach drei Jahren Tour! So schlecht war mein damaliger Vertrag!“

„Ich spüre ein neues Gefühl der Ermächtigung. Es ist irgendwie aufregend“

Zurück zur Produktionsökonomie seines aktuellen Albums. Die hat auch damit zu tun, dass er seit einiger Zeit nicht mehr bei einem Major-Label unter Vertrag steht. Für Adams ist diese Situation offenbar eine Art Frischzellenkur: „Ich spüre ein neues Gefühl der Ermächtigung, weil ich jetzt ein unabhängiger Künstler bin. Es ist irgendwie aufregend. Das war es zwar auch, als ich für jemand anderen gearbeitet habe, aber diese Abhängigkeit hatte ich immer im Hinterkopf. Jetzt, wo ich frei bin, habe ich dieses Gefühl nicht mehr.“

FOTO: BRYAN ADAMS

Davor und danach

Zum Jahresbeginn: Bewährtes von den Rolling Stones, Peter Gabriel und Neil Young – und Neues von Sleater-Kinney und The Smile

Regengüsse und Hochwasserlagen zum Jahreswechsel. Klare Sicht im Charts-Geschehen. Der Nachhall der „ewigen" Rolling Stones klingt bei den Lesern weiter. Auch Peter Gabriel, der in diesem Februar seinen 74. Geburtstag feiert und sich somit fast Jungspund nennen darf, profitiert von seiner lebenslangen Karriere im wilden Showgeschäft. Man kennt sich, man schätzt sich. Das zahlt sich aus.

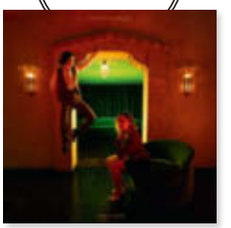
Eigenbrötler Neil Young dagegen schätzt es, die werte Kundschaft dezent zu verwirren, indem er emsig Produkt-Inflation betreibt. Selbst ausgewiesenen Fachkennern im Redaktionsbetrieb bleibt vor so viel *„Before And After"* zuweilen die Spucke weg.

Zum Durchmarsch in den wiederbelebten Schreibstuben im feineren Teil von Kreuzberg setzt das verbliebene Duo Sleater-Kinney mit dem Album *„Little Rope"* an – benannt wurde die Band einst nach einer Interstate-Abfahrt zwischen Seattle und Portland. Mehr Slacker geht nicht! Ein Anruf bei der örtlichen Highway Patrol ergab keine klare Aussage, wie oft dieses Schild bereits gestohlen worden ist. Wahrscheinlich nicht ganz so häufig wie die gelbe Ortsmarkierung des deutschen Mosel-Örtchens Alf.

Und Thom Yorke? Der kündigt mit seiner Quasi-Supergroup The Smile eine neue Fingerübung an, in die das einschlägige Fachpersonal bereits hineinhören durfte. Der Videoclip zur Vorabsingle „Wall Of Eyes" rotiert schon. Man darf gespannt sein, was die vielköpfige Fanschar dazu sagt. Man sieht sich … RN

FOTOS: FRANK LEBON, WMG, CHRIS HORNBECKER

CHARTS AUTOREN

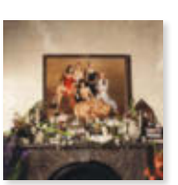


1. **Sleater-Kinney** „Little Rope" (3)
2. **Marika Hackman** „Big Sigh" (1)
3. **Ja, Panik** „Don't Play With The Rich Kids" (-)
4. **The Smile** „Wall Of Eyes" (-)
5. **The Last Dinner Party** „Prelude To Ecstasy" (-)
6. **Wilco** „Cousin" (2)
7. **Bernhard Eder** „Golden Days" (-)
8. **Green Days** „Saviors" (-)
9. **Madness** „Theatre Of The Absurd Presents: C'est La Vie" (9)
10. **Bar Italia** „The Twits" (4)
11. **Cat Power** „Sings Dylan" (13)
12. **Loretta** „Between Planets" (-)
13. **Olivia Rodrigo** „Guts" (18)
14. **Olli Schulz** „Vom Rand der Zeit" (-)
15. **Brittany Howard** „What Now" (-)
16. **The Rolling Stones** „Hackney Diamonds" (8)
17. **Sampha** „Lahai" (6)
18. **Torres** „What An Enormous Room" (-)
19. **Laura Veirs** „Phone Orphans" (-)
20. **Neil Young** „Before And After" (-)

CHARTS LESER

1. **The Rolling Stones** „Hackney Diamonds" (1)
2. **Peter Gabriel** „i/o" (-)
3. **Wilco** „Cousin" (2)
4. **Cat Power** „Sings Dylan" (13)
5. **PJ Harvey** „I Inside The Old Year Dying" (3)
6. **Lucinda Williams** „Stories From A Rock N Roll Heart" (8)
7. **Husten** „Aus einem nachtlangen Jahr" (15)
8. **Neil Young** „Chrome Dreams" (14)
9. **Element Of Crime** „Morgens um vier" (13)
10. **Bar Italia** „The Twits" (-)
11. **Madness** „Theatre Of The Absurd Presents: C'est La Vie" (-)
12. **Ilgen-Nur** „It's All Happening" (16)
13. **Margaret Glaspy** „Echo The Diamond" (5)
14. **Jerry Leger** „Donlands" (7)
15. **Pretenders** „Relentless" (10)
16. **Olivia Rodrigo** „Guts" (-)
17. **Neil Young** „Before And After" (-)
18. **Fortuna Ehrenfeld** „Silberschwein" (-)
19. **Sleater-Kinney** „Little Rope" (-)
20. **Marika Hackman** „Big Sigh" (-)

MITMACHEN UND GEWINNEN



Stellen Sie den Charts der ROLLING-STONE-Autoren Ihre eigenen Favoriten gegenüber und senden Sie bitte bis zum 2. Februar 2024 eine E-Mail mit Ihren fünf aktuellen Lieblingsalben an charts@rollingstone.de.
Zu gewinnen sind diesmal fünf Exemplare des neuen Albums *„Prelude To Ecstasy"* von The Last Dinner Party.

Palette mit Klängen

Einst spielte David Hedderman in einer Band mit seinem Freund Conor O'Brien von Villagers – nun lebt er als Maler in Berlin und hat seine erste Soloplatte aufgenommen

Von JAN JEKAL

Im Atelier des irischen Malers David Hedderman gibt es ein Objekt, das man in einer Künstlerwerkstatt nicht erwarten würde. Zwischen Leinwänden, Staffeleien, Farben und Pinseln ruht, in einem Gitarrenkoffer auf dem Boden, eine '62er Gretsch, eine elegant gebaute E-Gitarre mit wunderbar weichem Klang. Der Maler ist auch Musiker. „Sie ist eine Schönheit", sagt Hedderman, auf einem Schemel sitzend, das Instrument betrachtend. „Wenn man sie spielt, fühlt sie sich an wie ein Teil des eigenen Körpers." Man hört diese Gitarre als prägendes Instrument auf seinem schönen Debüt, *„Pulling At The Briars"*.

Hedderman ist selbst überrascht, wie schnell das Album zustande gekommen ist. Er lebt seit über fünfzehn Jahren in Berlin, als freier Künstler und Kunstlehrer. All die Jahre machte er Musik, aber nur für sich. Er lebt in Neukölln, mit seiner Partnerin, der Künstlerin Yuka Tanaka. An der Wand lehnt eine große Zeichnung von ihr, 80 mal 100 cm, die ihn im Unterhemd zeigt, an die Heizung gelehnt, in winterlichem Gegenlicht. „Letztes Weihnachten war ich mit Yuka in Dublin und wir haben ein Porträt von meinem alten Lehrer gemacht", erzählt er. „Danach haben wir den letzten Bus verpasst, und ich rief meinen Freund Conor an." Er meint Conor O'Brien von der Band Villagers, seinen alten Schulfreund und kreativen Partner, mit dem er vor zwanzig Jahren in der Band The Immediate gespielt hat und dem er in enger Freundschaft verbunden geblieben ist. „Wir trafen uns auf ein Bier in Dublin, und er schaute mich an und sagte: ‚Jetzt ist der richtige Zeitpunkt, wenn du dieses Album machen willst.'" Im März kehrte Hedderman nach Dublin zurück und machte das Album.

Sie nahmen die gesamte Platte in nur fünf Tagen auf, live, ohne Klick, Hedderman an der Gitarre, O'Brien am Schlagzeug, dazu Klavier, Klarinetten, Violine, Bass. Die Band passte sich seinem Tempo an. „Es gab einige sehr emotionale Momente bei den Aufnahmen", erzählt er. „Wir waren wie eine Familie während der fünf Tage. Im Zentrum von Dublin, ein Pub nebenan, in den wir danach gegangen sind. Diese Stimmung kann ich auf dem Album hören und darauf bin ich sehr stolz. Im Musikgeschäft und in der Kunstwelt ist Authentizität das Wichtigste, was man haben kann." Er spielte auf der '62er Gretsch, einem Geschenk von Conor O'Brien. „Nachdem wir das Album aufgenommen hatten, sah er mich an und sagte: ‚Mann, die musst du jetzt auf Tournee mitnehmen, das ist dein Sound!'" Er spielt ohne Plektrum, mit einem Tremolo-Pedal und viel Hall, erschafft einen warmen, beruhigenden Sound.

Einige der Lieder, die er nun zum ersten Mal aufgenommen hat, begleiten ihn seit fünfzehn Jahren, waren ihm ein Trost während seiner frühen Tage in Berlin. „Ich erinnere mich daran, wie ich sonntags verkatert dasaß, ein bisschen Heimweh hatte und diese Songs für mich wie eine Wärmflasche waren." Ins Jahr seines Umzugs, 2008, fiel der Beginn der Wirtschaftskrise. Die Pläne eines festen Ateliers zerschlugen sich. Er arbeitete in Cafés und Bars, er malte reiche Leute und war Gerichtszeichner, er begann zu unterrichten, was er bis heute tut, jede Woche gibt er Kurse in Porträtmalerei.

„Ich bin ein Typ, der Routine braucht, eine regelmäßige Praxis", sagt er. Egal ob es sich um Kunst oder Musik handelt. „Es ist alles in der Woche organisiert. Ich weiß, dass ich an vier Tagen in der Woche jemanden zeichnen oder singen werde. Ich bin nie zu einem Therapeuten gegangen. Noch nicht. Aber für mich kommt das einer Therapie nahe, es ist ein kathartischer Prozess." Inspiration kommt durch Handwerk und Arbeit, davon ist er überzeugt. Magische Momente fliegen einem nicht zu, sie können durch das Machen, das regelmäßige unermüdliche Machen, entstehen – und dann völlig unerwartete Folgen haben. „Man weiß nie, wo einen die Kunst hinführt", sagt er. „Wenn man in einem Büro arbeitet, ist man jeden Tag dort. Aber die Kunst kann einen wirklich an unerwartete Orte bringen."

Grönland zum Beispiel. Das von Herbert Grönemeyer gegründete Label bringt nämlich Heddermans Debüt heraus. „Yuka hat mich gefragt: ‚Wie fühlt es sich an, dass deine beiden Leidenschaften dein Beruf geworden sind und alles so ernst wird?'" Es sei wichtig, die Leichtigkeit zu bewahren, sagt er. In der Kunst wie in der Musik sei es wichtig, Freude am Erschaffen zu haben. Er sehe bei vielen Leuten, gerade in der Kunstwelt, dass sie auf Stipendien hinarbeiten und Projekte auf Fördergelder zuschneiden und dabei über der ganzen Bürokratie den künstlerischen Ausdruck vergessen. „Man kann sehen oder hören, wenn jemand etwas ohne Freude macht. Man muss das Ganze immer irgendwie auflockern, weißt du?"

Wir treffen uns am Tag nach Shane MacGowans Tod. Als ich ihn darauf anspreche, stellt sich heraus, dass der singende Dichter und dichte Sänger der Pogues für ihn eine prägende Figur war, ein Vorbild. Hedderman hält inne, stellt seinen Ingwertee ab, verlässt den Raum und kommt mit einer Flasche Whiskey zurück. „Shane ist für mich das Symbol eines Punks", sagt er und schenkt ein. „Eines wirklich guten Punks. Schau mich an. Ich sehe nicht aus wie ein Punk. Ich habe nie die Uniform eines Punks getragen. Aber irgendwie bin ich ein Punk. Weil ich Kunst mache. Ein Punk ist für mich jemand, der ein bisschen außerhalb von allem lebt. Bob Dylan hat da diese Zeile, die ich liebe: ‚To live outside the law, you must be honest.'"

Ein wenig außerhalb von allem zu leben bedeutete für Hedderman vor fünfzehn Jahren, aus Irland wegzugehen, die Band The Immediate hinter sich zu lassen und in Berlin ein Leben als Künstler zu beginnen. „Ich glaube, ich war so jung und fühlte mich von der ganzen Musikwelt überfordert", sagt er heute. „In diese Zeit fiel zudem der Tod meines Vaters. Danach brauchte ich Zeit für mich. Ich kam hierher nach Berlin und konnte mich zurückziehen. Wenn man auf Tournee ist, muss man den ganzen Tag unter Leuten sein." Wie geht es ihm heute mit der Aussicht auf ein Musikerleben? Ist der Touralltag mittlerweile eine erträgliche Vorstellung geworden? „Jetzt bin ich älter", sagt er, „und habe die ganze Sache unter Kontrolle." Es helfe, so viele Vertrauenspersonen im Team zu haben, Yuka macht die Videos, Conor produziert. „Ich halte es gern so eng wie möglich mit den Leuten, die ich kenne, mit Freunden und Familie."

So ist *„Pulling At The Briars"* auch ein Album über Freundschaft, eine musikalische Wiedervereinigung von David Hedderman und Conor O'Brien, die sich privat ohnedies nie überworfen hatten. Vor wenigen Wochen, erzählt Hedderman, habe O'Brien ihn in Berlin besucht, er habe da gesessen, wo ich gerade sitze, und sie hätten gemeinsam gezeichnet. „Er ist wie ein Bruder für mich. Ein Spiegel. Ich habe ihn immer bewundert, und ich glaube, er hat mich auch immer irgendwie bewundert. Er kennt mich schon so lange. In Berlin trifft man so viele Leute, die alles hinter sich gelassen haben, und es macht mich sehr glücklich, dass alle meine Freunde noch in meinem Leben sind."

Hedderman über drei Songs

IN YOUR OWN WAY

„Ein Instrumentalstück und mein Lieblingslied vom Album. Ich mag, dass es einem nicht sagt, was man fühlen soll. Ich liebe diese instrumentalen Jazzstücke mit abstrakten Titeln. „It Never Entered My Mind" von Miles Davis zum Beispiel. Man hört diese Musik und träumt."

THE ROLLING WAVE

„Ich hatte nie ein Problem damit, das Lied zu singen, aber bei den Aufnahmen wurde ich tatsächlich ziemlich emotional. Wenn man seine Freunde um sich hat, in dieser Art von Situation, wird das Singen zu einer ganz anderen Erfahrung. Die bekommt man nicht, wenn man allein sitzt."

PERMANENT BLUSH

„Den Song habe ich während des Lockdowns geschrieben. „I can't touch you now", damit meine ich die Zeit des Lockdowns, ganz am Anfang, als man tatsächlich niemand anderen berühren konnte. Seltsam, sich an diese Zeit zu erinnern …"

FOTO: YUKA TANAKA

David Hedderman

HOME SWEET HOME

TECHNIK

Hygge und Hightech ist die Kombi der Herzen. Wir stellen den Stand des smarten Heims im Alltag vor: Da gibt es Schönes, Sparendes und selbstständig Saugendes

Von RALF NIEMCZYK

AM BESTEN FÜR

FRIDAYS FOR FUTURE

Bosch Smart Home Starter-Paket

Das Raumklima-und-Heizungs-Set spart Zeit und Geld. Zum Einsteiger-Paket gehören der Smart Home Controller II, zwei Heizkörper-Thermostate (unser Bild) und ein Tür-/Fensterkontakt. Wohlfühlklima meets Energiesparen. Individuelle Temperaturregelung für jeden einzelnen Raum.

299 Euro **BOSCH-SMARTHOME.COM**

AM BESTEN FÜR

BLITZ KIDS

Yuma WiFi Switch

Das WLAN-fähige Energiemessgerät misst und dokumentiert den Stromertrag dieser Stecker-Solaranlage. Steuerung per Computer oder Smartphone. Skalierbare Leistungsabfrage in Watt. Auswertung der kurz- und langfristigen Stromkosten-Ersparnis über myStrom-App/Cockpit.

44,90 Euro **YUMA.DE**

AM BESTEN FÜR

CYBORGS

Roborock S7

Die begriffliche Nähe zum Cyber-Polizisten RoboCop ist kein Zufall: Die Putzscheibe meistert Hindernisse und räumt kräftig auf. Überzeugende Saugleistung. Das Handling ist dank einer „borstenfreien Hauptbürste" wartungsarm. Steuerung per App. Ladedauer rund sechs Stunden.

765 Euro **ROBOROCK.COM**

AM BESTEN FÜR

WOODY WOODPECKERS

Birdie Fresh Air Monitor

Schickes Design-Teil aus Dänemark. Ein Luftqualitäts-Sensor, der an den Bergbau-Einsatz von Kanarienvögeln als Indikator für giftige Gase erinnert: Wenn der CO_2-Wert in Innenräumen zu hoch ist, hängt Birdie kopfüber. Eine verspielte Lösung gegen Muff in Räumen aller Art.

190 Euro **BIRDIE.DESIGN**

AM BESTEN FÜR

FLASH GORDONS

Philips Hue E27

Einen Dreierpack im Fußball schaffen nur wenige. Dieses smarte Lampen-Trio steht für Beleuchtungskomfort im Rahmen des Starter-Sets E27. Verbunden mit der „Hue Bridge" sind kabelloses Dimmen und eine Timing-Funktion möglich. Steuerung per App, Stimme oder Smart Button.

99 Euro **PHILIPS-HUE.COM**

Tom Odell

Unbehaglich

Mit einer Klavierballade wurde er berühmt. Nun will der britische Songschreiber Tom Odell Neues ausprobieren

Von SAMIRA JOY FRAUWALLNER

Tom Odell, einst ein blasser Junge aus dem südenglischen Chichester, schrieb mit knapp zwanzig Jahren ein Lied: „Another Love“. 2013 sollte sich die bittersüße Ballade in eine Hymne für alle mit Herz- und Weltschmerz verwandeln. 2022, als Russland in die Ukraine einfiel, schwang sich das schüchterne Klavierliedchen auch noch zum Soundtrack des Widerstands auf. Denn im März jenes Jahres spielte Odell, mittlerweile ein Weltstar, sein Lied für die Geflüchteten aus der Ukraine – auf einem Keyboard in der Bukarester Bahnhofshalle. „Another Love“ ging ein weiteres Mal viral. Spätestens jetzt hatte der Song jede Generation und alle Welt erreicht. Doch obwohl Tom Odell immer noch ein blasser Mann mit blonden Strähnen ist, ist er mehr als ein One-Trick Pony.

Vor allem hat er mehr als dieses eine Lied geschrieben: Mit *„Black Friday“* erscheint nun schon sein sechstes Studioalbum und die dritte Platte innerhalb von drei Jahren. Ein Künstler in Höchstform? „Ich bin in den letzten Jahren fast schon psychotisch von Musik besessen“, erklärt Odell. „Ich will gerade nur Musik schreiben. Ich möchte mit meinem Notizbuch am Klavier sitzen. Aber ich habe keine Zeit. Was verdammt ärgerlich ist! Aber vielleicht schadet es auch nicht, es zu wollen, es aber nicht zu können.“ Denn umgekehrt sei nichts schlimmer als das Gefühl, am Klavier sitzen zu müssen, obwohl man nicht mehr schreiben will.

Als Odell an diesem Nachmittag in seinem schicken beigen Hotelzimmer sitzt, wirkt er müde und schmal, aber nahbar. In seinen Augen liegt eine Spur Selbstironie, ein wenig Nachdenklichkeit, darunter Schatten von zu wenig Schlaf. Und so stolpern seine Sätze auch etwas wirr und manchmal stockend aus ihm heraus, in einem herrlich britischen Englisch. Odell ist bescheiden, seine beachtliche Karriere lässt er sich in seinem zurückhaltenden Auftreten nicht anmerken. Der professionelle Vollblutmusiker, der schon in seiner Kindheit angelegt war, spielte mit sieben Jahren Klavier. Mit dreizehn schrieb er eigene Songs. Seine Entdeckung verdankt er der englischen Sängerin und Songschreiberin Lily Allen. Seitdem hat er sich zum Singer-Songwriter der Herzen entwickelt und zuletzt durch einen gemeinsamen Auftritt mit dem geistesverwandten Hozier für Aufsehen gesorgt.

Mit seinem Album *„Monsters“* aus dem Jahr 2021 befreite Odell sich von Panikattacken und Ängsten, die ihn bis dahin geplagt hatten. Nicht einmal ein Jahr später folgte *„Best Day Of My Life“*. Mittlerweile hat er sich mit seinem Weltschmerz offenbar einfach angefreundet: Tom Odell ist in Höchstform. Sein neuestes Werk klingt, als hätte er die Jahre des Sturm und Drang erst mal hinter sich gelassen. Und: Für die Aufnahmen hat er zur Gitarre gegriffen. „Bloß kein weiteres Klavieralbum!“, sagt er. Gelegentlich lässt er sich bei seinen Songs von einem Streichorchester begleiten.

Bei den Aufnahmen war es ihm wichtig, dass alles so „unproduziert wie möglich“ klingt. Authentisch wollte er sein, ohne Konzept und Framing. So hat auch der Plattentitel keine festgelegte Bedeutung: Einerseits ist der „Black Friday“ der 24. November 2023, Tom Odells 33. Geburtstag, andererseits ruft der Tag zum Konsum auf, was Odell ablehnt. Und irgendwie dachte er bei dem Namen an die Farbe Schwarz, die er mit Depression und Unzulänglichkeit gleichsetzt. Viele Assoziationen – Odell wollte das neue Album einfach organisch wachsen lassen. „Einige Künstler nehmen sich ein leeres Blatt Papier und schreiben drauf, worum es bei ihrem neuen Album gehen wird, was sie sagen wollen und wo sie stehen. Ich mache nichts davon.“ Viel chaotischer sei der Prozess bei ihm, „ein blindes Umherirren im Dunkeln, um herauszufinden, was das alles werden soll“.

Es wurde eine Platte mit 13 Songs, darunter die Single-Auskopplung „Black Friday“, die innerhalb von 24 Stunden über zwei Millionen Aufrufe auf Spotify generierte. „Verlier dich nie in all dem Lob und all den Lichtern“, kommentiert Tom Odell. Mit einem Zitat von David Bowie sagt er: „In diesem Trubel um deine Person solltest du dich immer unwohl fühlen. Als Künstler im Meer solltest du immer gerade so weit draußen schwimmen, dass deine Füße den Boden nicht berühren können. Aber auch wiederum nicht *zu* weit draußen – denn du weißt schon, sonst würdest du dich verlieren. Ich brauche einfach ein Unbehagen, um Kunst zu machen.“

FOTO: RORY LANGDON-DOWN

Bruce privat

Während der langen Tournee nach *„Darkness On The Edge Of Town“* 1978 lernte Bruce Springsteen die Fotografin Lynn Goldsmith kennen, die einige Konzerte der E Street Band fotografierte. Die beiden hatten dann eine Liebesaffäre, die erst vor dem Silvesterkonzert 1979 im Madison Square Garden endete. Springsteen war so verletzt, dass er Goldsmith aus dem Fotografengraben vor der Bühne ausschließen wollte.

Nun erscheint im Taschen-Verlag der nummerierte Prachtband „Darkness On The Edge Of Town“ mit den Fotos von Lynn Goldsmith und einem Vorwort von Bruce Springsteen. Man sieht den Charismatiker in seiner Al-Pacino-Phase im Übergang zum Superstar. Mit Lynn Goldsmith hat er sich wieder vertragen.

LIMITIERT AUF 1987 EXEMPLARE, TASCHEN.COM

FOTO: LYNN GOLDSMITH

UNDOWN

Karl Bartos

Übervater Bach

Der ehemalige Kraftwerk-Musiker Karl Bartos hat eine neue Musik für den berühmeten Stummfilm „Das Cabinet des Dr. Caligari“ komponiert

Von JÜRGEN ZIEMER

Als ehemaliges Mitglied von Kraftwerk gehört er zu den Ikonen des Pop. Karl Bartos hat Klassiker wie „Das Model“, „Die Roboter“ oder „Computerwelt“ mit geschrieben, baute im Kling-Klang-Studio präzise Beats und glasklare melodische Strukturen. Doch das ist lange her. Während sein Kollege Ralf Hütter immer noch mit den heute legendären Zukunftsvisionen der 70er- und 80er-Jahre durch die Kunsthallen reist, ohne neue Songs oder gar Alben, hat Karl Bartos sich nun an ein neues Kapitel gewagt: Musik und Sounddesign zu Robert Wienes Filmklassiker „Das Cabinet des Dr. Caligari“. Am 17. Februar ist in der Frankfurter Alten Oper die Uraufführung, Bartos und sein Partner Mathias Black werden dann live und punktsynchron zu einer digital restaurierten 4K-Fassung des Stummfilms performen. Das dazugehörige Album erscheint am gleichen Tag. Es ist stärker von Johann Sebastian Bach und den Ideen der 1912 gegründeten Künstlergruppe Der Blaue Reiter inspiriert als vom Sound der Düsseldorfer Pop-Modernisten. Eine eigenwillig erzählende Musik, die aus jedem Bezugsrahmen fällt.

„Natürlich habe ich erst mal angefangen, einen Pop-Soundtrack zu schreiben, mit elektronischem Schlagzeug, ähnlich wie eine Band, in der ich mal war. Aber das passte nicht zu den Bildern“, erzählt Karl Bartos und sitzt dabei in einer dicken Strickjacke im gemütlichen Wohnzimmer seines Häuschens im Hamburger Stadtteil Rissen. Das Verhältnis zu Ralf Hütter ist unverändert kühl, man spricht und schreibt schon lange nicht mehr miteinander. Verwertungsgesellschaften und Anwälte regeln das Nötige. Mit dem „Cabinet des Dr. Caligari“ zieht Bartos jetzt einen vorläufigen Schlussstrich unter seine Roboter-Vergangenheit.

Seit Jahrzehnten beschäftigt er sich mit dem Filmklassiker von 1920, auch als Professor an der Berliner UdK war „Caligari“ für ihn ein Thema. „Jede Szene im Film hat einen eigenen Rhythmus, die Bewegungen der Schauspieler sind manieriert und übertrieben. Ich musste erst mal die einzelnen Szenen erforschen, um zu erfahren, welchen Grundklang die haben.“ Herausgekommen ist dabei eine zeitlose Orchestermusik, die vollständig am Computer eingespielt wurde und sich dabei präzise und dennoch poetisch auf die Bilder und Szenen des Films einlässt. Man glaubt gelegentlich Philip Glass zu hören, die Residents oder Wendy Carlos, doch das sind jeweils nur einzelne Momente. „Musik ist transparent, alles ist immer zu hören“, sagt Bartos. „Und Bach ist der Übervater! Schließlich hat er das Fundament unserer heutigen Musik komponiert. Als ich das kapiert hatte, war nur ein Sinfonieorchester möglich. Allerdings transformiert, vielleicht ein wenig so, wie Walter Carlos das bei ‚A Clockwork Orange‘ gemacht hat. Nur eben ohne die Ironie.“

Ein ganzes Jahr hat Bartos für die auf Notenblättern festgehaltene Komposition gebraucht, zwei Jahre dauerte die Produktion am Computer im Kellerstudio seines Hauses. Das Verhältnis des Musikers zu digitalen Technologien ist jedoch kritisch: „Wenn es das Silicon Valley schon vor vierhundert Jahren gegeben hätte, hätten Violinen heute achthundert Saiten“, lacht der Rheinländer. Doch eigentlich meint er es ernst: „Das digitale Equipment, die digitale Maschine, ist Anti-Tradition – oder „disruptiv“, wie die das nennen. Wenn ich heute Musik komponiere, benutze ich eine akustische D-28-Gitarre oder ein Klavier.“ Das überrascht jetzt doch etwas – man erinnert sich schließlich noch gut an die vier Musikanten mit den Taschenrechnern in der Hand, die die Zukunft anscheinend kaum erwarten konnten, an die Aufbruchstimmung der klassischen Moderne, die Kraftwerk in den Pop transformierten. „Es war die Ästhetisierung der Technik, eine poetische Weise, in die Zukunft zu schauen“, sagt Bartos. „Doch wenn wir die Formulare und Algorithmen der Computer ausfüllen, werden wir quasi zu Buchhaltern. Musik in der verwalteten Welt – das ist der Computer.“

„Beim Komponieren benutze ich Gitarre oder Klavier“

Dass Kraftwerk 2021 in die Rock and Roll Hall of Fame aufgenommen wurden, entlockt Bartos nur ein müdes Lächeln: „Die haben mich nie gefragt, ob ich will. Mein früherer Kollege Ralf hat womöglich das „Kraftwerk“ schnell von der Tafel entfernen lassen, jetzt stehen da nur noch die vier Namen. Weil meiner mit B anfängt, steht er ganz oben.“

FOTO: PHILIPP RATHMER

Söldner im B-Movie

Von synchronisierten Rockstar-Dokus, Marktsackpfeifen, Chuck Norris und der Ähnlichkeit von Frank Stallone und Ryan Paris

ERIC PFEIL

FÜHRT POP-TAGEBUCH

Ich habe eine neue Lieblingsbeschäftigung: Mit überschwappender Begeisterung schaue ich seit ein paar Wochen Rockmusiker-Dokus mit deutschem Voice-over. Hui, das ist ein Spaß! Keine Ahnung, wie man das in, sagen wir, Spanien handhabt. In Deutschland jedenfalls ist es so, dass die Stimmen, die über das Rockstar-Geplapper in diesen Dokus gelegt werden, oftmals den Eindruck erwecken, als wähnten sich die Sprecher in einem Synchronstudio des Jahres 1985 zwecks Bearbeitung eines im Söldner-Milieu angesiedelten B-Actionfilms: Es muss immer klingen, als würde der sonnenbebrillte Angeber-Rockstar erzählen, wie er dereinst mit bloßen Händen eine Anakonda erwürgt hat – auch wenn er nur von einer schlecht besuchten frühen Tournee berichtet. Selbst Shane MacGowan hört sich in der deutschen Fassung von Julien Temples Film über ihn an wie Chuck Norris in „Missing In Action“. Ich kann mir nicht helfen, aber diese hiesigen Doku-Fassungen scheinen mir ein weiteres Indiz für das eigentümliche Verhältnis der Deutschen zur Rockmusik zu sein. Ein anderes ist die Existenz von Mittelalter- und Shanty-Rock.

Da es an dieser Stelle dringend zu vermeiden gilt, dass dieser Text zum Thema Mittelalter- und Shanty-Rock abdriftet, schweife ich lieber zu Chuck Norris ab. Das mag für viele aufs Gleiche hinauslaufen, es gibt jedoch feine Unterschiede. So ist Chuck Norris beispielsweise in keinem seiner Filme je beim Spielen von Marktsackpfeifen zu sehen, wohingegen das Instrument im Mittelalter-Rock durchaus verbreitet ist. So ziemlich alles andere hat Chuck Norris sehr wohl getan – sogar gesungen, etwa den Titelsong von „Walker, Texas Ranger“. Auch andere Größen des Actionkinos flexten im Laufe ihrer Karriere den Sangesmuskel. Ein Glanzlicht stellt in diesem Zusammenhang Sylvester Stallones Darbietung des Lieds „Drinkinstein“ in dem Film „Rhinestone“ dar – ein Tag, an dem ich diese kurze Szene nicht gleich morgens als Einstimmung auf alles Kommende geschaut habe, muss als vergeblich betrachtet werden.

Sie merken: Diese Kolumne ist schon jetzt in einem Ausmaß entgleist, dass kein amerikanischer Actionheld oder dessen Synchronsprecher sie noch retten könnten. Da kann ruhig noch darauf hingewiesen werden, dass Sylvester Stallones Bruder Frank mal einen Hit in den deutschen Charts hatte – also dort, wo heute die Marktsackpfeife dudelt. „Far From Over“ heißt der Song. Er stammt aus dem von Sylvester Stallone inszenierten Film „Staying Alive“ mit John Travolta in der Hauptrolle. Wer das Lied hört, der oder dem wachsen sogleich Stulpen an den Waden. Travolta erhielt für den Film die Goldene Himbeere als schlechtester Hauptdarsteller; auch allen anderen Beteiligten sollte dringend etwas verliehen werden.

Damit diese Ausgabe des Pop-Tagebuchs wenigstens zu irgendetwas gut ist, möchte ich darauf hinweisen, dass das erwähnte amerikanische One-Hit-Wonder Frank Stallone dem italienischen One-Hit-Wonder Ryan Paris („Dolce Vita“) zum Verwechseln ähnlich sieht. Beide hatten ihren Hit 1983. Ein klarer Hinweis – die Frage ist nur: worauf? In irgendeiner Parallelwelt hat in jenem Jahr vielleicht irgendein Regisseur ein B-Movie mit Frank Stallone und Ryan Paris gedreht, in dem die beiden Zwillingsbrüder spielen, die durch die Verkettung dummer Zufälle in Kampfhandlungen geraten und am Ende die Welt vor dem Untergang retten. Da beide Künstler noch leben, könnte man den Film auch heute noch drehen. Die Zeiten sind ja wieder danach.

Wissen Sie, am Ende geht es doch nur um eins: Man muss irgendwie durch die Dunkelheit kommen – Sie, verehrte Leserinnen, ebenso wie Ihr Kolumnist, Chuck Norris oder Ryan Paris. Ob nun mit einem Kolumnentext, dem sorglosen Singen eines Liedes namens „Drinkinstein“ oder mit einer robust übersetzten Rock-Doku. Wir sind alle nur enttäuschte Träumer auf der verzweifelten Suche nach Liebe und Schönheit. Hierbei gibt es keine falschen Abzweigungen. Wir sollten nur alle aufpassen, dass uns niemand die Goldene Marktsackpfeife verleiht.

ILLUSTRATION: STUDIO PONG

Sarah Jarosz

Im Reinen

Die Grammy-prämierte Bluegrass-Musikerin Sarah Jarosz ist jetzt in Nashville angekommen

Von JÖRG FEYER

TELLURIDE/COLORADO, JUNI 2007. BEI dem Festivalklassiker schnuppert eine 16-jährige Texanerin vor großer Rocky-Mountains-Kulisse an der großen weiten Bluegrass-Welt. Sarah Jarosz debütiert nachmittags auf einer Bühne, die später noch Größen wie Alison Krauss beehren werden. Im Publikum ist nicht nur der ROLLING-STONE-Autor angetan, sondern auch Produzent Gary Paczosa, der Jarosz prompt für Sugar Hill unter Vertrag nimmt. „Das war ein großer Tag für mich", sagt die Musikerin aus Wimberley heute. Wie würde die junge Frau von damals auf die heute 32-Jährige schauen? „Ich denke, sie wäre einfach stolz, dass ich noch dabei bin", entgegnet Jarosz lachend. „Es war ja wirklich ein Wendepunkt, weil ich realisierte, dass aus dem Hobby eine Karriere werden kann. Meine Hoffnung damals war nur, dass ich keine Eintagsfliege sein würde. Die 16-Jährige würde sich freuen, dass sie fünfzehn Jahre später immer noch Platten machen kann."

Wie jetzt ihre bereits siebte. *„Polaroid Lovers"* markiert den Abschied von New York, dem die vierfache Grammy-Gewinnerin in „Columbus & 89th" mit einem weinenden und einem lachenden Auge zuwinkert. Mit fünfzehn war sie erstmals im Big Apple, um in der Carnegie Hall eine Band zu sehen, die wenig später Punch Brothers hieß. „Seitdem wollte ich da leben. Und ich dachte sicher auch, wenn ich's da schaffe, dann überall. Aber dann kam die Pandemie ..." Die hat ihre Übersiedlung nach Nashville aber wohl nur vorgezogen, wo Jarosz nicht nur Nickel-Creek-Bassist Jeff Picker ehelichte, sondern sich auch „zum ersten Mal in diese Songschreiberwelt" hineinbegab. Sie habe sich lange davon ferngehalten, „weil ich fürchtete, ich könnte meine eigene Stimme noch nicht gut genug kennen, wenn ich das zu früh mache. Dass sie dann verloren geht. Jetzt kann ich das, weil ich sie kenne. Anders gesagt: Früher hätte ich dabei nur verlieren können - heute kann ich nur gewinnen, wenn ich mich auf den Prozess einlasse."

Man versteht, was sie meint, aber ganz so kalt war das Wasser, in das sie sprang, dann doch nicht. Immerhin kannte sie Autoren wie Natalie Hemby, Jon Randall oder Ruston Kelly schon von hier oder da. Und dann war da auch noch John Leventhal, 2020 Ko-Autor von vier Songs auf Jarosz' Album *„World On The Ground"*, aber der beteiligte sich erst während der Produktion. Gemeinsam mit dem

> ***„Mein Ziel als Musikerin war es immer, mich nicht in eine Box sperren zu lassen"***

wichtigsten Ko-Autor für *„Polaroid Lovers"* schrieb Jarosz schon, bevor es ins Studio ging: Daniel Tashian ist seit seinem Erfolg mit Kacey Musgraves der Mann mit dem Midas-Touch für Roots-Schaffende. Es sei „lustig, dass sich das jetzt überhaupt nicht mehr so anfühlt", staunt Jarosz. Aber Tashian zu kontaktieren „war einfach ein großer Schritt aus meiner alten Gemeinde heraus". Er kannte ihr Werk und wollte unbedingt mit ihr arbeiten, „was für mich natürlich sehr aufregend war". Die erste Schreib-Session für „Take The High Road" erinnert Jarosz als „fast magisch. Alles, was ich mit dieser Platte wollte, rückte in den Fokus."

Dass *„World On The Ground"*, ihr letztes New-York-Album, sehr introspektiv blieb, ist von einer feinen Ironie. Und dass sie erst nach Nashville gehen musste, um mit *„Polaroid Lovers"* eine extrovertiertere Seite von sich zeigen zu können, auch musikalisch. Der kraftvolle Opener, „Jealous Moon", wirkt wie ein Mission Statement. Einen knuffigen „Country-Banger" wie „Runaway Train" gönnt Jarosz sich ebenfalls, oder mit „Mezcal And Lime" einen schönen Schuss Eskapismus. Dass ihre traditionelle Klientel da schnell zum Shitstorm blasen könnte, ist Sarah Jarosz bewusst, letztlich ist es ihr aber egal. „Mein Ziel als Musikerin war immer, mich nicht von Regeln in eine Box sperren zu lassen. Natürlich komme ich aus einer traditionellen Folk-Welt, aber meine Einflüsse waren immer vielfältiger. Ich bin neugierig, was mein Publikum sagen wird - und doch ganz im Reinen mit mir, egal was die Leute dazu sagen. Denn letzten Endes kann ich sowieso nicht mehr tun, als die Musik zu machen, die mich gerade bewegt."

Und das hat ja schon damals in Telluride nicht nur Gary Paczosa überzeugt.

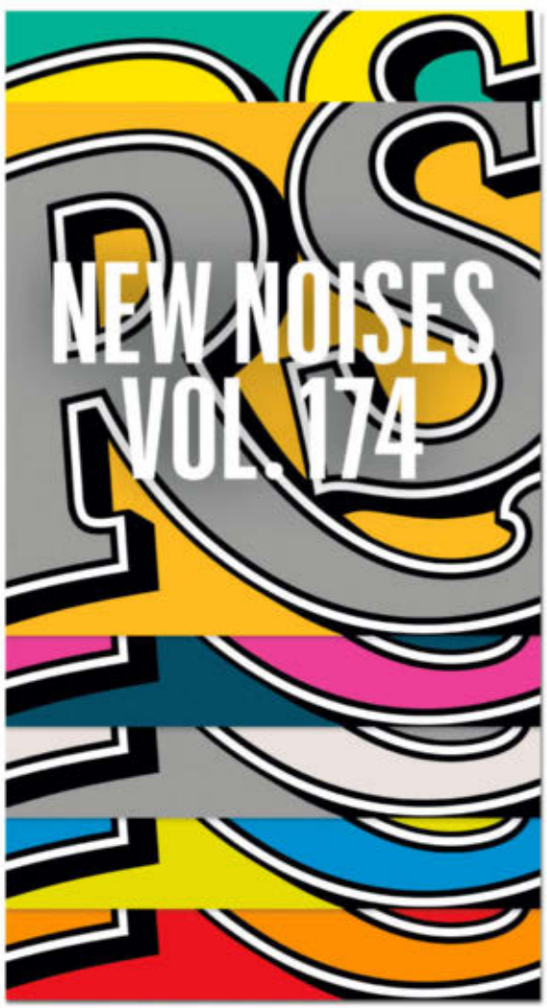
FOTO: SHERVIN LAINEZ

NEW NOISES IM FEBRUAR

PLAYLIST

New Noises #174

Bernhard Eder ist beseelt von Folk-Pop-Melancholie, Danielle Nicole von Gospel und Blues, Stoppok von der Erkenntnis „Wer du wirklich bist“ – und unsere Februar-Playlist von großartiger Musik



▸ Bernhard Eder
„Impassable“

Mit *„Golden Days“* hat der österreichische Songschreiber sein vielleicht schönstes Album aufgenommen. „Impassable“ ist ein impressionistisches Meisterstück, Folk-Pop-Melancholie in ihrer reinsten Form.

▸ Jesper Lindell
„Never Gonna Last“

Der Vorname verrät seine nordischen Wurzeln, Lindell stammt aus dem schwedischen Städtchen Ludvika. Seine Lieder oszillieren zwischen Americana und Soul – und scheuen das nötige Quäntchen Pathos nicht.

▸ Danielle Nicole
„Right By Your Side“

Nicht minder seelenvoll kommt die Musik von Danielle Nicole aus Kansas City daher. Die Sängerin und Bassistin grundiert ihre Songs mit Blues-Rhythmen und legiert ihre Melodien mit Gospel-Emphase.

▸ Lizzie No
„The Heartbreak Store“

Ganz und gar softe Töne schlägt die New Yorker Songschreiberin, Gitarristin und Harfenistin Lizzie No auf ihrem neuen Album an. „The Heartbreak Store“ ist munterer Country-Pop mit bittersüßer Harmonie.

▸ Loretta
„This Is The Band“

Zu den vielen wundervollen Platten der Stuttgarter Band um Sänger und Songschreiber Andreas Sauer gesellt sich mit *„Between Planets“* noch ein weiteres, von britischem Synth- und Gitarren-Pop inspiriertes Kleinod.

▸ Stoppok
„Wer du wirklich bist“

Ein Highlight von Stoppoks neuem Album *„Teufelsküche“* ist dieses mit Cäthe im Duett gesungene Folkrock-Stück über die Dinge, die uns leben und hoffen lassen. Doch Obacht: „Du stirbst, wenn du nicht mehr zuhören kannst.“

▸ David Hedderman
„Permanent Blush“

Der in Dublin geborene und in Berlin lebende Maler und Songschreiber David Hedderman entfaltet auf seinem Debütalbum herrlich unbeschwerte, an Mike Scott und Lloyd Cole gemahnende Folksongs.

ZU HÖREN BEI: Spotify Apple

PLAYLIST EXTENDED

- **Adrianne Lenker** „Ruined“
- **Björk & Rosalía** „Oral“
- **The Killers** „Spirit“
- **Julia Holter** „Sun Girl“
- **Christin Nichols** „Wie New York“
- **Wanda** „Bei niemand anders“
- **Middle Kids** „Bend“
- **The Jesus And Mary Chain** „Jamcod“
- **Gossip** „Crazy Again“
- **Kurt Vile** „Another Good Year For The Roses“
- **Marry Waterson & Adrian Crowley** „Undear Sphere“
- **Kaiser Chiefs** „Feeling Alright“
- **Nichtseattle** „Frau Sein“

Flipperkönig: Masucci mit seinem Lieblingsalbum *„Tommy“* im Berliner Hotel de Rome

„Wirklich besonders“

Der Schauspieler Oliver Masucci liebt die Geschichte von The Whos „Tommy“ – und seine alte Bochumer WG

Foto von NILS STELTE
Aufgezeichnet von RALF NIEMCZYK

KANN ES WIRKLICH *eine* Lieblingsplatte geben? Von Bob Marleys goldener *„Exodus“* bis hin zu Wolfgang Niedeckens BAP haben ganz unterschiedliche Bands und Solisten mein Leben eng begleitet. Ich könnte auch Meat Loaf nennen. Aber bleiben wir mal bei The Who. Auch wegen der Verfilmung bin ich anfangs bei *„Quadrophenia“* hängen geblieben – bei diesem Kult um die Mods, die Modernists, der in den mittleren Sechzigern zu wilden Schlägereien mit den Rockern führte.

Auf *„Tommy“* von 1969 bin ich weit nach der Veröffentlichung gestoßen, über meinen Freund Billy, der sich damals im Bonn der Achtziger „Kegelschuhe“ gekauft hat, um Mod-mäßig rüberzukommen. Er bestand darauf, dass seine Bowlingschuhe exklusiv aus London kamen. Dazu enge Röhrenjeans und halb lange Mäntel. Es gab Phasen, in denen man sich musikalisch rückwärts orientierte, siehe die vielen Teddy Boys im Rheinland. Bei den Mods ist diese Bewegung absurder. Die wollten ja ursprünglich *modern* sein und nicht „retrospektiv“. Nun ja, Modefirmen wie Fred Perry oder Ben Sherman spielen diese Karte bis heute.

Als ich jedenfalls einmal mit der Oma in Paris war, habe ich nach Stoff für meinen Kumpel Billy gestöbert. Und so stieß ich auf *„Tommy“*, das ja nach deren Mod-Phase entstanden ist. Das opernhafte Gehabe des wild gelockten Sängers Roger Daltrey, der dieses Opus ja auch verkörperte, steht Mick Jagger um nichts nach.

Ich fand es wirklich besonders! Diese absurde Geschichte über eine taubstumme und blinde Jesuskind-Figur, die da erzählt wird. Und dann kommen diese wahnsinnigen Songs dazu, die auch als eigenständige Singles funktionieren, etwa „Pinball Wizard“. Der Protagonist kann die Kugel als Blinder so gut spielen, weil er den Ball spürt. ‚Ne Flipperkönig‘, wie man im Rheinland sagen würde.

Aktuelle Musik bekomme ich aus meinem Bochumer Umfeld, das ich auch in meinem Buch beschreibe: Wir haben mit vier, fünf Männern aus der Theaterszene in einer 280-Quadratmeter-WG gewohnt – großartig! Unten wohnte der Hauptmann des Rumpelhauses, der nannte sich DJ Mart. Ich erinnere mich nicht mehr an seinen Hit. Er hatte jedenfalls locker 25.000 Platten. Seinen Plattendealer nannte er „den Fetten“. Sagt man heute ja nicht mehr. Er sagte damals halt: „Ich geh zum Fetten, neue Maxis checken.“ Und immer wenn wir nach Hause kamen, standen da neue Platten. Irgendwann hatte er eine Geschäftsidee namens „Mr. Jukebox“, die er später nach Berlin in einen Laden brachte, wo er seine Schätze wie in einer Galerie ausstellte. Man konnte aber nichts kaufen. Echt surreal! Heute stehen seine 20.000 Scheiben in der Garage seiner Mutter in Bochum. Und wenn er Geld braucht, gibt er schweren Herzens Sammlerstücke ab.

COVER STORIES

Prominente und ihre Lieblingsplatten. Diesmal: Oliver Masucci. In seiner Autobiografie „Träumertänzer“ (Lübbe Life) erzählt der Schauspieler seinen Karriereweg von der Jugend in Bonn bis auf die Höhen von Beverly Hills. In Wien wurde er zur gefragten Theatergröße. Er spielte Rainer Werner Fassbinder in „Enfant Terrible“, ausgezeichnet mit dem Deutschen Filmpreis. Mit der Netflix-Serie „Dark“ wurde er auch international bekannt. Zuletzt war er in „Phantastische Tierwesen: Dumbledores Geheimnisse“ zu sehen. Im Februar folgt ein Gastspiel in „Harry Potter und das verwunschene Kind“ im Hamburger Mehr! Theater am Großmarkt.

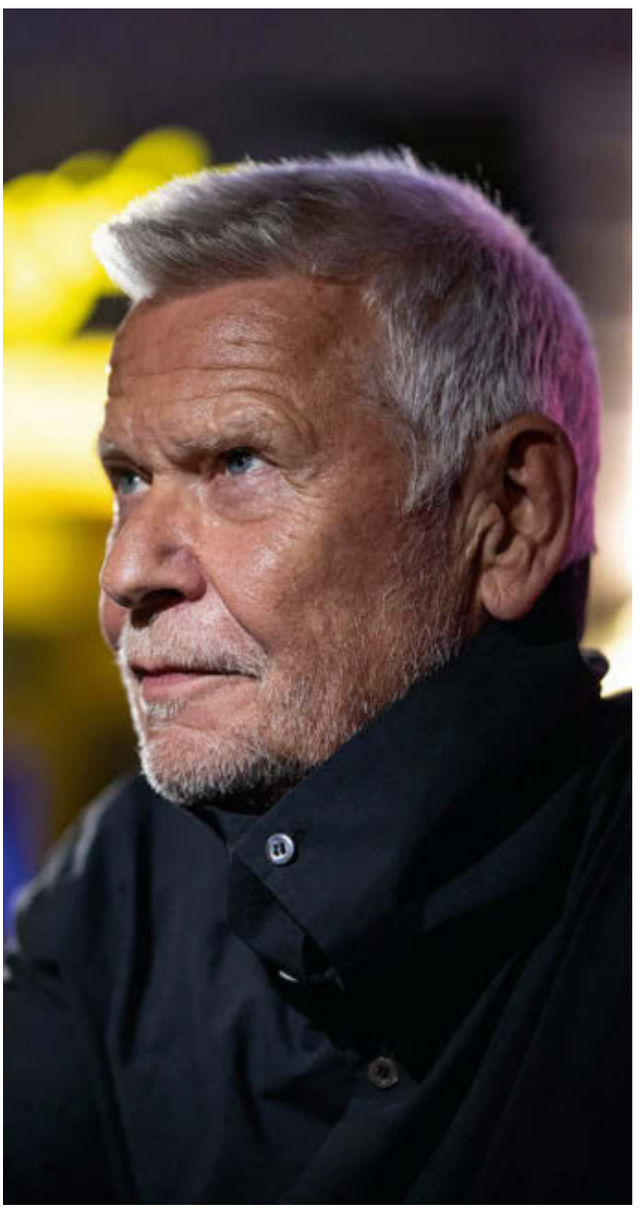
RollingStone

NICHTS MEHR VERPASSEN!

ALLE NEUIGKEITEN DIREKT AUFS TELEFON

ROLLING STONE AUCH AUF WHATSAPP – JETZT FOLGEN!

Q&A



Achim Reichel

Der legendäre Songschreiber über seine Gedicht-Vertonungen, „Aloha heja he“ und die Rolling Stones

Von JÖRG FEYER

Als Rattles-Gitarrist tourte Achim Reichel mit den Stones und den Beatles. Später ging sein Kraut-Projekt A. R. & Machines auf *„Grüne Reise“*, bevor er Feuilletonisten mit dem Seemannsgarn auf *„Dat Shanty Alb'm“* schockierte. Der auf St. Pauli sozialisierte Sohn eines Schiffsstewards vertonte Klassiker von Fontane und Jörg Fauser. Im März wird Reichel, dann 80 Jahre alt, der Bühne Adieu sagen. In Hamburg-Hummelsbüttel empfängt er in seinem Musikzimmer, wo auch der Bonus-Song für sein Live-Album *„Schön war es doch!“* entstand. Achim Reichel mag „das Gebrochene“ des Hildegard-Knef-Originals von 1962.

Wie gefällt dir das neue Stones-Album?
Kenn ich gar nich komplett. Ein Stück lief im Radio, und meine Frau, Heidi, rief: „Das sind die Stones!“ Nee, klingt nur so ähnlich, sagte ich. Doch sie waren's wirklich! Wow, dachte ich, Jagger klingt aber verjüngt! Arbeiten die jetzt auch mit KI? Aber dieses Video zu „Angry“ mit dem Model im Cabrio – was soll der Scheiß? Souverän ist was anderes.

Keith Richards sagte der „SZ“, er wollte anfangs nur Gitarre spielen – kein Gedanke an eigene Songs. War das für dich zu Anfang ähnlich?
Total! Wir waren nur Rock'n'Roll-Fans, für die es das Tollste war, dann selbst auf der Bühne zu stehen. Damals galt man mit längeren Haaren und E-Gitarre ja fast als Marsmensch. Der Blick in den Time Tunnel kann einen auch nachdenklich machen. Aber das ist der Zug der Zeit. Und ich sag mir: Was hast du für unglaubliche Jahre erlebt!

Wie schwer war es, Neues zu versuchen, während zunehmend Nostalgie lockte?
Ich wollte, dass es spannend bleibt – während viele Leute mich auf ewig bei den Rattles sahen. A. R. & Machines schoss übers Ziel hinaus, aber über Folk-Rock fand ich zu den Shantys, als Schmelztiegelmusik von Matrosen, die überall was aufschnappten. Und weil ich aus einer Seemannsfamilie komme, dachte ich: Spiel doch mal Shantys als Rocksong! Da hatte ich erstmals das Gefühl: Hey, jetzt leistest du hier einen Beitrag! Auch als Aussöhnung mit unserem kulturellen Background. Da waren wir ja so was von angeschlagen. Ich dachte auch lange, geile Sachen können nur aus Ami-Land oder England kommen. Aber mit *„Regenballade“* entdeckte ich unsere Sprache noch mal neu. Ich spürte eine Rhythmik in Gedichten und empfand etwas in Versen, das in der Schule noch völlig an mir vorbeigegangen war.

Heute wird „Regenballade“ im Deutschunterricht behandelt, während es deine Fauser-Adaption „Der Spieler“ in die ZDF-Hitparade geschafft hat. Ein breiter Wirkungsgrad.
Ja, aber es war schmerzhaft damals, in großen Tageszeitungen über *„Regenballade“* lesen zu müssen: Darf man unseren Dichtern so was antun? Da hab ich gedacht: Ihr Pfeifen! Wenn wir etwas aus unserer Kultur in diese Zeit heben wollen, dann muss man das auch mit dieser Zeit verbinden. Mein Mittel waren Rock-Rhythmen. Und die Plattenfirmen sagten: Ach, den Reichel lass mal machen, der is zwar manchmal drüber, aber dann trifft er auch mal richtig.

Wie 1991 mit „Aloha heja he“. Wie erfährt man davon, dass ein alter Hit 2021 in China noch mal viral geht?
RTL rief an, ausgerechnet: Ja, Herr Reichel, können wir mit Kamerateam vorbeikommen? Sie ham doch jetzt diesen Hit in China! Ich sag: Kinder, *was* is los? Ich kam mir vor wie bei „Vorsicht Kamera“. Aber man fühlt sich denn doch verdammt gut dabei. Weil das kein Marketing war, sondern nur die Kraft eines Songs. Wobei ich mir schon 'nen Kopf gemacht hab: Was sehen die da drüben in dem alten Song?

Das Lautmalerische des Titels hat geholfen.
Ja, und meine Stimme. *(Stellt seine Stimme ganz tief.)* Die ist da drüben wohl was Besonderes.

Du bist 2017 in der Elbphilharmonie noch mal live auf *„Grüne Reise“* gegangen. Wer hat dich denn dazu überredet?
Ich traf meinen Ex-Konzertagenten Karsten Jahnke und erzählte, dass ich an einer A.R.-&-Machines-Werkschau arbeitete. Er sagte: Ich hab damals die Konzerte gemacht. Jaja, weiß ich noch, Support für Rory Gallagher in der Musikhalle, zwanzig Minuten solo mit Gitarre und Echo-Tonbandgerät. Heute würde man von Loops sprechen. Und Karsten sagt: Willst du damit nicht in der Elphi auftreten? Ich dachte, mich tritt 'n Pferd! Der Vorteil war, dass dies über das Echo geklickte Musik ist, mit der man alles machen kann. Also auch 'ne Mischung aus Konzert und Musik-Installation, wie Eno sagen würde. Zwei Wochen später rief Karsten an, die Elphi sei ausverkauft. Oh, dachte ich, jetzt wird's spannend! Da ist sogar ein Journalist aus Chicago gekommen! Da brauchte ich bei aller Routine schon starke Nerven. Doch der Applaus hörte gar nicht auf.

Wenn eine Fee käme, die sagt: Achim, die Stones wollen einen Song mit dir aufnehmen …
(Lacht.) Würd ich geil finden! Und sagen: „Mein lieber Keith, unser Gott heißt Chuck Berry, lass ma Gitarren einstöpseln, und dann schaun wir, was passiert.“

Aber Mick dürfte auch mitmachen.
Bei Mick dachte ich schon 1963 auf der England-Tour: Das is 'n Geschäftsmann – der auch ein toller Frontmann ist.

FOTO: HINRICH FRANCK

Bernhard Eder

Gegen die Schläge

Irgendwas war immer in den letzten Jahren – nun hat der österreichische Songschreiber Bernhard Eder ein tröstliches Album darüber gemacht

Von MAX GÖSCHE

Vielleicht ist das neue Album von Bernhard Eder deshalb so gut, weil ihn der Schlagzeuger Max Perner aus seiner Komfortzone geschubst hat. Der Mann, der unter anderem bei Thees Uhlmann trommelt, hörte sich die ersten Aufnahmen zu *„Golden Days“* an, anschließend riet er Eder: „Versuch doch mal was anderes! Das kennt man schon von dir.“ Ein Satz, den so mancher Künstler als Kränkung empfunden hätte. Aber nicht Eder. Er gehört zwar seit über zehn Jahren zu den besten Songschreibern im deutschsprachigen Raum, Eitelkeit scheint er trotzdem nicht zu kennen. Der Österreicher nahm sich seine Songs also noch einmal gründlich vor, feilte an Melodien und Arrangements. Und so wurde *„Golden Days“* zu einer Folk-Pop-Reise durch die Ängste und die Trauer, die Eder in den letzten fünf Jahren durchlebt hat. „Dieses Album hat eine lange Geschichte hinter sich“, erklärt er lakonisch. Irgendwas war immer: Corona, private Schicksalsschläge, Aufträge für Theatermusiken.

Eder schreibt inzwischen für einige der renommiertesten Häuser, vom Burgtheater seiner Heimatstadt Wien über das Schauspielhaus Salzburg bis zum Münchner Volkstheater. „Das bietet mir Sicherheit. Dadurch kann ich mir auch mal länger Zeit lassen für ein Album.“ Allzu lange dauert es jedoch nie. Zuletzt erschienen das elektronisch durchwebte *„Reset“* (2019) sowie die intimen Home-Recordings von *„Subterranean Echoes“* (2021), das ihm einmal mehr Vergleiche mit Elliott Smith einbrachte. Auf *„Golden Days“* klingen auch Radiohead, Travis und Pink Floyd an. Die Platte ist vom Spiel einer traumwandlerisch agierenden Band beseelt. So wollte es Eder. Deshalb ließ er das Projekt immer dann ruhen, wenn pandemiebedingt keine Sessions mit voller Besetzung möglich waren.

> ***„Ob Trennung, Trauer oder Wut – ich empfinde es als Privileg, Songs schreiben zu können“***

Angefangen hat alles 2018, als Eder die Zusage eines Förderprogramms erhielt. Dadurch konnte er in die heiligen Hallen des Wiener Radiokulturhauses gehen. Dort, im legendären Studio 2, nahmen Eder und Co. drei Tage lang einen Take nach dem anderen auf. Er schwärmt von dieser intensiven Erfahrung, der Atmosphäre, dem Live-Sound. Für jemanden, der seit Mitte der Nullerjahre als Solokünstler unterwegs ist, sucht er auffällig oft nach einem Wir-, nach einem Band-Gefühl. Mit zwei Schauspielerinnen hat er das Nebenprojekt Low Life Rich Kids gegründet, Post-Punk und Neue Deutsche Welle angezapft und ein paar ziemlich hübsche Singles veröffentlicht. Für *„Golden Days“* wollte er seinen musikalischen Begleitern einen Bandnamen geben. Die Idee verlief schließlich im Sand, weil zu viele Leute beteiligt waren.

Von goldenen Tagen kann auf Eders neuem Werk übrigens keine Rede sein. Die Songs sind durchzogen von seinem Unmut über die politischen Zustände. Die Flüchtlingskrise von 2015 sei für ihn eine Zäsur gewesen: „Da habe ich angefangen, mehr politische Texte zu schreiben.“ In „The Unbeauty Regime“ schwingt jetzt der ganze Wahnsinn der letzten Dekade mit: Rechtsruck, asoziale Medien, das Herunterspielen der Klimakatastrophe, das Erbe der Ära Trump/Kurz/Johnson. „Und inzwischen“, meint Eder, „ist ja alles noch viel schlimmer geworden. Korruptionsskandale sind vielen egal geworden.“ Die Rechtspopulisten von der FPÖ gewinnen an Stimmen, den anderen österreichischen Parteien mangele es an charismatischen Führungspersönlichkeiten.

Hoffnung, dass sich die Lage bald verbessert, machen Eders neue Songs nicht. Etwas Tröstliches versprühen sie dennoch. Weil Eder seine Angst und Verwundbarkeit mit uns teilt. *„Golden Days“* ist auch ein Nachhall des schmerzlichen Verlusts seiner Schwester, die 2022 an Herzversagen starb. Zwar widmete er ihr bereits im letzten Jahr die wunderschöne Single „For Lu“. Doch in Stücken wie „Consequence“ spukt der Tod noch herum. In Eder ist ein Gefühl der Sicherheit zerrissen. Er beschreibt das so: „Bei jedem Schritt, den du machst, kann etwas passieren. Sobald du dich aufgerappelt hast, kommt der nächste Schlag.“

Gegen das Verzagen und Einigeln hat Bernhard Eder ein ziemlich gutes Mittel: „Ob Trennung, Trauer oder Wut – ich empfinde es als Privileg, Songs schreiben und mich auch mal auskotzen zu können.“

FOTO: NICO HAFNER

Pragmatischer Plünderer

Der Wiener Comic-Zeichner Nicolas Mahler lässt uns zum 100. Todestag von Franz Kafka über Boshaftes und Überraschendes schmunzeln

Von THOMAS HUMMITZSCH

BILD: NICOLAS MAHLER

Nicolas Mahlers Geschichte mit Franz Kafka beginnt nicht in Prag, sondern in Wien. Ausgerechnet in Wien, von dem Kafka nichts hielt. Aber es geht hier nicht um einen der größten deutschsprachigen Schriftsteller, sondern um Nicolas Mahler, einen der angesehensten Künstler in der deutschsprachigen Comic-Szene. Den sprach vor Jahren im Hausflur seine Nachbarin an: Sie habe in der Zeitung gelesen, dass er Comics mache. „Bei Comics fällt mir als Erstes immer Kafka ein. Der hat recht liebe Figuren erfunden“, erklärte die rüstige Nachbarin dem irritierten Zeichner. Sie konnte sich an zwei rote Füchse und eine Figur namens Lupo erinnern. „Ich glaub, Sie meinen Rolf Kauka“, korrigierte Mahler, und die Alte entgegnete nonchalant: „Genau! Kauka. Der war's!“

Kauka, Kafka – ein einfacher Buchstabe führt vom deutschen Walt Disney zum berühmtesten Prager Schriftsteller. Dennoch würde wohl niemand auf die Idee kommen, beide in einem Atemzug zu nennen. Vermutlich nicht einmal Nicolas Mahler, der ursprünglich „Fix und Foxi“-Zeichner werden wollte, längst aber selbst eine Ikone der Neunten Kunst ist. Die Kafka-Kauka-Verwechslung hat er selbst erlebt und in dem Band „Franz Kafkas nonstop Lachmaschine“ festgehalten.

Ausschlaggebend für Mahlers Auseinandersetzung mit Franz Kafka ist nicht diese Anekdote, sondern Kafkas Todestag, der sich am 3. Juni 2024 zum 100. Mal jährt. Der Wiener Zeichner legt gleich zwei Werke vor: eine im besten Sinne eigenwillige Comic-Biografie und einen illustrierten Band mit Textauszügen, Zitaten und Aphorismen, die die selbstironische, schwermütige und boshafte Seite von Kafka zeigen. An beiden wird man im Kafka-Jubiläumsjahr nicht vorbeikommen.

Nicolas Mahler ist einer der meistgelesenen Zeichner seiner Generation. Seit über dreißig Jahren bringt er als Meister der Strichmännchen das Spielerische und das Intellektuelle der Comic-Kunst elegant zum Glänzen. Er hat zahlreiche Preise und Auszeichnungen erhalten, und seine Arbeiten sind vielfach in Museen gezeigt worden.

Mahlers gigantisches, in seiner Reduktion geradezu bilderstürmerisches Werk umfasst weit mehr als sechzig Einzelbände. Bekannt geworden ist der Wiener als Sketch- und Cartoon-Zeichner für verschiedene Magazine, in denen seine berühmtesten Figuren entstanden. Etwa der Sofaheld und Sesselfurzer Flaschko, der, eingewickelt in eine Heizdecke, mit seiner Mutter die Dramen und Komödien des Lebens durchspielt. Oder die renitente Finanzbeamtin Goldgruber, mit der sein gezeichnetes Alter Ego immer wieder engagiert in Wiener Schmäh die Frage diskutiert, was Kunst ist und warum das Finanzamt sich besonders dafür interessiert. Viele seiner gezeichneten Short Storys sind Rückblicke auf Selbsterlebtes, Nicolas Mahler findet seine Geschichten eben im Alltag: auf der Straße, in der Bahn, im Finanzamt oder auf der Buchmesse. Wo auch immer er geht und steht, fängt er mit seiner „unauffällig eingesetzten Belausch- und Beobachtungsgabe“ die skurrilen Momente des Alltags ein.

Seit einigen Jahren setzt sich Mahler aber auch mit der literarischen und cineastischen Hochkultur auseinander. Meist ist er als Freibeuter im Meer der Weltliteratur unterwegs, wo er einen Schatz nach dem anderen vom Meeresboden hebt und ihn sich zu eigen macht. Mit seinem reduzierten Strich hat er schon das Bild von James Joyce, Lewis Carroll, Akira Kurosawa, Thomas Bernhard, Arno Schmidt, Robert Musil, Marcel Proust, Immanuel Kant und einigen anderen auf den Kopf gestellt. Mit seinen zeichnerischen Zuspitzungen schafft er völlig neue Zugänge zu deren Leben und Werk, indem er das Seichte ins Tiefe und das Tiefe ins Seichte bringt. Oder um es mit den Worten einer seiner älteren Geschichten zu sagen: Er bringt „Dreck in die Tempel, Blödsinn in die Literaturhäuser und Intertextualität in die Comic-Shops“.

Wer Musil, Proust und Kafka adaptiert, muss ein fleißiger Leser sein – sollte man meinen. Mahler ist das Gegenteil. Er bezeichnet sich selbst als „faulen Leser“, oft sei er schnell gelangweilt. Lediglich bei Autobiografien empfinde er Lesegenuss. Angst vor großen Namen hat er dennoch nicht, auch Kafka habe ihm keine schlaflosen Nächte bereitet. Für seine Arbeit sei Kafka einfach perfekt, weil jeder sofort ein Bild von ihm im Kopf habe. „Im Comic arbeitet man ja, vor allem wenn man wie ich einfach und humoristisch zeichnet, mit Abziehbildern und Archetypen. Da ist jemand wie Kafka natürlich ideal. Da muss man kein Bild mehr erfinden, sondern kann gleich loslegen und mit dem schon vorhandenen Bild spielen“, erklärt Mahler.

Wichtig sei darüber hinaus, das eigene Werk „nicht allzu ernst zu nehmen“. „Meine Versionen ersetzen die Ursprungswerke nicht, sondern sind kleine Fußnoten für die, die sich heranwagen. Wenn das einmal klar ist, lässt sich's ungeniert plündern. Irgendwann, wenn man sich sehr lange mit den einzelnen Texten beschäftigt, sind sie sowieso nicht mehr Werke von Giganten, sondern nur mehr Material für das eigene Buch. Anders geht es nicht.“

Mahler illustriert Kafkas Leben als entbehrungsreiches und zerrissenes Dasein voller Ambitionen und Selbstzweifel. Er verbindet den Legendenstatus des Schriftstellers mit dem Golem-Mythos von Kafkas Heimatstadt, widmet sich dem Vatertrauma ebenso wie den aufreibenden Liebesabenteuern, legt Kafkas Tätigkeit als Versicherungsbeamter ne-

ben sein schriftstellerisches Tun und blickt auf Krankheiten, Selbstzweifel und andere Schrullen. Nahezu beiläufig rekonstruiert er dabei die Entstehung seiner Texte und setzt so Stück für Stück das Puzzle des wohl berühmtesten und rätselhaftesten Schriftstellers der Welt zusammen. Dabei lässt er Kafka immer wieder selbst zu Wort kommen.

Abgesehen von Kafkas Werken kam Mahler natürlich auch nicht an der dreibändigen Kafka-Biografie von Reiner Stach vorbei. Dessen herausragende Expertise sei allerdings nicht immer hilfreich im Sinne von Mahlers ursprünglichen Plänen gewesen, weil „gute Anekdoten, die ich aus anderen Quellen hatte, bei ihm durch seine genaue Recherche widerlegt wurden“. Besonders ergiebig seien aber auch Kafkas Briefe und Tagebücher gewesen, erklärt Mahler. In ihnen habe er einige skurrile Details gefunden, die sich nun in seiner Comic-Biografie wiederfinden. Da ist beispielsweise Kafkas Sehnsucht, zu einem Bestsellerautor zu avancieren. Dabei helfen sollte eine Reihe „Billig“-Reiseführer, dessen Prinzip „von dem Grundsatz ausging: Es ist unmöglich, eine fremde Sprache vollständig zu erlernen. Wir lehren daher lieber gleich das Falsche.“ Wie viel von dem Ganzen Ernst und wie viel Scherz war, bleibt offen, aber allein diese ulkige Anekdote lohnt die Lektüre.

„Kafka hatte einen tröstlichen Sinn für das Absurde“

„Komplett Kafka“ erhebt nicht den Anspruch auf Vollständigkeit – wie keine von Mahlers sogenannten Literatur-Adaptionen, die viel mehr sind als eine Anverwandlung. Mahlers Kunst besteht darin, das geplünderte Material neu anzuordnen und zu interpretieren, um neue Perspektiven anzubieten. Bei seiner Interpretation von James Joyce’ „Ulysses“ etwa verlegt er die Handlung nach Wien, und statt mit Leopold Bloom erkunden wir mit dem Anzeigenverkäufer Leopold Wurmb am 16. Juni 1904 das Treiben im Zentrum der österreich-ungarischen Monarchie. Im Vergleich dazu ist Musils „Mann ohne Eigenschaften“ nahezu werktreu umgesetzt. Mahler hat dafür nicht nur eine Figur ohne greifbare Eigenschaften geschaffen, sondern lässt diese auch passend zur literarischen Vorlage vergeblich dem Sinn der menschlichen Existenz nachstellen.

Faszinierend ist immer wieder, wie Mahler mit unwiderstehlicher Chuzpe und Ironie die Weltliteratur eindampft. Ob am Ende tatsächlich die Essenz der Werke bleibt, kann dahingestellt bleiben, aber er zieht das für seine Zwecke Wesentliche aus ihnen. Er selbst spricht meist von einer „Entschlackung der Texte“, der stets eine Art Drehbuch zugrunde liege. Bei einer Lesung in Berlin im Frühjahr 2023 erklärte er, wie das funktioniert: „Ich streiche erst einmal alle Szenen, die ich nicht zeichnen will“, das seien vor allem Szenen mit vielen Personen. Der Grund liegt auf der Hand: „Meine Figuren sind recht eingeschränkt. Die können bloß lang und dünn oder klein und dick sein. Daran kann man sie unterscheiden.“ Eine Massenszene aus kleinen dicken und langen dünnen Figuren sähe reichlich skurril aus. Außerdem würden Texte, die ihn nicht packen, es nicht ins Drehbuch schaffen. „Ich tippe meine Drehbücher mit zwei Fingern. Das ist mühsam genug. Wenn ich dann merke, dass ich beim Tippen von Szenen müde werde, weiß ich schon, dass diese Textstelle nicht wichtig ist.“

Auf ganz pragmatische Weise verdichtet Mahler so Stück für Stück die Weltliteratur, legt Zugänge frei und eröffnet neue Perspektiven. Er schreibt nichts um, und doch verdichtet er die Literaturen der Welt in vielfacher Art. Etwa wenn sich in seinem Band „Alice in Sussex“ die Wege von Lewis Carroll und H. C. Artmann in einem sonderbaren Kaninchenbau kreuzen, wo sich die blauhaarige Alice in einer gut sortierten Bibliothek verirrt.

In „Komplett Kafka“ fällt auf, dass Kafkas berühmteste Texte nicht im Vordergrund stehen. Stattdessen erhalten sein unvollendeter Roman „Der Verschollene“ und die wenig bekannte Erzählung „Josefine, die Sängerin oder Das Volk der Mäuse“ viel Raum. Das Romanfragment enthalte typische Kafka-Themen und eigne sich „wegen der Charaktere und skurrilen Situationen gut zum Zeichnen“. An der Maus Josefine komme man ohnehin nicht vorbei, sagt Mahler, der sich seiner Wurzeln bewusst ist und in dieses Kapitel eine versteckte Anspielung an den Comic-Klassiker „Krazy Kat“ eingebaut hat.

In zeichnerischer Hinsicht bleibt Mahler seinem Stil treu, sein reduzierter Strich verlängert die Verdichtung auf die Ebene des Grafischen. Und doch findet hier eine leichte Verschiebung statt: Er passt seine Zeichnungen gewissermaßen kafkaesk an, greift den Stil der von Kafka hinterlassenen Zeichnungen und Skizzen auf, in denen sich der Schriftsteller vom brutalen Realismus seiner Zeit löste. Die Ankündigung, „ich werde Dir nächstens ein paar alte Zeichnungen schicken, damit Du etwas zum Lachen hast“, die Kafka 1913 an seine Verlobte Felice Bauer schickte, wird so zu einem vieldeutigen Bonmot für diesen Band. Zudem hebt sich Mahlers Werk so auch grafisch von der sehr gegenständlichen Comic-Biografie „Kafka“ ab, die David Zane Mairowitz 1993 gemeinsam mit Robert Crumb veröffentlichte. Vor dieser hatte Mahler anfangs einigen Respekt – er war dann aber erleichtert, weil „viele Anekdoten, die mir sehr wichtig waren, bei Mairowitz und Crumb gar nicht vorkommen“. Da habe der Texter viele Gags liegen lassen, witzelt Mahler.

Kafka sei „ein großer Zweifler und Grübler“ gewesen, „gespickt mit einem tröstlichen Sinn für das Absurde“, zieht Mahler nach seiner monatelangen Auseinandersetzung mit ihm Bilanz. Vor allem aber sei er „ein harter Beobachter und Selbstbeobachter“ gewesen, wie Mahler in dem Buch „Kafka für Boshafte“ eindrucksvoll belegt. Man findet darin unzählige Aussagen, die Kafka als liebenden, kränkelnden, selbstmitleidigen und schrulligen Typen zeigen und auf diese Weise aus der Ikone einen Menschen machen.

„Nichts bringe ich fertig, weil ich keine Zeit habe und es in mir so drängt“, hielt Kafka am 17. Oktober 1911 in seinem Tagebuch fest. Wenn er beim Schreiben den nüchternen Pragmatismus von Nicolas Mahler gehabt hätte, wäre es ihm sicher anders gegangen.

BILD: NICOLAS MAHLER

The Vaccines mit Hayward-Young (l.)

Wie im Fußball

Aus der britischen Band The Vaccines ist in Los Angeles eine internationale Gruppe geworden

Von JÖRN SCHLÜTER

IF YOU WANNA COME BACK, IT'S ALL RIGHT: Gleich beim Opener des neuen Vaccines-Albums, *„Pick-Up Full Of Pink Carnations"*, ist die alte Energie da – eine Euphorie, die das Quartett um Sänger-Gitarrist Justin Hayward-Young vor dreizehn Jahren zu einer Sensation machte. Und doch ist diese britische Band schon lange nicht mehr die, die sie am Anfang war. Zum Beispiel ist sie nicht mehr britisch. Das aktuelle Line-up setzt sich aus Musikern zusammen, die aus dem UK, aus Frankreich, Australien und Island stammen. Zudem besteht es nur noch zur Hälfte aus Gründungsmitgliedern. Pete Robertson verließ die Band vor acht Jahren, und Gitarrist Freddie Cowan ging zwei Wochen vor den Aufnahmen zu *„Pick-Up …"* (sein Solo-Debüt als Freddie And The Scenarios erschien 2023). „Ich stelle mir uns mittlerweile wie einen Fußballclub vor", sagt Hayward-Young: „Die Aufstellung kann sich verändern, vielleicht gibt es mal ein neues Trikot, aber die Idee bleibt dieselbe." „Die Idee", das ist die Euphorie, ein unbedingtes Drängen nach vorn, das sich mit hymnischen Hooks verbindet. The Vaccines haben diese Mischung im Laufe der Jahre weiterentwickelt und tauschten den spannenden Halbstarken-Sound des Debüts sukzessive gegen modernere Designs ein, zuletzt vor zweieinhalb Jahren auf dem zwischen Rock, Disco und Pop changierenden Album *„Back In Love City"*.

Die neuen Songs stellen die klassische Band-Besetzung wieder stärker ins Zentrum und lassen viel Platz für die Gitarren von Timothy Lanham, der melodischer spielt als sein kräftig zupackender Vorgänger Cowan. Die frühen Verweise auf die Ramones und The Jesus And Mary Chain hört man nicht mehr, wohl aber die jubilierenden Single-Note-Hooks, die die Strokes zehn Jahre vor den Vaccines wiederbelebt hatten. Dazu kommt hier und da ein kalifornisches Gefühl, zum Beispiel bei der Single „Heartbreak Kid", einem Lied für romantische Adrenalin-Junkies.

Los Angeles ist seit einiger Zeit der Wohnsitz von Hayward-Young, die Kollegen wurden für die Produktion eingeflogen. „Wir waren immer von US-amerikanischer Popkultur beeinflusst – vielleicht kommt daher der goldene Glanz in einigen der neuen Songs. Mir gefällt die Vorstellung, dass ein Album nach dem Ort klingt, an dem es entstand."

Kalifornien ist gewissermaßen auch inhaltlich der Ausgangspunkt des Albums. Hayward-Young war angesichts der Pandemie aus seiner Wahlheimat New York nach Hause zurückgekehrt, verlegte seinen Wohnsitz aber schon drei Jahre später von London wieder zurück in die USA – er deutet persönliche Verlusterfahrungen als Grund an, will aber nicht näher darüber sprechen. Doch auch die neue Stadt entpuppte sich als schwierig. „Ich suchte eine neue Umgebung, neue Menschen, neue Situationen. Aber nach einer Weile fühlte ich mich fehl am Platz, irgendwie ‚dazwischen'." Diesem Gefühl hat er nun ein ganzes Album gewidmet. „Es geht um die Frage, ob ich zurückblicken oder ob ich nach vorn schauen soll. Ich bin ein sehr, sehr nostalgischer Mensch, aber gleichzeitig will irgendwas in mir immer woandershin. Ich kann nirgendwo lange bleiben, das macht mich unruhig. Aber ist das nicht typisch für den modernen Menschen? Ich weiß nicht, ob ich vor irgendwas weglaufe oder auf etwas zu."

> *„Sechs Monate im Jahr auf Tournee zu sein verändert die Chemie im Gehirn"*

Der Sänger räumt ein, dass die vielen Konzertreisen seines Lebens da nicht unbedingt hilfreich waren. „Während des Lockdowns bekam ich jeden Abend gegen neun oder zehn Uhr so einen verrückten Adrenalin-Rausch, weil ich um die Zeit ja eigentlich auf die Bühne gegangen wäre. Ich sitze also zu Hause und weiß nicht, was ich mit mir anfangen soll – vielleicht einen Marathon laufen? Sechs Monate pro Jahr auf Tour zu sein verändert die Chemie im Gehirn. Ich schätze, ich bin süchtig danach." Auch zum neuen Album werden die Vaccines viel unterwegs sein. Hat er keine Sorge, dass sein Unwohlsein noch stärker wird? „Ja, schon. Aber wenn es einen Ort auf der Welt gibt, an den ich gehöre, dann ist das die Bühne."

FOTO: WRENNE EVANS

Es gibt Reis Baby!

Weltweit eine prägende Zutat fast aller Küchen, spielt Reis in den deutschen Haushalten seit den 70er-Jahren allenfalls eine Nebenrolle

GUNTER BLANK

GEHT ESSEN

Der Satz „Die Chinesen sind arm und kommen nicht voran, weil Mao ihnen nur ein Schälchen Reis am Tag zuteilt“ galt den Deutschen noch bis tief in die 70er-Jahre als unanfechtbarer Ausweis ihrer China-Kennerschaft und auf verquere Weise auch nicht selten als Begründung, selbst keinen Reis zu essen, weil der ja nicht satt mache. Von der Vielfalt der chinesischen Küche oder gar von den mit Dutzenden verschiedener Speisen veranstalteten Gelagen, bei denen man am Schluss ein Schälchen Reis stehen lässt, um zu zeigen, dass man satt ist, wusste hierzulande niemand. Von den auf Reis basierenden Kochgewohnheiten der anderen asiatischen Länder von Persien bis Indonesien natürlich auch nicht. Es war nicht einmal aufgefallen, dass die Norditaliener, deren Küsten die Deutschen ab den späten Fünfzigern heimsuchten, nicht nur Spaghetti kochten, sondern auch schmackhaftes Risotto zubereiteten. Erst als die Urlaubsreisen nach Spanien führten, machten sie mit der Paella Bekanntschaft.

Parallel dazu schossen überall China-Restaurants aus dem Boden, in denen Reis die Standardbeilage war. Dennoch dominierten in den Haushalten, wenn denn einmal mit Reis gekocht wurde, ziemlich schräge Wirtschaftswunderkreationen wie Hühnerfrikassee, mit einem Hack-Reis-Mix gefüllte Paprika (die übrigens sehr gut schmeckten) oder auch Reis mit Haschee, einer Art Spaghettisauce, die nur aus Hackfleisch und ein bisschen gehackter Zwiebel bestand und mit etwas Brühe angereichert wurde. Alles schnell zu kochende Mahlzeiten, die die halbtags arbeitende Mutter dem nach Hause kommenden Schulkind hinstellen konnte. Darüber hinaus kam Reis eher selten vor. Daran änderte auch die Sushi-Mode in den Achtzigern nichts. Allenfalls das Risotto tauchte durch Vermittlung der Toskana-Fraktion seit den Neunzigern öfters mal auf den genussbürgerlichen Speisezetteln auf.

Vielleicht liegt es daran, dass der Reis nur allzu oft kleben blieb, anbrannte und die damals gebräuchlichen Emailletöpfe ruinierte, während der in den 70er-Jahren in den Markt gedrückte Uncle-Ben’s-Beutelreis zwar problemlos zuzubereiten war, aber eine derart lieblose Aura verströmte, dass kein kulinarischer Funke daraus zu schlagen war.

Dabei hat der Reis eine faszinierende Geschichte, und er bietet eine komplexe Sortenvielfalt. Millionen Jahre älter als der Mensch, wurde er von diesem vor etwa 4500 Jahren zunächst in Indonesien und Malaysia kultiviert, von wo aus er ganz Asien eroberte. Griechenland und Rom erreichte er um 400 v. Chr., die Römer betrachteten ihn jedoch jahrhundertelang als schickes Arzneimittel. Erst um 1450, nach der Beulenpest in Norditalien, erkannte man in der Lombardei und im Piemont seinen Nährwert, der Export wurde verboten, die Methode des Anbaus wie ein Staatsgeheimnis gehütet.

Was indes nicht der Grund sein kann, weshalb die Deutschen den Reis so stiefmütterlich behandeln. Denn von der Kartoffel über die Tomate und die Zitrone bis hin zur Muskatnuss hat sich die deutsche Küche schon im vorletzten Jahrhundert buchstäblich fast alles und durchaus kreativ einverleibt, was die Welt zu bieten hat. In jüngster Zeit kamen Kiwis, Algen und Hummus dazu. Nur der Reis blieb ein Exot, der einfach nicht ins Geschmacksbild deutscher Gerichte passen wollte.

Nicht einmal der Fusion-Spezialist Christian Bau, der die asiatische Küche mit der europäischen vermählt, bietet in seinem sieben Menüs mit insgesamt 56 Gängen umfassenden Kochbuch ein Reisgericht an. Auch „Die Kochlegende Harald Wohlfahrt“ offeriert lediglich zu einer Jakobsmuschel-Variation ein eindeutig italienisch-französisches Kaffirlimetten-Risotto. In der gutbürgerlichen Küche sieht es nicht besser aus: Weder das durchaus als Standardwerk anzusehende Buch „Die deutsche Küche“ (Gräfe und Unzer 1993) noch Tim Mälzers emotional-subjektives „Heimat“ findet außer zum banalen Kalbs- bzw. Hühnerfrikassee eine Verwendung für den Reis. Oder doch: Mälzer erwähnt als eine seiner liebsten Kindheitserinnerungen den Milchreis. Für den Verfasser dieser Kolumne allerdings war das ein klebriger, nach verkochter Milch schmeckender Nachtisch-Ersatz, vor dem er als Kind stets schreiend davonlief.

ILLUSTRATION: STUDIO PONG

POP IN BILDERN

HISTORY

RS

Vor 40 Jahren erschien nach fabelhaften Singles das Debütalbum von The Smiths, eines der am meisten gefeierten Erstlingswerke überhaupt

Von ARNE WILLANDER

DIE SINGLE

„WHAT DIFFERENCE DOES IT MAKE?“

Die genuine Singleauskopplung aus dem Album war „What Difference Does It Make?“ – sie erreichte im Januar 1984 Platz 12 der englischen Charts. Auf dem Cover: Schauspieler Terence Stamp.

DAS DEBÜT

THE SMITHS

Nachdem die Smiths einige aufsehenerregende Singles veröffentlicht hatten – darunter „Hand In Glove“, das Sänger und Texter Morrissey wie alle Songs mit Gitarrist Johnny Marr für Sandie Shaw geschrieben hatte, und „This Charming Man“ –, nahmen sie ihr Debütalbum auf. John Porter produzierte die Platte, deren etwas muffiger Klang an die Sechziger erinnert. Möglicherweise wollte die Band aber genau diesen patinierten, gar nicht polierten Klang.

DIE MOOR-MORDE

„SUFFER LITTLE CHILDREN“

„Suffer Little Children“ handelt von den sogenannten Moor-Morden, die Myra Hindley aus Manchester mit ihrem Komplizen Ian Brady an fünf Jugendlichen beging. Die Leichen wurden im Moor vergraben. Das Paar las Adolf Hitlers „Mein Kampf“ und die Schriften des Marquis de Sade. Ein Mord wurde auf Tonband aufgenommen. 1966 wurden Hindley und Brady zu lebenslanger Haft verurteilt.

DIE FOTOGRAFIN

ROMI MORI

Das Foto von Morrissey auf der Innenhülle nahm Romi Mori auf, die Bassistin des Gun Club und Gefährtin von dessen Sänger Jeffrey Lee Pierce.

DIE PLATTENFIRMA

ROUGH TRADE

„The Smiths“ war ein großer Erfolg für das Independent-Label Rough Trade: Das Album erreichte 1984 Platz 2 der britischen Charts.

ROUGH TRADE

DER COVERHELD

JOE DALLESANDRO

Morrissey wählte oft Fotos von Filmschauspielern für die Cover aus – hier allerdings nur den Oberkörper von Joe Dallesandro aus Andy Warhols Film „Flesh“ (1968).

FOTOS: GETTY IMAGES (4)

Danielle Nicole

FOTO: MISSY FAULKNER

Schluss mit Moll

Nach dem Ende von Trampled Under Foot will sich Danielle Nicole als Blues-Musikerin etablieren

Von JÖRG FEYER

Als Robert Altman der Jazz-Szene der Heimatstadt von Danielle Nicole Schnebelen 1996 ein Kino-Denkmal setzte, war sie ein Teenager an der Performing Arts High School. Ein Mitschüler von ihr schaffte es sogar in den Cast von „Kansas City". Nicht für irgendeine Rolle - Albert J. Burnes durfte Charlie Parker spielen. „Es war wirklich cool, dass da einer von uns seine Chance bekam!", rekapituliert sie jetzt, mit Anfang vierzig. Der Film sei „auch historisch ziemlich korrekt" gewesen, „sie haben nicht versucht, die Stadt oder die Szene aufzuhübschen". Und wie schaut's heute aus in Kansas City/Missouri? „Jede Stadt hat ihre Ups and Downs. Kansas City hatte bis in die frühen Nullerjahre eine wirklich tolle Szene. Aber auch heute gibt es noch gute Live-Clubs, vor allem die Jazz-Szene ist zuletzt wieder erblüht."

Als Altman in Kansas City drehte, überlegte Nicole noch, später nach New York zu gehen und es dort als Tänzerin zu versuchen, nach vielen Ballett- und Tap-Dance-Stunden auf hohem Niveau. Aber letztlich hatte sie wohl keine andere Chance als jüngstes Kind des früh verstorbenen Bluesgitaristen Bill Schnebelen, der mit seiner Band Little Eva um die Häuser zog und die drei Kids zu Jam-Sessions mitnahm. „Der Blues war schon früh in meinem Leben eine Art Therapie für mich", sagt sie rückblickend. „Ich mochte den Sound und die Realität, die darin steckt." Klar, „die großen Stimmen" von Mariah Carey und Whitney Houston hatten ihr auch imponiert. Aber letztlich doch keine so wie die von Etta James, die sie kurz nach dem Altman-Film live auf einem Festival in Kansas City erlebt hatte. „Ich dachte: Wow, genau das will ich auch machen!" Und dann kam schon bald „die Band mit meinen Brüdern dazwischen".

Mit Nick an der Gitarre und Kris hinterm Drumkit spielten Trampled Under Foot mehrere Alben ein. „Wir wollten eine Family Band und waren nur drei. Also musste ich Bass lernen. Als wir uns dann trennten, konnte ich mir ein Leben ohne Bass nicht mehr vorstellen." Zumal die vier Saiten auch

„Der Blues war schon früh in meinem Leben eine Art Therapie für mich"

der Songschreiberin Danielle Nicole dienlich sind, „weil mir die Bassline hilft, Musik und Text so zu verknüpfen, dass ich die Geschichte gut erzählen kann". Und warum war jene von Trampled Under Foot nach *„Badlands"* (2013) auserzählt? „Wir hatten eine chaotische, nicht aufgearbeitete Kindheit und haben zu lange zu viel gearbeitet." Kris ging als Erster, „und ohne ihn war das für mich nicht mehr dieselbe Band".

Dass es danach „so schwer werden würde", sich als Solo-Künstlerin zu etablieren, hatte Nicole nicht erwartet. Als sie es 2019 mit dem Grammy-nominierten *„Cry No More"* aus dem Jahr zuvor halbwegs geschafft hatte, kam die Pandemie. Die setzte ihr aber weniger zu als die Krebsdiagnose für Bruder Kris und sein Tod Anfang 2022. „Da ist immer noch eine Bitterkeit", räumt sie ein, „denn Kris war auch mein bester Freund. Einen Sinn finde ich darin, mich jetzt auch um seine Kinder zu kümmern, wenn ich nicht toure. So kann ich ihm noch eine gute Schwester sein."

Schmerz und Trauer begegnet Danielle Nicole auf ihrem neuen Album *„The Love You Bleed"* mit einer Grundgestimmtheit, die sie auch selbst überrascht. „Als ich diese Songs schrieb, fiel mir schon auf, dass da doch sehr viel Positives drinsteckt. Dieses Gefühl, jemanden zu lieben, und das zu zelebrieren, aber auch die Schwierigkeiten, die einen an diesen Punkt gebracht haben. Selbst ‚How Did We Get To Goodbye' hat so eine uplifting Bridge, die den Song noch mal aus seiner Moll-Stimmung herausführt." Die Platte baut auch stilistisch viele Brücken zwischen Soul und Blues(-Rock), mit so unterschiedlichen Songs wie „Right By Your Side", „Walk On By" und dem Schlusspunkt „Young Love On The Hill". Und mittendrin tut Danielle Nicole genau das, was einst schon Etta James tat: Sie singt „A Lover Is Forever", den Semi-Klassiker aus der Feder von Steve Goodman und Fred Knobloch. Nur zwei Mikros, eine Gitarre, diese Stimme. Es ist ein First Take, der sich auch genau so anhört. Susan Tedeschi oder Bonnie Raitt könnten es nicht überzeugender singen.

Al Lewis

Späte Heilung

Nach 15 Jahren befasst sich der walisische Songschreiber Al Lewis auf seinem neuen Album mit dem früh verstorbenen Vater

Von JÖRG FEYER

Al Lewis war fünf, als ihm sein Vater sagte, er könne nicht mehr mit seiner Mutter zusammenleben. Den Zwölfjährigen ließ der Vater wissen, dass er jetzt diese Krankheit habe, Al sich aber nicht groß sorgen solle. Mit 21 verlor der Sohn seinen 52-jährigen Vater an Multiple Sklerose. Erst 15 Jahre später war Al Lewis bereit, sich diesem Verlust zu stellen, mit einem Album, das nur „*Fifteen Years*“ heißen konnte. Doch hadert er immer noch ein bisschen. „Das eine ist ja der Heilungsprozess durch das Schreiben, das andere die Frage: Will ich das auch öffentlich teilen?“ Erst wenn die Platte draußen sei, werde wohl „dieses Gewicht von meinen Schultern fallen. Und ich hoffe natürlich, dass mein Kummer anderen Menschen in ähnlicher Lebenslage helfen kann.“

Ohne den frühen Tod seines Vaters, da ist er sich heute sicher, gäbe es jedenfalls keine Platten von Al Lewis. Er hatte gerade seinen Uni-Abschluss (Französisch, Wirtschaft) gemacht, unbewusst wohl auch um den Eltern zu gefallen. „Aber als mein Vater starb, wurde mir klar: Das Leben ist kurz – wenn du für etwas Leidenschaft empfindest, dann mach das!“ Der Waliser, heute in Cardiff zu Hause, ging nach London, lernte das Bühnenhandwerk bei Open-Mic-Nights und stand für die Miete in Konzertvenues hinter der Bar. „Ich sah sogar Jerry Lee Lewis! Er hatte immer noch große Energie. Und ich dachte: Okay, wenn ich das in dem Alter auch noch so bringen kann …“ Auch auf der Unistation Toulouse spielte Lewis Bar-Gigs. „Das war schon damals Therapie für mich. Ich traute mich auch mehr, weil mich dort niemand kannte.“

An das Vater-Thema traute Lewis sich erst, als ihn ein öffentlicher Beinahe-Kollaps in einer TV-Show dazu zwang, nach diesem „stummen Leiden“ im protestantisch geprägten Waliser Landleben. Als er dann selbst Vater wurde (von inzwischen drei Kindern), „wurde mir klar, dass ja meine Kinder auch mal Fragen zu ihrem Opa stellen werden. Ab da konnte ich ihn auch aus einer anderen Perspektive betrachten. Außerdem kam ich in das Alter, wo ich auch meinen Vater sah, wenn ich vor einem Spiegel stand.“ In Songs wie „Sunshine In Sorrow“ und „Thirty Five“ schlüpft Lewis nun sogar in die Perspektive seines Vaters, basierend auf einem spät entdeckten Nachlass, der andere Seiten von ihm offenbarte. Das sei, so Lewis, „auf merkwürdige Weise tröstlich“ gewesen. „Es muss furchtbar für ihn gewesen sein, uns zu verlassen, und dabei so zu tun, als ob alles okay wäre. Du setzt dir eine Maske auf, weil dein Kind nicht durch deine Trauer belastet werden soll. Ich versuche ihm einfach noch mal eine Stimme zu geben.“

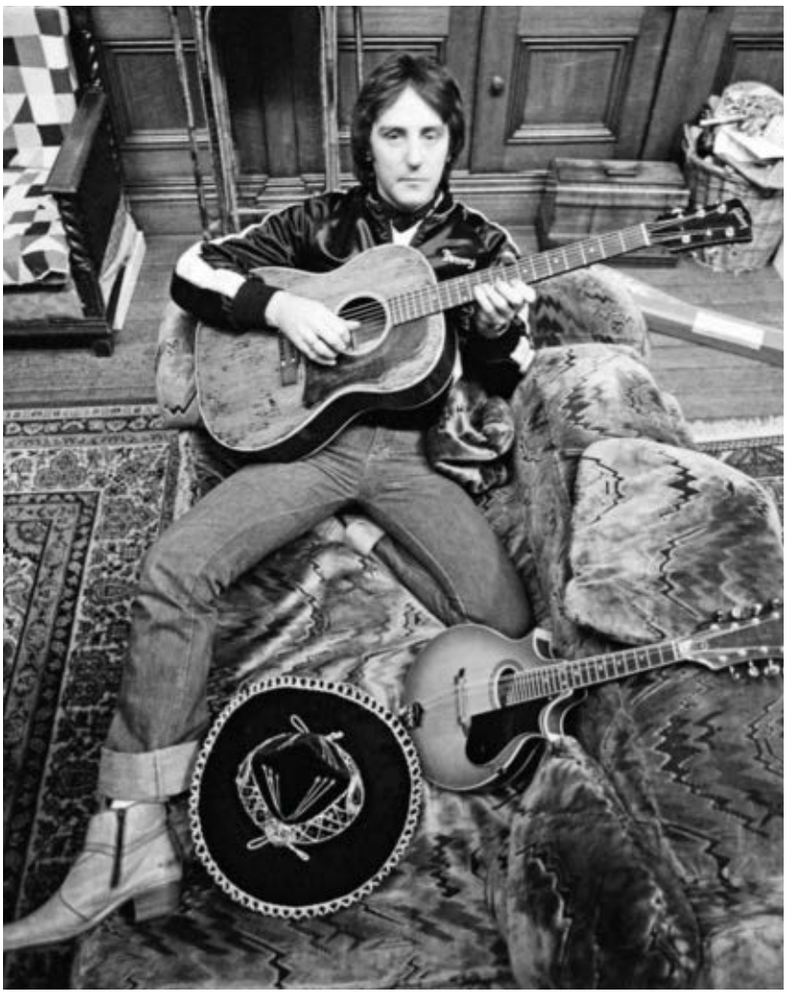
> ***„Ich versuche einfach meinem Vater noch mal eine Stimme zu geben“***

Manchmal singt Lewis auf Englisch und Walisisch im Wechsel. Das sei „schon etwas tricky“, aber „wenn ich einen Song nur auf Walisisch singe, wird es schwierig für die Leute. Wenn ich es mit Englisch kombiniere, bekommen sie eher eine Idee davon, worum es geht.“ Rund zwanzig Prozent der Menschen sprechen noch alltäglich Walisisch; die Fußball-Erfolge, so Lewis, hätten auch geholfen zu verdeutlichen, „dass es da noch eine eigene Kultur und Sprache gibt“. Mit seiner Dylan-Thomas-Hommage „A Child’s Christmas In Wales“ war Lewis sogar auf der BBC-Playlist gelandet – eine Premiere, und „wirklich cool, dort mal einen ganzen Song auf Walisisch zu hören“.

Al Lewis’ makelloser Tenor scheint selbst abgestandene Metaphern neu zu imprägnieren – auf einem Album, das Trauer und Verlust fast irritierend bruchlos und stimmig verarbeitet. Die Songs auf „*Fifteen*“ haben kaum ein Geheimnis. Aber kann es anders sein bei einem Songwriter, dessen Podcast „Feels Like Healing“ heißt?

Seine andere Seite zeigt Al Lewis im Duo mit Kayla Painter. Die Elektronik-Bastlerin aus Bristol hatte er kontaktiert, um „mal zu sehen, was passiert, wenn zwei Musiker aus zwei unterschiedlichen Welten zusammenkommen“. Als Glaslyn veröffentlichen die beiden dunklen Dream-Pop, etwa den Song „Out Of My Control“. Fortsetzung ausgesetzt, aber definitiv nicht ausgeschlossen. „Glaslyn“ ist Walisisch und heißt übersetzt „Blue Lake“. So wie damals das Haus seines Vaters.

FOTO: JOHN HOLLINGSWORTH



Denny Laine

Dafür, dass Denny Laine mit Ruhm und Starrummel nicht so viel anfangen konnte, hat er doch einen ziemlich interessanten Weg durch die Pop-Geschichte zurückgelegt. Aber seine Abneigung dagegen, im Mittelpunkt zu stehen, erklärt vielleicht, weshalb er es als Gründungsmitglied und Sänger von The Moody Blues nur eine Platte lang aushielt, um sich anschließend auf eine eher schüchterne Solokarriere, Nebenprojekte, Jobs als Sidekick und die Band eines Ex-Beatle zu verlegen.

Laine erblickt am 29. Oktober 1944 als Brian Frederick Arthur Hines in Birmingham das Licht der Welt. Inspiriert von Django Reinhardt, lernt er früh Gitarre spielen, bereits im zarten Alter von zwölf Jahren hat er erste Gigs. Er benennt sich nach dem Lieblingssänger seiner Schwester, Frankie Laine, weil ihm sein Geburtsname für eine Laufbahn im Musikbusiness nicht gerade geeignet erscheint. Er gründet Denny Laine And The Diplomats, zu der auch der künftige The-Move- und Electric-Light-Orchestra-Drummer Bev Bevan gehört. 1964 hebt er mit Ray Thomas und Mike Pinder The Moody Blues aus der Taufe. Die Band feiert mit der Single „Go Now“ einen Chart-Erfolg, spielt das Debütalbum *„The Magnificent Moodies“* (1965) ein und tritt im Vorprogramm der Beatles auf. Doch schon 1966 zieht Laine weiter. Nach einigen Zwischenstationen – er formiert die Electric String Band, versucht sich als Solokünstler, steigt bei Ginger Baker's Air Force ein – landet er bei Paul und Linda McCartney und gründet mit ihnen und Schlagzeuger Denny Seiwell 1971 die Wings. Als Multiinstrumentalist, gelegentlicher Lead-Sänger und Co-Autor, etwa der Dudelsackhymne „Mull Of Kintyre“, wird Laine zehn Jahre lang zum treuesten Begleiter der McCartneys. Die wiederum unterstützen ihn auf seiner Soloplatte *„Holly Days“* (1977). Nach dem Ende der Wings 1981 wird es ruhig um Laine. Er ist auf ein paar von McCartneys Alben zu hören (*„Tug Of War“*) und beteiligt sich an Veteranengruppen (World Classic Rockers).

2022 erkrankte Laine an Covid-19, seither kämpfte er mit verschiedenen Lungenkrankheiten. Er starb am 5. Dezember im Alter von 79 Jahren in Naples/Florida, wo er mit seiner Frau, Elizabeth Mele, lebte, die er erst im Juli 2023 geheiratet hatte.

LES McCANN

Ein Jazz-Musiker, der sich auf Blues und Soul verstand. Der amerikanische Pianist und Sänger begeisterte vor allem in Europa, etwa mit seinem Montreux-Live-Album *„Swiss Movement“* (1969) und seiner fulminanten Version von „Compared To What“. McCann starb am 29. Dezember 88-jährig in L.A.

TORSUN BURKHARDT

Die Songs seiner Electropunk-Band Egotronic sind auf jeder Antifa-Demo unverzichtbar. Und Thorsten Burkhardt hat auch ein paar engagierte Platten und Singles mit Torsun & The Stereotronics und Oxy Music veröffentlicht. Er erlag am 30. Dezember mit nur 49 Jahren einer Krebserkrankung.

COLIN BURGESS

Seine ersten Sporen verdiente Burgess sich bei der Psychedelic-Rock-Band The Master's Apprentices, bevor er 1973 für kurze Zeit erster Drummer bei AC/DC wurde. Später gründete er mit seinem Bruder Denny die Hardrock-Gruppe His Majesty. Burgess starb am 16. Dezember im Alter von 77 Jahren.

CHRIS KARRER

Der Multiinstrumentalist stellte die deutsche Pop-Geschichte mit den Krautrock-Formationen Amon Düül und Amon Düül II auf den Kopf. Er arbeitete mit Künstlern wie Embryo und Ernst Fuchs und nahm eine Handvoll Soloalben auf. Karrer starb am 2. Januar mit 76 Jahren an einer Corona-Infektion.

FOTOS: GETTY IMAGES (3), DPA, ROLF ZOELLNER / SZ PHOTO

Musikgeschichte abonnieren und dauerhaft sparen!

ABO +

Zusätzliche Vorteile. Nur für Abonnent:innen.

Die Playlist für Alle

CD exklusiv für Abonnent:innen

Heft-CD
ab sofort exklusiv für Abonnent:innen
+ monatliche Playlist für Alle

+ Preisvorteile
im RS-Shop:

rollingstone.de/shop

+ 8% Rabatt
auf jeden Einkauf bei jpc sichern – ob Vinyl, Bücher oder Filme!

+ 15 € Rabatt
auf das Festival-Ticket

rollingstone-beach.de

Ihre individuelle Wunsch-Prämie im

1-Jahres-Abo

Jetzt nur
98 €*
12 Ausgaben + 1 Prämie

jpc Leidenschaft für Musik 25€
eventim 25€
amazon.de 25€

THE LAST DINNER PARTY
PRELUDE TO ECSTASY

Jetzt nur
196 €**
24 Ausgaben + 1 Prämie

Ihre individuelle Wunsch-Prämie im

2-Jahres-Abo

GREEN DAY
SAVIORS
(180g)

BestChoice 50€
amazon 50€
jpc Leidenschaft für Musik 50€

EXKLUSIVE
JOHN LENNON ODER PAUL MCCARTNEY-LITOGRAPHIE VON CHRISTOPH BOUET

60 limitierte Originalgrafiken 30x30
Nummeriert und signiert

*Mindestlaufzeit 12 Monate, danach läuft Ihr Abo auf unbestimmte Zeit weiter. Kündigungsfrist: Erstmalig zum Ende der Mindestlaufzeit, danach jederzeit.
**Mindestlaufzeit 24 Monate, danach läuft Ihr Abo auf unbestimmte Zeit weiter. Kündigungsfrist: Erstmalig zum Ende der Mindestlaufzeit, danach jederzeit.

Jetzt bestellen: rollingstone.de/abo
oder 0451 - 4906 740

ROCK als letzte Rettung

VON MAX GÖSCHE

FOTO VON ALICE BAXLEY

SEHEN SO ERLÖSER AUS?

Green Day 2024: Schlagzeuger Tré Cool, Sänger und Gitarrist Billie Joe Armstrong und Bassist Mike Dirnt (v. l.)

„Wir sind die letzten Rocker“, singt Billie Joe Armstrong im Titelsong des neuen Green-Day-Albums *„Saviors“*. Dass die Band 30 Jahre nach ihrem ersten Mega-Erfolg *„Dookie“* trotz Krisen, Kritikerschelte und vieler Anfeindungen immer noch da ist – ein kleines Wunder. Im ROLLING-STONE-Interview sind sie so sympathisch, selbstkritisch und souverän, wie man es sich von einer Punkband im vierten Jahrzehnt ihrer Geschichte nur wünschen kann

PUNK, ABER ERWACHSEN

Die Sitzgelegenheiten sind mit den Jahren bequemer geworden, die Attitude ist die gleiche geblieben

FOTO: EMMIE AMERICA

FOTOS: GETTY IMAGES

„WENN WIR PLÖTZLICH ANFANGEN WÜRDEN, ÜBERS WASSER ZU GEHEN, WÜRDE IRGENDJEMAND IM NETZ SAGEN, DASS WIR NICHT SCHWIMMEN KÖNNEN“

NATÜRLICH IST DIE AUFREGUNG GROSS, WENN nach vier Jahren – das scheint mittlerweile ihr bevorzugter Rhythmus zu sein – ein neues Green-Day-Album erscheint. Schon allein der Titel – *„Saviors“* – klingt ja, als würde Weihnachten in diesem Jahr bereits im Januar gefeiert. Die drei Erlöser, oder hängen wir es doch ein wenig tiefer: Musiker sind im ROLLING-STONE-Interview zum neuen Werk allerdings so freundlich, unterhaltsam und frei von Star-Allüren, wie man sich das von einer Punkband im vierten Jahrzehnt ihres Bestehens wünscht. Sänger und Gitarrist Billie Joe Armstrong legt noch schnell einen Duckwalk hin, bevor er sich mit einer Tasse Tee (er erholt sich von einer Erkältung) aufs Sofa zwischen Drummer Tré Cool und Bassist Mike Dirnt fläzt.

Ort des Geschehens ist ein x-beliebiger Konferenzraum mit Pseudokunst an den Wänden irgendwo in Los Angeles. In Gedanken reisen sie jedoch gleich nach London, wo sie einen Großteil von *„Saviors“* aufgenommen haben. Denn 2021 mussten Green Day pandemiebedingt einige Konzerte ihrer „Hella Mega Tour“, einer Art Pop-Punk-Gipfeltreffen mit Weezer und Fall Out Boy, verschieben. Daheim in Kalifornien Däumchen drehen und abwarten? Für das nimmermüde Trio keine Option. Ein Tapetenwechsel scheint in dieser Situation mehr als sinnvoll zu sein. Zumal die politische und gesellschaftliche Atmosphäre in den USA nach den Turbulenzen um die letzte Präsidentschaftswahl alles andere als angenehm ist. Aber dazu später.

DREI GEGEN DEN REST DER WELT

„Wir sind eine Gang und die verdammt beste Band auf dem Planeten“, sagt Mike Dirnt (jeweils r.), hier mit Green Day in der Garderobe des New Yorker Madison Square Gardens, 1994

Armstrong zieht schon ein paar Monate vor seinen beiden Mitstreitern nach London, um den Kopf freizukriegen. Er besucht Fußballspiele, taucht in die britische Pop-Geschichte ein und findet schließlich in den RAK Studios am Regent’s Park die geeigneten Räumlichkeiten für die Arbeiten an *„Saviors“*. Wir sprechen hier von einem Mann, der Beatles, Kinks, Sweet, Slade und The Clash verehrt. In den RAK Studios haben The Jam und The Smiths Platten gemacht. Die findet er auch nicht schlecht. „Es tat gut, die Luft dort zu atmen“, begeistert sich Armstrong. „Ich werde mich für den Rest meines Lebens daran erinnern, wie toll diese Aufnahmen waren!“

Mike Dirnt lässt es etwas weniger pathosgeladen angehen und fasst die Zeit in London so zusammen: „Man kann in dieser Stadt einfach nichts falsch machen. Irgendwas erlebt man immer, ob zu Fuß, im Bus oder im Taxi.“ In Tré Cools Working-Class-Herzen haben vor allem die Taxifahrer einen Platz gefunden. Auf seinen morgendlichen Wegen zum Studio plaudert er mit ihnen, lauscht ihren Geschichten. Bei einem gibt er sich als Schlagzeuger einer berühmten Band zu erkennen, erntet jedoch kaum mehr als ein Schulterzucken. „Der Typ meinte nur: ‚Ha, ich hatte schon mal Rod Stewart an Bord!‘“, berichtet Cool und bricht in schallendes Gelächter aus.

So viel Chuzpe gefällt dem Mann, der mit bürgerlichem Namen Frank Edwin Wright III heißt, 1972 in Frankfurt am Main geboren wurde, im nördlichen Kalifornien aufwuchs, vor Green Day der Legende nach eine Clown-Schule besuchte und zu seinem Instrument durch eine Wette kam: Sein Vater versprach ihm ein Schlagzeug, wenn es ihm gelingen würde, sich gleichzeitig den Bauch zu reiben, sich auf den Kopf zu klopfen, auf einem Bein zu stehen, das andere Bein kreisen zu lassen und nebenbei noch den Pledge of Allegiance, das Gelöbnis der Treue gegenüber der Nation und der Flagge der Vereinigten Staaten, aufzusagen. Nicht das letzte Kunststück, das Cool vollbringen würde. Auf der Bühne und im Aufnahmeraum lässt er auch andere zaubern. Obwohl er für einen Punk-Drummer eine Spur zu virtuos spielt, muss er nicht immer zeigen, was er alles kann. Er gehörte nie zu jenen testosteronschweren Exemplaren, die in Wifebeater und mit Fluppe im Mundwinkel Große-Jungs-Träume hegen, ein zweiter John Bonham zu werden. Cools Schlagzeugstil ist eine eigentümliche Mischung aus PS-starkem Motor und unerschütterlichem Fundament. Davon lebt auch *„Saviors“* wieder. Als er sich die Aufnahmen zum ersten Mal anhört, fällt ihm auf, dass manche Parts fast identisch mit früheren Green-Day-Stücken sind. Ein Anlass für Selbstkritik? Keineswegs. Cool spielt einfach stoisch seinen Stiefel – und macht Witze: „Es war, als würde ich den großartigsten Drummer der Welt kopieren.“

Vieles auf *„Saviors“* erinnert tatsächlich an die Neunziger, an *„Dookie“* (1994), ihren ersten Megaseller, dessen 30-jähriges Jubiläum sie mit einer Deluxe-Wiederveröffentlichung und im kommenden Sommer mit einigen Konzerten feiern. Die neuen Songs sind ähnlich kompakt, der Sound ist gestrafft. Hin und wieder schwappt ein Rest von rockopernhaften Konzeptalben wie *„American Idiot“* (2004) und *„21st Century Breakdown“* (2009) herüber. „Wir haben uns auf die Frage konzentriert, wer wir sind und was uns ausmacht“, erklärt Armstrong. Dabei geholfen hat ein alter Bekannter: Mit Produzent Rob Cavallo verbindet Green Day eine lange kreative Freundschaft. Er sorgt nicht nur für ein vertrautes Gefühl, sondern bringt im Zweifel auch den nötigen Mut auf, seine Schützlinge zu kritisieren, wenn ihm etwas nicht gefällt. „Er kann die Stimmung im Studio perfekt lesen“, bestätigt Cool. „Wenn es Auflockerung braucht, erzählt er lustige Anekdoten. Wenn wir irgendwo nicht weiterkommen, schüttelt er eine Idee aus dem Ärmel.“ Dirnt ergänzt: „Er lässt uns eine Rock’n’Roll-Band sein und holt die beste Performance aus uns raus.“

GREEN DAY HABEN EIGENTLICH IMMER alles falsch gemacht – zumindest in den Augen vieler Kritiker:innen. In den Neunzigern hatten sie Spaß, als Spaß in der Punkmusik noch vollkommen verpönt war – oder mit Nihilismus gebrochen sein musste. Von Hardcore-Recken aus den Achtzigern wurden

sie leidenschaftlich gehasst, weil sie zu viel herumblödelten, weil sie zu poppig klangen und – was vielleicht am schlimmsten war – weil sie irre erfolgreich waren. „Ausverkauf!“, schrie damals die Geschmacks-und-Kredibilitäts-Polizei.

Billie Joe Armstrong wurde 1972 in Oakland geboren, der Vater starb 1982 an Speiseröhrenkrebs, seine Mutter schenkte ihm gegen den Kummer eine Gitarre, er wuchs mit den Punkbands der Bay Area auf, liebte aber auch Hüsker Dü und die Replacements. Und Van Halen. Er fühlte sich von den Anfeindungen nach *„Dookie“* missverstanden. Aber er schüttelte sich, kehrte den Klugscheißern den Rücken und verkaufte mit Green Day Millionen Tonträger. Und als die Fun-Punk-Nummer durch war, wagte er politische Lieder. Auf *„American Idiot“* verhöhnte er den damaligen US-Präsidenten George W. Bush und prangerte den Irakkrieg an, kritisierte die Medien, die ihren Anteil an der Spaltung des Landes hatten: „Don’t wanna be an American idiot/ One nation controlled by the media/ Information age of hysteria/ It’s calling out to idiot America.“ Natürlich fielen danach wieder Fans vom Glauben ab, allerdings kamen aber auch neue hinzu.

Man kann zu Green Day stehen, wie man will, man kann ihre Songs als Kinderlieder mit verzerrten Gitarren bezeichnen und ihre politischen Statements als wohlfeil und effekthascherisch abtun – unterm Strich haben sie das Unwahrscheinlichste für eine Band ihres Kalibers geschafft: Sie haben sich musikalisch und inhaltlich von dem Platz wegbewegt, an dem sie gestartet sind. Vielleicht nur ein paar Zentimeter, aber das ist schon mehr als bei den meisten anderen.

Belächelt werden Green Day immer mal wieder. Sie parieren das aber mittlerweile mit Humor. „Wenn wir plötzlich anfangen würden, übers Wasser zu gehen, würde irgendjemand im Netz sagen, dass wir nicht schwimmen können“, meint Cool. Armstrong zitiert Kathleen Hanna, die Sängerin von Bikini Kill und Le Tigre: „You’re still going to get criticized, so you might as well do whatever the fuck you want.“

Machen, worauf sie Lust haben … Auf *„American Idiot“* ist das Kritik am bellizistischen Establishment. Armstrong erinnert an Bushs Schlachtruf „You are either with us or with the terrorists.“ „Das war so unfassbar! Das bedeutete also: Wenn ich gegen den Krieg bin, bin ich ein Dschihadist. What the fuck!“ Das Erbe der Bush-Ära sei bis heute zu spüren. „Damals wurde die Gesellschaft immer gespaltener“, so Armstrong. Im neuen Song „The American Dream Is Killing Me“ thematisiert er die aktuelle Obdachlosigkeitskrise und Verschwörungstheorien. „Der amerikanische Traum ist zu einer Farce geworden. Wir haben Superheldenfilme und den bösartigsten Militärkomplex in der Geschichte der Menschheit.“ Eine toxische Mischung ohne historisches Beispiel? Armstrong fällt keins ein. „Sagen wir so: Es ist nicht gerade das Oktoberfest.“

EWIGE FREUNDE

„Im Laufe der Jahre haben wir gelernt, unsere Unterschiede zu akzeptieren“, sagt Billie Joe Armstrong über das Geheimnis hinter ihrer Freundschaft

Es steht ein Elefant im Raum. Aber Green Day nehmen das Wort „Trump“ nicht in den Mund. Nur – wie hält man es aus in einem Land, in dem ein noch gefährlicherer Idiot als George W. Bush in nicht allzu ferner Zukunft zum zweiten Mal die Macht an sich reißen könnte? „Es ist beängstigend“, gesteht Dirnt. Sein Tipp gegen Negativspiralen lautet: die Augen für die Dinge offenhalten, die einem viel bedeuten! „Tappe nicht in die Falle, zu einem Algorithmus zu werden! Die Leute müssen lernen, zwischen den Zeilen zu lesen, und nicht auf irgendwelche Milliardäre zu hören.“ Cool versucht es mit vorsichtigem Optimismus: „Dieses Schiff, in dem wir sitzen, ist wie ein Pendel, das gerade sehr weit nach rechts ausschlägt. Aber ich

FOTO: ALICE BAXLEY

„DER AMERIKANISCHE TRAUM IST ZU EINER FARCE GEWORDEN. WIR HABEN SUPERHELDENFILME UND DEN BÖSARTIGSTEN MILITÄRKOMPLEX IN DER GESCHICHTE DER MENSCHHEIT“

hoffe, dass es sich irgendwann wieder in der Mitte einpendelt.“

Bis das geschieht, sind Freunde ein wichtiges Gegengift zu dem Wahnsinn da draußen. „Wir haben immer gewusst, dass unsere Freundschaft halten wird“, behauptet Armstrong. „Im Laufe der Jahre haben wir gelernt, unsere Unterschiede zu akzeptieren.“ Eine Band, in der man sich nur noch auf der Bühne oder zu geschäftlichen Absprachen trifft – für ihn eine Horrorvorstellung. Armstrong braucht Musiker, mit denen er „am Strand sitzen, ein Lagerfeuer machen und Marshmallows rösten“ kann. Der alte Romantiker!

Im Titelsong von *„Saviors“* singt er: „We are the last of the rockers.“ Er hat die Zeile zwar geschrieben, findet sie aber zu plakativ. Den anderen beiden gefällt sie. Für Cool bedeutet sie, ein Alter erreicht zu haben, „in dem man feststellt, dass man auf mehr Beerdigungen geht als auf Hochzeiten“. Und Dirnt (eigentlich Michael Ryan Pritchard, wie Armstrong 1972 in Oakland geboren), der nach der Scheidung seiner Adoptiveltern schon mit fünfzehn bei seinem Freund Billie Joe Unterschlupf fand, liebt die Zeile, „weil sie dieses Wir-gegen-den-Rest-der-Welt-Gefühl auf den Punkt bringt. Wir sind eine Gang und die verdammt beste Band auf dem Planeten!“ Er hält kurz inne und schiebt dann nach: „Also im Moment.“

In den Neunzigern hätten Green Day für kleine Großspurigkeiten wie diese mindestens verbal aufs Maul bekommen. Inzwischen wirkt es so, als würden sie regelrecht um ein bisschen Beef mit konkurrierenden Bands betteln. *„Saviors“* macht das auf fast wehmütige Weise deutlich. Einer der Songs („Bobby Sox“) ist eine waschechte Weezer-Kopie, in einem anderen („Fancy Sauce“) zitiert Armstrong Nirvana („Everybody’s famous/ Stupid and contagious“) und regt sich über den Zeitgeist auf („Everyone’s a victim/ And it makes me want to puke“).

Green Day finden sich heute in einer musikalischen Landschaft wieder, in der sie wie Relikte aus einer fernen Epoche herumstehen. Eigentlich müssten sie längst ausgestorben sein. Denn das klassische Rockstar-System hat abgewirtschaftet. Rockmusik von (weißen) Männern scheint schon seit Jahren in einer ziemlich tiefen Krise zu stecken. Und viele ihrer einstigen Weggefährten krebsen am unteren Ende der Karriereleiter herum, haben den Job, der irgendwann kein Traumjob mehr war, an den Nagel gehängt – oder sind tot. Green Day beten eine traurige Liste verstorbener Lead-Sänger herunter: Scott Weiland (Stone Temple Pilots), Chris Cornell (Soundgarden), Chester Bennington (Linkin Park), Kurt Cobain, Layne Staley (Alice In Chains). „Es ist schockierend, wenn man zurückblickt“, sagt Armstrong. „So viele Verluste!“

Aber es gibt auch Positives zu vermelden. Der Sänger hat seine Alkohol- und Drogenabhängigkeit in den Griff bekommen. Mal wieder, muss man wohl sagen. Das neue Stück „Dilemma“ handelt davon: vom Kampf mit der Sucht, von Rückfällen und Liebeskummer. „Welcome to my nightmare/ Where dreams go to disappear“, heißt es da. „Sit around in rehab/ Feeling like a lab rat.“ Und am Ende fleht er: „I don’t want to be a dead man walking!“ Armstrong hat nämlich noch viel vor, er will sich nicht zu früh verabschieden, wie manche seiner Kollegen. „Ich bereue keine einzige Nacht, in der ich betrunken war“, sagt er. So weit, so infantil. Allerdings: „Es geht darum, wie ich mich fühle, wenn ich nicht trinke. Je älter ich werde, desto mehr schadet der Alkohol meinen Gefühlen und Gedanken.“

Alle drei Green-Day-Mitglieder haben längst erwachsene Kinder. Für seine beiden Söhne (25 und 28 Jahre alt) hat Armstrong den Song „Father To A Son“ geschrieben. Er möchte die Zeit mit ihnen nicht mehr im Rausch erleben, sondern nüchtern. Mit klaren Gefühlen und Gedanken. „Alle Eltern machen Fehler“, sagt er. „Man hat keine Ahnung, was man da tut.“

Es klingt wie eine Ausrede. Aber für solche Ausreden sind er und seine Bandkollegen allmählich zu alt. Auf *„Saviors“* retten Green Day vor allem sich selbst. Und sie werden erwachsen. Mit Anfang fünfzig. Das ist vielleicht die größte Antithese zum Fun-Punk, die sich denken lässt.

Mit nur zwei veröffentlichten Songs spielten sie vergangenes Jahr schon als Vorband für die Rolling Stones. Auf ihrem Debütalbum *„Prelude To Ecstasy“* wollen **THE LAST DINNER PARTY** beweisen, dass sie mehr sind als ein Hype mit Renaissance-Outfits und Rockgitarren

SEX unterm KRUZIFIX

VON NAOMI WEBSTER-GRUNDL

FÜNF SIND EINE PARTY

Emily Roberts, Georgia Davies,
Abigail Morris, Aurora Nishevci,
Lizzie Mayland (v. l.)

FOTO: CAL MCINTYRE

FÜNF JUNGE FRAUEN STEHEN IN SCHWARZ gekleidet in einer nieseligen Nebellandschaft an einem Grab und blicken zu Boden. Schnitt auf das Gesicht der in der Mitte stehenden Sängerin, die ihre tiefdunklen Augen aufschlägt, ihre dunklen Haare werden von einem weißen Schleier umspielt, sodass man sich plötzlich nicht mehr auf einer Beerdigung wähnt, sondern auf einer Hochzeit. Ihre Stimme – wie eine Nachtigall und eine mythische Sirene, schön und verführerisch zugleich – tanzt mit den zunächst sanften Klavier- und Gitarrenmelodien. Ein roter Schriftzug auf schwarzem Hintergrund erscheint: „The Last Dinner Party". Das D ist der gespannte Bogen eines Barock-Engels. Musik und Gesang bäumen sich auf und entladen sich im Refrain: „I will fuck you/ Like nothing matters." Ein dekadentes Festmahl à la Marie Antoinette, eingesperrte fromme Schönheiten in Weiß wie in „The Virgin Suicides". Am Ende völlige Enthemmung am Rande zum Wahnsinn: Fetzen und Federn fliegen, Wasser spritzt, Blut tropft, Torten werden zermatscht, Tanzen und Lachen bis zum Morgengrauen.

The Last Dinner Party erschienen mit diesem Video zu ihrem Song „Nothing Matters" im April 2023 plötzlich auf der internationalen Bildfläche und wurden von der Musikpresse als aufregendste neue Band des Jahres gefeiert. Doch wo kam diese Band auf einmal her?

London 2020. Bevor der Lockdown alle in die Isolation zwang, begegneten sich Abigail Morris, Lizzie Mayland und Georgia Davies in ihrer ersten Woche an der Universität. Morris und Mayland waren von der englischen Provinz in die Großstadt gezogen, Davies hatte ihre Heimat Australien hinter sich gelassen. Sie teilten die Liebe zu Musik und Literatur, wurden direkt Freundinnen, gingen gemeinsam auf Konzerte und dachten viel darüber nach, selbst eine Band zu gründen. Schließlich fragte Morris bei Freunden herum, wer die beste Gitarristin sei, die sie kennen. Die Antwort lautete: Emily Roberts! Also zögerten sie nicht lange, Roberts zu fragen, ob sie Teil ihrer Band sein wollte. Sie wollte. Mit Aurora Nishevci fanden sie eine klassisch ausgebildete Pianistin, die das Keyboard übernahm. Georgia Davis spielt Bass, Lizzie Mayland ebenfalls Gitarre, Abigail Morris ist die Frontsängerin. Sie fühlten sich komplett. Eine feste Schlagzeugerin haben sie heute so wenig wie damals. Und es gibt wohl auch für niemanden mehr die Chance, als festes Mitglied in die Band einzusteigen. „The Last Dinner Party – das sind einfach nur wir fünf", erklärt Georgia Davies in einem winzigen Backstage-Raum im Velodrom in Berlin.

Neben Davies ist auch Abigail Morris zum Interview erschienen – generell geben alle fünf Mitglieder Interviews, doch Morris und Davies kristallisieren sich immer mehr als das Sprachrohr der Band heraus. Wobei es ihnen natürlich wichtig ist zu betonen, dass sie alles gemeinsam entscheiden. „Es ist schon ziemlich erstaunlich, dass wir uns als fünf kreative und willensstarke Individuen immer wieder einig sind, wie wir Sachen machen wollen. Je länger wir zusammenarbeiten, desto mehr gleichen sich unsere Vorstellungen auch an und wir werden immer selbstbewusster in unseren Entscheidungen", befindet Davies. Mindestens die Hälfte ihres Images besteht bei The Last Dinner Party aus dem visuellen Aspekt: Verstaubte Dekadenz und Renaissancekleider treffen auf okkulte Mystik und selbstbestimmte Sexiness. Morris meint: „Das Erfolgsgeheimnis unseres visuellen Storytellings ist, dass wir sehr respektvoll miteinander umgehen, dass es nicht egogetrieben ist, sondern dass wir uns gegenseitig herausfordern und Dinge ausdiskutieren." Das allererste Fotoshooting als Band leitete Morris gemeinsam mit ihrem damaligen Freund und sie statteten das Set mit ausgestopften Tieren und Kunstblut aus. Keyboarderin Aurora Nishevci erklärte, dass sie sich unwohl damit fühle, was in eine anregende Debatte über den Symbolismus mündete, den sie als Band nutzen wollten – oder eben nicht. Und auch wenn die meisten Songs erst mal von Morris auf Grundlage ihrer Tagebucheinträge geschrieben werden, machen sie die Songs am Ende gemeinsam zu dem, als das sie dann in die Welt geschickt werden.

Nachdem sie coronabedingt im stillen Kämmerlein ihren Look ausprobiert und an ihren Songs gearbeitet hatten, spielten sie im November 2021 in London ihr erstes Konzert. „Wir hatten großes Glück, zu der Zeit auf den Plan zu treten, als London und die ganze Welt wieder sehnsüchtig zu Live-Shows gehen wollten", sagt Morris. Davies fügt hinzu: „Und natürlich war es auch sehr gut für uns, dass es in London so eine lebendige Szene von Veranstaltungsorten gibt." Sie nutzten also jede Gelegenheit, aufzutreten. Musik veröffentlichten sie jedoch keine. Sie genossen die Mundpropaganda, liebten es, dass jemand, der ihre Show gesehen hatte, von ihnen erzählte, und es für alle anderen die einzige Möglichkeit war, auf ihr nächstes Konzert zu gehen, wenn sie die Musik der Band kennenlernen wollten. Ganz so nostalgisch verklärt funktionierte es am Ende nicht, denn natürlich luden Leute auch Konzertmitschnitte auf YouTube hoch. Unter anderem der Filmemacher Lou Smith, der seinen Kanal dort nutzt, um Auftritten aus der Underground-Musikszene Südlondons eine größere Bühne zu geben. Er filmte eine Show von The Last Dinner Party – die damals noch The Dinner Party hießen – im Club XOYO. Corsagen, schwarze Spitze, weiße Taftröckchen, Achselhaare: eine Performance zwischen sphärischer Entrücktheit und lässiger Abgeklärtheit. Nach dieser Veröffentlichung sollen Manager und Labels gebettelt haben, die Band unter Vertrag nehmen zu dürfen.

> „Sex und Religion sind die Säulen meiner Persönlichkeit. Jeder ist geil und jeder hat Gefühle zu Gott"

Die Musikerinnen entschieden sich für Island Records, das zu Universal Music gehört, und für die Managementfirma Q Prime, die unter anderem Metallica und Muse vertritt. Als sie dann endlich ins Studio gingen, um ihre Songs aufzunehmen, taten sie das mit keinem Geringeren als dem preisgekrönten Produzenten James Ford, der unter anderem für seine Arbeit mit den Arctic Monkeys und Florence + The Machine bekannt ist. Er übernahm die Rolle des Schlagzeugers und habe, wie die Band schwärmt, keinen Moment versucht, ihnen seinen Stempel aufzudrücken, sondern ihnen zur besten Version ihrer selbst zu verhelfen.

Der Grund, warum sie ihren Namen von The Dinner Party zu The Last Dinner Party änderten, war, dass bereits das Jazz-Supergroup-Projekt von Robert Glasper und Kamasi Washington Dinner Party heißt. Das führte zunächst zu lustigen Verwechslungen. So wurden die jungen Frauen beglückwünscht, als Dinner Party für das Coachella Festival angekündigt wurde, und ihre Tourdaten landeten auf der Spotify-Seite der Jazz-Dinner-Party. Zu viel Verwirrung – zumal der Name The Last Dinner Party in seiner Theatralik den Geist der Band sowieso viel besser einfängt, geht doch die initiale Idee der Band der Sage nach auf eine weintrunkene Nacht in Brixton zurück, in der Morris und Davies ein Manifest mit Wein und Blut verfasst haben sollen.

UND DANN WAR ES ENDLICH SO WEIT: Mit „Nothing Matters" veröffentlichten sie ihren ersten Song. Und der löste einen Hype aus. Plötzlich waren ihre Konzerte innerhalb weniger Stunden ausverkauft, die Musikpresse überschlug sich vor Begeisterung, Streamingdienste verzeichneten Millionen von Hörer:innen, bald sollten sie Shows für die Rolling Stones, Lana Del Rey und Florence + The Machine eröffnen und auf dem Glastonbury Festival auftreten. „Ich kann mich noch an die erste Show erinnern, die wir gespielt haben, nachdem ‚Nothing Matters' erschienen war. Es war der letzte Song im Set, und wir haben angefangen, ihn zu spielen, und alle haben ihn von Anfang bis Ende mitgesungen. Leute, die wir nicht kannten, die den Song mitsingen konnten, weil sie Fans von uns sind. Ich war die Einzige, die *nicht* mehr singen konnte, weil ich so überwältigt war!", erzählt Morris.

Es war auch das erste Konzert, bei dem die Band einen Dresscode festgelegt hatte, in dem nicht nur sie selbst, sondern auch ihr Publikum erscheinen sollte. Inzwischen sind sie fester Bestandteil einer The-Last-Dinner-Party-Show, es gab bereits Dresscodes wie „Opernabend", „Folk Horror", „Griechische Mythologie", „David Bowie", „Alice im Wunderland" und „Italian Renaissance Vampire". Ihre Fans sollen sich in ihren Outfits ausdrücken und sich frei fühlen. Sich in Schale werfen und zusammen maximale Theatralik, Euphorie und Ekstase erleben.

Bei so viel Durchbruch lässt Gegenwind natürlich auch nicht lange auf sich warten. Es wurden Vorwürfe laut, The Last Dinner Party sei ein „industry

ERKUNDUNG DER EKSTASE
The Last Dinner Party sind der Hype der Saison – und (trotzdem) eine hervorragende neue Band

FOTO: CAL MCINTYRE

plant“: von der Musikindustrie gecastet und zu minutiös geplantem Erfolg herangezüchtet. Eine Unterstellung, mit der sie sich nicht zu lange beschäftigten – sie kennen ihre Geschichte und wissen, dass die Band aus ihren eigenen Ideen geboren ist. „Es war immer unser Plan, erst Musik zu veröffentlichen, wenn wir eine Menge Konzerte gespielt hätten. Aber das lag vor allem daran, dass wir in erster Linie eine Band sein wollten, um live zu spielen. Wir wollten uns als Live-Band etablieren und hatten es nicht darauf angelegt, ein Hype zu werden“, so Davies. Morris stimmt zu: „Das war sicherlich nicht Teil des Plans. Wir waren zuversichtlich und hofften natürlich auch, dass die Leute den Song mögen würden. Aber den Hype und diese plötzliche Beschleunigung des Ganzen mögen wir gar nicht so gern.“

Nach „Nothing Matters“ veröffentlichten sie mit „Sinner“ einen Track, der zwischen verspielten Klavier- und rockigen Gitarrenparts hin und her schwingt. Diesmal zeigt das Video eine inszenierte Live-Performance zwischen weißen Tischdecken, weil sie nicht in der Sofia-Coppola-„Bridgerton“-Schublade stecken bleiben wollten. In „Sinner“ verarbeitet Gitarristin Lizzie Mayland ihre Kindheit und Jugend in einem ländlichen Umfeld mit katholischer Erziehung und die plötzliche Freiheit durch den Umzug nach London. Sie versucht eine Antwort auf die Frage zu finden, ob sie ihr früheres Ich komplett abstreifen wird oder ob die alte und die neue Version ihrer selbst zusammenfinden können.

Auch Sängerin Abigail Morris ist in einem katholischen Umfeld aufgewachsen. Im Song „My Lady Of Mercy“ befreit sie sich von den Schuldgefühlen, auch sexuell an Frauen interessiert zu sein. „Sex und Religion – das sind die beiden Säulen meiner Persönlichkeit“, lacht sie. „Religion und Sex sind sehr eng miteinander verbunden, vor allem wenn man katholisch erzogen wurde. Es macht mir Spaß, darüber zu schreiben, weil es interessant und universell ist. Denn jeder ist geil und jeder hat Gefühle zu Gott.“ Auch das Musikvideo zu „My Lady Of Mercy“ spielt wieder mit Bildern der Unschuld und Verruchtheit, und der Song kombiniert filigrane Arrangements mit ekstatischem Stadionrock – als träfe Siouxsie Sioux auf Florence Welch.

Ihre vierte Song-Veröffentlichung, „On Your Side“, signalisiert, dass auf ihrem Debütalbum, *„Prelude To Ecstasy“*, auch ruhigere Töne angeschlagen werden. Tatsächlich kommen fast alle weiteren Songs auf der Platte getragener daher. Doch schon das orchestrale Vorspiel, das ihr Album eröffnet, setzt den Ton: Unter „Think Big“ machen wir es nicht. „Das Album ist eine Erkundung der Idee der Ekstase. Es geht also um jedes einzelne Extrem der menschlichen Emotionen: Lust, Vergnügen, Rausch, Spaß, aber auch um Schmerz, Verzweiflung, Trauer, Wut“, erklärt Morris.

Auf dem Plattencover überlassen die fünf ebenfalls nichts dem Zufall. Über einem Kaminsims aus Marmor hängt ein herrschaftliches Gruppenporträt der Band. Ihre Blicke sind herausfordernd, verschmitzt und doch auch streng. Sie nehmen das mit den Corsagen und dem Prunk durchaus ernst – doch das viktorianische Flair und der Gothic-Touch müssen immer auch Spaß machen. Auf dem Kaminsims findet man neben Kerzen jede Menge versteckter Symbole, die ihnen etwas bedeuten, wie jeweils eine Blume aus jeder Heimatstadt der Bandmitglieder, ein Buch aus dem 19. Jahrhundert, das Davies auf der Straße gefunden hat, Morris’ Tagebuch mit den Lyrics.

Sie verstehen sich als fünfköpfiges Gesamtkunstwerk, als Geschenk an ihre jüngeren Ichs, die von genau so was geträumt haben. Geeint in einer Schwesternschaft, in der sie füreinander da sind und niemand sich in eine Rolle gedrängt fühlt. Morris sagt: „Niemand muss die Mum oder die Sensible oder die Verrückte sein. Wir kümmern uns umeinander und teilen uns das, was zu tun ist.“ Mit einer Ausnahme: „Georgia und ich übernehmen das Trinken – irgendwer muss sich ja um den ‚Drugs & Rock’n’Roll‘-Part kümmern.“ RS

KISS

Von Avatar bis Zunge

Im Dezember spielten **KISS** ihr letztes Konzert und beendeten damit eine 50 Jahre währende Karriere. Alles, was Sie über die Band wissen müssen, finden Sie in unserem KISS-Lexikon ***Von* Frank Schäfer**

FOTO: GETTY IMAGES

THE BEST

Kiss: Peter Criss, Gene Simmons, Paul Stanley (o., v. l.) und Ace Frehley (u.) in vollem Ornat

Avatare

Natürlich glaubte man ihnen nicht, als sie ihre Abschiedstour annoncierten. Ein neuer Trick, um der „Kiss Army“ die Knete aus der Tasche zu ziehen. So war es auch. Sie machen natürlich weiter. Aber als Avatare, wie kürzlich erst ABBA. Deren Produktionsfirma ist denn auch mit der technischen Umsetzung beauftragt. Kiss vertrauen also nicht auf ideelle Unsterblichkeit, die man der Rockgeschichte überlassen müsste. Sie nehmen die Sache lieber selbst in die Hand und erschaffen Hologramm-Klone, die von nun an bis zum Sankt-Nimmerleins-Tag eine mustergültige Kiss-Show reproduzieren könnten. Doch die Szene murrt, jetzt schon. Klingt interessant, er werde vermutlich nicht hingehen, ätzt Saxon-Frontman Biff Byford. Und der geschasste Ur-Leadgitarrist Ace Frehley grantelt sowieso meistens. „Das ist nicht mehr unser Rock’n’Roll, ich stecke einfach meine Gitarre in einen Marshall-Amp, und los geht’s. So war es immer, und so sollte es immer sein.“ Aber so war es bei Kiss eben nie, oder nur, wenn man Feuersäulen, raketenschießende Gitarren, Blutspuckereien und Zungenprothesen, das ganz große Rocktheater also, außer Acht lässt. Bei ihnen war alles Show. Jede Bewegung komplett durchchoreografiert, jede Rauchbombe perfekt platziert und jede Ansage Wort für Wort auswendig gelernt. Wenn so ein digitaler Deep Fake also überhaupt bei einer Rockband funktionieren kann, dann bei Kiss.

Belastungen

„I rode the highway to heartache/ I took a trip on the ship of fools, woah yeah!/ And I paid the price to have my way/ Cause money makes the rules, yeah!“ Anders als Gene Simmons, der knochenharte Calvinist, spricht Paul Stanley auch schon mal vom Preis des Erfolgs. Das ist noch keine Kapitalismuskritik – er ist jederzeit bereit, seinen Tribut zu entrichten. Aber er leistet sich zumindest einen Schuss Realismus: „Let them laugh ’cause I don’t care/ It’s my cross I’m proud to bear/ I’m a freak.“

Comic

Spaceman, Starchild, Demon und Catman: die Hauptdarsteller im Kiss-Universum sind offensichtlich von Superhelden-Comics inspiriert. Insofern ist es fast schon zu naheliegend, dass Marvel der Band 1977 auf dem Höhepunkt ihres Ruhms ein eigenes Heft widmet. „Printed in real KISS blood“ steht auf dem Cover. Tatsächlich werden sie vorher medienwirksam zur Ader gelassen, reisen zur Marvel-Druckerei und schütten eigenhändig ihr Blut in den Bottich mit der roten Farbe. Ein Notar ist auch dabei, der den ganzen Unsinn beglaubigt. Aber diese Symbolik – wer denkt da nicht an Blutsbrüderschaft und christliches Abendmahl?! Das soll wohl irgendwie den Bund zwischen den Rockgöttern und ihren Jüngern besiegeln.

Demissionen

Zunächst wird Peter Criss nach Hause geschickt, weil er den Anforderungen im Studio nicht mehr genügt. Schon bei *„Dynasty“* 1979 muss er größtenteils durch einen Session-Drummer ersetzt werden: eine Handverletzung nach einem Autounfall schränkt seine motorischen Fähigkeiten zu sehr ein. Alk und Drogen spielen womöglich auch eine Rolle. Als Nächstes geht Ace Frehley, der von den anderen beiden Originalmitgliedern ständig überstimmt wird. Er plädiert gegen das Musical-Album *„(Music From) ‚The Elder‘“* und spielt nur noch sporadisch mit. Bei *„Creatures Of The Night“* ist die Stimmung schon so vergiftet, dass er gar nicht mehr ins Studio kommt. Es dauert mehr als ein Jahrzehnt bis zur Wiedervereinigung.

Einfluss

Chuck Klosterman hat Kiss in seinem Hair-Metal-Plädoyer „Fargo Rock City“ zur „zweiteinflussreichsten Band aller Zeiten“ erklärt, gleich nach den Beatles. Und zwar nicht wegen ihrer musikalischen Qualität – wichtig war allein ihr Make-up. „Ohne die Schminke hätte die Band wahrscheinlich nur drei Alben eingespielt, die sich auch noch entsetzlich schlecht verkauft hätten (obwohl ich den leisen Verdacht habe, dass die Rockkritiker, die Kiss heute hassen, sie dann als ‚rauen, bahnbrechenden Vorläufer des New York Punk‘ bejubelt hätten). Jedenfalls brachten die vier ein paar Millionen Kids dazu, Gitarren in die Hand zu nehmen und sich als etwas ausgeben zu wollen, das sie nicht waren. Und genau das ist Rock’n’Roll in 99 Prozent aller Fälle.“

Film

Ein Jahr nach dem Comic kam der Film in die Kinos. In „Kiss Meets The Phantom Of The Park“ müssen sich die vier Helden eines verrückten Erfinders erwehren, der sie in seinem Labor einsperrt und Roboter-Doppelgänger von ihnen auf die Bühne bringt, die beim Publikum eine Revolte anzetteln sollen. Zum Glück können sich Kiss befreien, mit vereinten Superkräften den Mad Scientist und seine Bots überwinden und das Konzert in gewohnter Manier zu Ende spielen. Puh! Der Film ist ein Trash-Machwerk erster Kajüte und gerade deshalb Kult. Die Band distanziert sich sofort, aber die Einschaltquoten stimmen wie immer, wenn „Kiss“ draufsteht.

HINTER DEN KULISSEN

Simmons und Stanley 1977 backstage in New York (r.); Criss, Stanley und Frehley in Detroit, 1975 (r.); Stanley und Simmons posieren mit einer Goldenen Schallplatte (u. r.)

Glam

Die riesigen Plateauschuhe, die flamboyanten Kostüme und Masken, schließlich die vom Edelkitschier Bob Ezrin im Studio auf Überlebensgröße aufgepumpten Hooks für Millionen – das ist schon alles sehr genregemäß. Nur die sexuelle Uneindeutigkeit fehlt. Paul Stanley wirkt ein wenig effeminiert und tänzelt betont androgyn übers Parkett, aber es besteht doch andererseits nie ein Zweifel daran, dass hier vier Potenzbomber mit rekordverdächtigem Testosteronspiegel ihre Duftmarken setzen. Und das Brusthaar-Toupet sitzt.

Hits

Die Klassiker-Galerie der Band ist bis unters Dach gefüllt mit dummdreisten, niederste Instinkte befriedigenden, durch und durch sexistischen – schlicht betörenden Buschklopfern, deren effektive Eindimensionalität die Kids begeistert und die Kritik noch stets verprellt hat. Meistens stammen sie von Paul Stanley: „Detroit Rock City“, „Hard Luck Woman“, „Love Gun“, „I Was Made For Lovin’ You“, „Creatures Of The Night“, „Lick It Up“ usw. Er schreibt die Hooks mit Dauerständer, die man in den angstverseuchten Jugendzimmern draußen in den Suburbs, am besten jedoch im wieder einmal ausverkauften Stadion mitgrölen kann. Gene Simmons beackert eher den Stampfrock mit dem Axtbass.

Iceman

Die legendäre Ibanez Iceman ist in den Siebzigern Paul Stanleys Spielzeug und eine der wenigen neuen Gitarrenformen, die nicht bei den Klassikern Tele, Strat, Les Paul, SG, Flying V und Explorer abgekupfert war. Stanley bekam sein Signature-Modell, die Iceman PS10, der dann noch weitere Varianten folgten. Irgendwann war

FOTO: GETTY IMAGES

er Endorser für Washburn und kreierte einen ganzen Waffenschrank voller Äxte. Die Iceman allerdings bleibt die archetypische Kiss-Gitarre.

Judentum

Auffallend viele Zeichner in der Frühzeit des Superhelden-Comics sind jüdischen Glaubens, so als wollten sie ihre historische Ohnmacht kompensieren, indem sie omnipotente Figuren schaffen, die ihnen zu Hilfe eilen - und damit zumindest in der Fiktion Pogrome unmöglich machen. Chaim Witz (Gene Simmons) und Stanley Bert Eisen (Paul Stanley) gehen noch einen Schritt weiter: Sie verwandeln sich selbst in Superhelden. Jetzt erst sind sie sicher.

KISS-Prinzip

Die Wissenschaftstheorie kennt den Begriff des „KISS-Prinzips", ein Akronym, das für „Keep it short and simple" oder auch „Keep it simple, stupid" stehen soll. Es bezeichnet eine heuristische Annahme in der Methodologie, nach der diejenige Erklärung zu bevorzugen sei, die mit den wenigsten Hypothesen auskommt. Man wundert sich eigentlich, dass Gene Simmons, der mammonistische Kopf der Band, der für sein Leben gern Markenrechtsprozesse führt, da noch keine Besitzansprüche angemeldet hat, denn das liest sich doch wie eine Abstraktion ihres Geschäftsgedankens. Ihre Songs waren kurz und simpel, ihre Verächter sprachen lieber von stupide, und allzu viele musikalische Hypothesen haben sie auch nicht aufgestellt.

Live

„The amplifiers start to hum/ The carnival has just begun", dichtet Stanley in „Psycho Circus" mit fast schon selbstironischer Abgeklärtheit. Die Bühne war von Anfang an ihre Stärke, die ersten drei Studioalben - *„Kiss"*, *„Hotter Than Hell"* und *„Dressed To Kill"* - können ihre Live-Intensität nicht annähernd einfangen, und so braucht es das Doppelalbum *„Alive!"*, um die erste von vielen Goldenen Schallplatten einzutüten. Wobei Kiss unter der Fuchtel von Eddie Kramer im Studio noch einiges zu tun hatten, um die vielen Verspieler auszubügeln.

Metal

„Creatures Of The Night" war das Album für Headbanger. Die Siebziger-Vorgänger, zusammengefasst in den legendären Alben *„Alive!"* und *„Alive II"*, nahmen wir zwar wahr, weil sie in den Plattensammlungen der großen Brüder und vielleicht sogar einiger großer Schwestern standen, aber es war eben deren Musik. Wir stiegen mit *„Dynasty"* und *„Unmasked"* ein, da hatten sich Kiss dem zeitgenössischen Disco-Pop angebiedert, und das anschließende Konzeptalbum *„(Music From) ,The Elder'"* pimpte der ewige Schnulzier Bob Ezrin zu einer Rock-Oper von vorgestern auf. Kiss verloren die Kids. Aber die Band war viel zu schlau, um das nicht zu bemerken. Die vier neuen Songs des schnell nachgeschobenen Samplers *„Killers"* von 1982 bliesen bereits zur Gegenoffensive, aber erst *„Creatures Of The Night"* mit dem programmatischen „I Love It Loud" oder dem polternden Titeltrack schmiedete einen neuen Pakt mit der jungen Metal-Szene. Natürlich haben sie uns damit genauso über den Löffel balbiert wie zuvor schon unsere großen Brüder und Schwestern. Aber das war egal: Eine der kommerziell erfolgreichsten Bands der Welt signalisierte, dass sie unseren Ärger über *„(Music From) ,The Elder'"* ernst nahm. Das fühlte sich gut an.

New York

In dieser Stadt ist alles Business - sogar die Gründung einer Rockband. Kiss sind archetypische New Yorker, sie lassen nie einen Zweifel daran, dass die Band nichts weiter ist als ein Wirtschaftsunternehmen, das nur so lange Bestand hat, wie es entsprechende Renditen abwirft. Offenbar sind das nicht mal die übelsten Voraussetzungen für eingängige, massenkompatible Musik.

Opener

Kiss hatten ein gutes Händchen für talentierte Vorgruppen, die zunächst ihnen den Arsch abspielten, um bald darauf selbst zu Stadion-Acts zu avancieren: ZZ Top, Rush, Journey, Scorpions, Cheap Trick, AC/DC, Judas Priest, Iron Maiden, Mötley Crüe usw.

Pannen

Sind im Kiss-Konzept eigentlich nicht vorgesehen. Als Stanley einst die Menschen im Bochumer Ruhrstadion kurz vor Ende des Sets fragte, welchen Song sie hören wollten, weil er glaubte, beim wahren Kiss-Fan bliebe jetzt nur noch ein Wunsch offen, war das Einvernehmen für Momente empfindlich gestört. Die einen schrien „Beth", die anderen „I Was Made For Lovin' You", wieder andere kamen bloß auf „Detroit Rock City". Ihm war der Ärger anzusehen, er schickte bei Letzterem sogar ein genervtes „Das kommt schon noch!" hinterher und fiel dann, die blöden Krauts verwünschend, in die feine Twin-Melodie von „Shout It Out Loud" ein. Beim ersten Refrain war dann alles wieder gut.

Qual der Wahl

Die hatten ihre Fans, als Mitte September 1978 alle Kiss-Kombattanten gleichzeitig ein Soloalbum herausbrachten. Eine Finte, um gleich vierfach abzusahnen, aber die Rechnung ging nicht auf - für vier Platten reichte das Geld der Kids nicht. Erstaunlicherweise lief *„Ace Frehley"* am besten, weil er als Einziger einen Hit lieferte und mit dem Russ-Ballard-Song „New York Groove" in die Charts kam.

Reunion

Bei den „MTV Unplugged"-Auftritten 1995 sind Peter Criss und Ace Frehley in den Zugaben schon wieder dabei. Man kommt halbwegs miteinander aus. Das reicht, sie brauchen die Wiedervereinigung. Sleaze-Metal-Acts wie Mötley Crüe und Guns N' Roses haben Kiss den Rang abgelaufen, die Originalbesetzung verspricht eine Rückkehr zur „Weltherrschaft". Dafür legt man sogar wieder Maske und Kostüme an. Die Nachfrage ist tatsächlich enorm, 1996 geht es auf große „Alive/Worldwide Tour" mit 192 Shows und Monstergewinnen. Ich sehe sie im Jahr darauf in der Berliner Waldbühne. Peter Criss ist eine alte Oma geworden, ohne Drive, ohne Punch, aber es geht hier schon längst nicht mehr um Musik. Space Ace schießt mit seiner Gitarre wieder Raketen ab, die Fledermaus

FOTOS: GETTY IMAGES (2)

am Bass spuckt Feuer und alles ergibt sich in fröhlicher Regression. Mit *„Psycho Circus“* erscheint dann noch ein Album, das ein paar autobahntaugliche Hooklines enthält, dafür aber so gut wie keine Beiträge von Criss und Frehley. Ihre Zeit läuft langsam ab – einmal mehr. Für den Rest ihrer Karriere rekrutieren Simmons/Stanley erneut Mietmucker: Eric Singer und Tommy Thayer.

Schriftzug

Das Kiss-Logo enthält im Original zwei blitzförmige S-Buchstaben, die an die sogenannte Siegrunen im SS-Zeichen der Nazis erinnern. Stanley und Simmons sind als Juden über jeden Verdacht erhaben, von deutschsprachigen Medien wird er aber dennoch gern geäußert. Der „Spiegel“ etwa macht Kiss 1980 zur „Brutalorockgruppe“, die „mit infernalischem Show-Gebaren und faschistischem Gestus bundesdeutsche Teenies im Blitzkrieg eroberten“. Wirklich justiziabel ist die Ähnlichkeit der Buchstaben zwar nicht, aber ihrer deutschen Plattenfirma Phonogram werden die immer wieder vorgebrachten SS-Vergleiche irgendwann zu viel, und so drängt sie das Kiss-Management schließlich zur Korrektur. Ein Grafiker begradigt die Buchstaben. Aber nur auf deutschen Covern – dem Rest der Welt ist es wieder mal egal.

Tabu

Metal war in der DDR wegen seines martialischen Auftretens nicht besonders wohlgelitten, aber die Genossen wollten das hören, deshalb installierte man im Rundfunk bei DT64 schließlich sogar eine Sendung mit dem Titel „Tendenz Hard bis Heavy“. Auch Kiss wurden dort gespielt, ein Sendeverbot gab es nicht. Lizenzprodukte wie Platten, T-Shirts etc. allerdings ebenfalls nicht – angeblich wegen der SS-Runen. Es lag vielleicht auch daran, dass Kiss die Ideologie des Klassenfeinds in einer Weise repräsentierten wie nur wenige andere Bands. Das oder ein SED-Funktionär fand die Songs zu flach. Dafür erzielten Kiss-Alben auf dem Schwarzmarkt Preise von 100 bis 150 Mark.

Unmaskiert

Sie wurden plötzlich erwachsen, verzichteten ab 1983 auf Schminke und Horror-Show und mutierten zu einer beliebigen Hair-Metal-Band, die man in jenen Jahren häufiger, ja eigentlich viel zu häufig sah. Erstaunlicherweise waren sie live auch dann noch ein verdammtes Ereignis. Ich habe sie 1988 beim Monsters of Rock in Bochum gesehen, und wie Gene Simmons und vor allem Paul Stanley die alten Gesten, Sprüche, Geschichten und das sattsam bekannte Jetzt-teilen-wir-mal-die-Gemeinde-und-lassen-die-linke-gegen-die-rechte-Seite-anschreien-Spielchen rekapitulierten, mit einem angedeuteten Arschgrinsen, versteht sich, das nicht nur die professionelle Kalkuliertheit ihres Tuns offenbarte, sondern auch das ironische Einverständnis mit den „Folks“ da draußen – das besaß eine ganz eigene Dignität. Sie spielten die alten und neuen Gassenhauer von „Detroit Rock City“ bis „Heaven’s On Fire“ und machten mit uns, was sie wollten.

KUNST DER INSZENIERUNG
Ace Frehley in der Garderobe bei der Vorbereitung auf ein Konzert in Atlanta, 1974 (o.); sein Kollege Paul Stanley stellt sich ein Jahr später in Detroit mal hinter die Kamera

Vinnie Vincent

Der große Pechvogel. Schon bei *„Creatures Of The Night“* ersetzt er den ausgebrannten Ace Frehley an der Gitarre, obwohl der noch seine Maske in die Kamera halten darf. Bald darauf wird er dann aber mit großem Brimborium als der neue Leadgitarrist The Ankh Warrior eingeführt. Das steigt ihm zu Kopf. Er wähnt sich als Vollmitglied, ist aber nur Angestellter, und glaubt Stanley und Simmons die Show stehlen zu können. Bei *„Lick It Up“* und der anschließenden Tour darf er noch mitmachen, danach fliegt er auch schon wieder raus. Es gelingt ihm nicht, seine Dreiviertelberühmtheit in Solo-Erfolge umzumünzen. Seine eigene Band, Vinnie Vincent Invasion, ist nach zwei Alben am Ende, und er muss Insolvenz anmelden. Er verklagt seine Ex-Arbeitgeber mehrfach wegen sechs Millionen Dollar angeblich nicht gezahlter Tantiemen und verliert jeden Prozess. Seine erste Ehefrau wird ermordet, auch seine zweite Ehefrau stirbt früh. Er zieht sich zurück, aber Simmons und Stanley lassen ihn nicht hängen: Er schreibt Songs für sie und sie laden ihn immer wieder zu Veranstaltungen ein. 2018 plant er ein Comeback, aber auch daraus wird nichts. Es bleiben immerhin knapp zwei Jahre Weltruhm.

Wicked Lester

Die Vorgängerband von Simmons und Stanley, die sich mäßig inspiriert an Pop, Rock und Soul abarbeitet. Sie spielen ein ungewöhnlich zielloses Album für Epic ein, das auf Befehl von Label-Director Don Ellis unveröffentlicht bleibt – er hasst das Album. Danach feuern die beiden ihre Mitstreiter und legen Masken auf. Als sie drei Jahre später weltberühmt sind, erinnert das Label sie an die Jugendsünde, also kaufen sie die Bänder auf, damit Epic nicht irgendwann auf dumme Gedanken kommt.

X-mas

Sie haben bisher allerhand Blödsinn angestellt, aber noch kein Christmas-Album eingespielt. Das muss man ihnen hoch anrechnen.

You wanted the best ...

... and you got the best, the hottest band in the world: Kiiiiiss!“ Bis heute verstehen unerfahrene Ohren gelegentlich „hardest band“, aber das waren sie nie, oder allenfalls in Bezug auf ihren absoluten Unterhaltungsauftrag. Im Rock spielt man das karnevaleske Elemente gern herunter. Kiss waren das genaue Gegenteil. Sie unterliefen das Authentizitätsversprechen mit grandioser Konsequenz. Die Band hatte den Brecht’schen V-Effekt gewissermaßen ab Proberaum eingebaut und wies immer wieder mit zirzensischen Einlagen auf ihre totale Künstlichkeit hin. Selbst als sie die Masken ablegten, blieben Gene Simmons und Paul Stanley Comicfiguren.

Zunge

Gene Simmons trägt angeblich eine Anomalie im Mund. Die einen sprechen von 17, die anderen sogar von 25 Zentimetern, 12 sind Durchschnitt. Ob sie echt ist oder nicht – die Zunge rauszustrecken gilt ja eigentlich als das infantile Zeichen für „Kannst mich mal“. Bei Simmons meint es was Sexuelles. Die Geste harmoniert ganz gut mit Songs wie „Calling Dr. Love“ oder „Christine Sixteen“. Man darf bei Kiss nicht zu viel Tiefsinn erwarten. „I’m going back to the Stone Age/ Back where I belong“, konzediert er auf dem letzten Album, *„Monster“*. Und niemand würde ihm da widersprechen. ®

FOTOS: GETTY IMAGES (2)

Das Ende der Straße

Kiss spielten im Dezember im New Yorker Madison Square Garden das letzte Konzert ihrer vier Jahre dauernden Abschiedstournee. Unser Autor war dabei *Von* Oliver Polak

And now the end is near, and so, with makeup, they face the final curtain.

Heute, nach vier Jahren „End of the Road“, der Abschiedstournee, die 251 Konzerte umfasste, und nach 50 Jahren Bandgeschichte, marschieren Kiss ein letztes Mal zu ihren finalen Konzerten im Madison Square Garden in New York auf. Mit ihren 40.000 Fans, der Kiss Army, ein paar Blöcke von dort entfernt, wo genau vor fünf Jahrzehnten alles in einem Proberaum in Downtown Manhattan begann – und mit Paul Stanley, Gene Simmons, Ace Frehley und Peter Criss eine der größten Rockbands geboren wurde.

Mein Taxi hält vorm Madison Square Garden, ich zahle und steige aus. Im Juni 1972, ein Jahr bevor er mit Gene Simmons Kiss gründete, jobbte Paul Stanley als Taxifahrer. Damals fuhr er ein Pärchen zu einem Elvis-Presley-Konzert. Als sie zahlten, sagte Paul ihnen zum Abschied, dass irgendwann die Leute an diesen Ort kommen würden, um *ihn* live zu sehen.

Kiss haben an diesem ersten Dezemberwochenende wirklich die Stadt eingenommen. Wenn es dunkel wird, erscheinen riesige Projektionen der vier Bandmitglieder an der Spitze des Empire State Building, am Times Square auf den überdimensionalen LED-Wänden ihre Gesichter. Kiss-Taxen fahren durch die Stadt, bei Prince Street Pizza gibt es eine exklusive Kiss-Pizza mit Box, an zwei U-Bahn-Stationen gibt es 50.000 limitierte Kiss MetroCards, einen Pop-up-Store mit exklusivem New-York-Last-Show-Merch, ein Mini-Kiss-Museum und so vieles mehr.

Die Leute glauben nicht, dass das jetzt wirklich das Ende der Straße für diese Band ist. Der 74-jährige Bassist Gene Simmons sagte mir noch im Frühjahr, als wir in Berlin-Mitte Kaffee tranken, dass sein Kostüm allein 20 Kilogramm wiegt plus Bassgitarre und die Show zwei Stunden dauert, er Feuer spuckt, dann über die Bühne fliegt. Paul ergänzte, dass Fußballer auch nicht mehr im hohen Alter aktiv sind und es keine Option wäre, ohne Maskerade und Show weiterzumachen, da Kiss das ist, was sie verkörpern: den Sieg der individuellen Ermächtigung, stark zu sein, ohne zu altern. Ace Frehley und Peter Criss wurden vor etwa zwanzig Jahren durch Eric Singer und Tommy Thayer ersetzt; Simmons und Stanley, die beiden Frontmänner, sind immer noch da. Unkaputtbar?

Ich fahre an die Rolltreppen der Arena hoch, umgeben von Kiss-Fans aus mehreren Generationen, Opas, Väter, Kinder – alle geschminkt und in Kiss-Merchandise eingehüllt. Im Vorprogramm überzeugen Amber Wild, die Band um Evan Stanley, den Sohn von Paul Stanley, musikalisch irgendwo zwischen den Foo Fighters und Bush. Rocksongs aus einer anderen Zeit, die den Madison Square Garden schon vor dem Haupt-Act ein wenig aus den Angeln heben. Ihr Hit „Silver“ ist ein Juwel, ein perfektes Intro für das, was heute noch kommt.

20:42 Uhr, die Lichter im Madison Square Garden werden gedimmt. Aus den Hallenlautsprechern erklingt Led Zeppelins „Rock And Roll“. The same procedure as always, danach Kiss auf den Leinwänden rechts und links, wie sie in Uniformen, geschminkt durch die Katakomben des Madison Square Garden zur Bühne laufen, die von einem großen schwarzen Vorhang verdeckt wird, auf dem die vier Buchstaben KISS in Weiß strahlen.

Dann ein allerletztes Mal die Stimme aus dem Off: „All right, New York, you wanted the best, you got the best. The hottest band in the world: Kiss!“

Die ersten Töne von „Detroit Rock City“ erklingen, beim Schlagzeugeinsatz fällt der Vorhang – und Paul, Gene und Tommy schweben ein letztes Mal von der Bühnendecke auf Plattformen herab. Es ist wie ein Gottesdienst. Alles ist hell erleuchtet, choreografiert, alles knallt und explodiert.

Kiss nennen ihre Fans „Army“, und diese Army verneigt sich ein letztes Mal vor der Band und diese wiederum vor ihnen. Eine gegenseitige bedingungslose Liebe. Ein Leben lang.

Vielleicht ist es die Magie des Madison Square Garden, gepaart mit dem Wissen, dass heute zum letzten Mal die Uniformen angezogen und das Make-up aufgetragen wurde. So nah wie bei diesem Konzert ist man der Band vielleicht noch nie gewesen – es ist wie ein Spaziergang durch das Rotlichtviertel in Amsterdam ohne Fensterglas. Gene Simmons hat die letzten zwei Nächte nicht geschlafen. Vor der Show gab es keine Meets and Greets. Die Band wollte Zeit für sich, da waren so viele Gefühle, zu viele Erinnerungen. Noch nie waren sie so auf den Punkt. Sie sind überemotionalisiert, als ob sie an diesem letzten Abend, der weltweit gestreamt wird, der Welt und natürlich auch den Fans vor Ort noch mal beweisen wollen, dass sie ihr Versprechen „YOU GOT THE BEST“ immer noch einlösen können.

Jede Bewegung und Ansage von Stanley, „How could we not end it here where it all started?“, jede Pose von Simmons, sein Die-Zunge-Rausstrecken, jedes Solo von Thayer, Eric Singer, wie er die Drumsticks twistet, bis sie unsichtbar werden – alles sitzt.

Die Setlist ist eine Auswahl von Songs aus den letzten fünfzig Jahren, auch aus der Make-up-Zeit, „Love Gun“, „Black Diamond“, „Beth“, „I Was Made For Lovin' You“ und auch „Deuce“ vom ersten Album, der Song, der lange vor der Gründung von AC/DC deren Gesamtwerk zusammenfasst. Stanley fliegt über die Menge zu einer Zweitbühne, Raketen, Feuerwerke, Gene Simmons spuckt Kunstblut, wobei er sich mittlerweile in dem Alter befindet, wo es auch echt sein könnte, Thayer schießt aus seinem Gitarrenhals Raketen in die Scheinwerfer.

Nach dem letzten Song, „Rock And Roll All Nite“, einem Konfettimeer und Gitarrengewitter werden die einzelnen Bandmitglieder auf Podesten zur Bühnendecke hochkatapultiert. Während Nebel auf die Bühne schießt, hören wir die letzten Worte von Paul Stanley: „A new Kiss era starts now. You made us. The end of the road is the beginning of another road. We'll see you in your dreams.“

Sie verschwinden im Nebel. Als dieser sich auflöst, ist die Band nicht mehr da. Weg. Ich bin umringt von strahlenden Gesichtern, auch Männern mit Tränen in den Augen. „Tears are falling.“ Auf den Leinwänden ein Barcode mit dem Zusatz „A new era begins“. Kiss wären nicht Kiss, wenn sie nicht noch ein paar Überraschungen parat hätten. Auf ihrer Website ein Countdown.

Als ich unten vorm Madison Square Garden nach dem Konzert ein Taxi suche, kommt das Announcement auf ihrer Website. Kiss werden als digitale Avatare weiterleben, da die Band größer ist als ihre (sterblichen) Mitglieder.

Ich steige ins Taxi, blicke noch mal hoch auf das Billboard und denke mir genau das, was Paul Stanley sich dachte, als er hier 1972 im Taxi saß.

ROCK AND ROLL ALL NITE

Am 2. Dezember 2023 verabschiedeten Kiss sich im Konfettimeer auf der Bühne des New Yorker Madison Square Garden mit Hitregen und Gitarrengewitter

FOTO: GETTY IMAGES

3 Milliarden Mitbewohner

VON TOBI MÜLLER
ILLUSTRATION: ARNE BELLSTORF

FACEBOOK WIRD 20. Erfunden als Abschleppladen, zeigt die Plattform heute, was Digitalisierung gut kann – und auch, warum sie die Demokratie bedroht. Oder nicht? Ein paar Zweifel und Gedanken zum größten sozialen Medium unserer Zeit

DAGEGEN!
MEINE MEINUNG!
POST

„Wer ist schlecht: die Welt oder Facebook? Da selten wir selbst schuld sein wollen, muss es dann wohl Facebook sein“

M AUSGEHENDEN LETZTEN JAHRHUNDERT wussten Menschen ohne schwere Alkohol- oder Drogenprobleme am Montag noch, was sie am Samstag gesehen hatten: alle das Gleiche. In der Regel eine Unterhaltungssendung oder ein Fußballspiel im Fernsehen. Zumindest wenn man nichts gegen Mainstream hatte oder noch nicht volljährig und dem Geschmack der Eltern ausgeliefert war. Die Coolen und Widerständigen machten derweil extra etwas anderes, aber meistens dann doch das Gleiche, zum Beispiel alle eine bestimmte Band sehen.

Eine neue technologische Dreifaltigkeit beendete den Götzenglauben an Mainstream und Abweichung: Internet, Facebook, Smartphone – in dieser Reihenfolge. Nachdem die Religion in die Hände, in die Köpfe und in die Körper der halben Weltbevölkerung gewandert ist, weiß niemand mehr, was er oder sie am Samstagabend gesehen hat. Fast alle nämlich etwas anderes, und vor allem sehr viel. Letzteres merkt man, wenn Daumen und Zeigefinger vom Scrollen Muskelkater kriegen.

Am 4. Februar 2004 ging eine Plattform online, die TheFacebook hieß. Im Jahr davor hatte der Harvard-Student Mark Zuckerberg eine ähnliche Seite für Elite-Studierende gebaut: Facemash bewertete Frauen auf Basis ihres Aussehens und teilte ein in „hot or not“. Die Fotos nahm Zuckerberg aus den analogen Facebooks, im Prinzip Studentenakten mit Bildern. Jedes der zwölf Häuser auf den Grundstücken von Harvard hatte eigene Facebooks. Zuckerberg hatte die sensiblen Daten widerrechtlich digitalisiert und eine Bewertungsseite daraus gebaut.

Bevor Facebook das „The“ fallen ließ und um die Welt ging, waren somit drei für die Plattform wichtige Merkmale bereits erfunden: Es geht erstens um unsere Daten und Bilder, die nicht immer mit unserem Einverständnis in die Hände Dritter gelangt sind. Zweitens war und ist Facebook ein super Tool für Stalker, Sexisten und Arschlöcher aller Art, besonders für solche, die Frauen nachstellen, da Frauen online prinzipiell mehr Hass abbekommen. Und drittens hat sich das Haus, in Harvard wörtlich ein Gästehaus, als prophetischer Begriff erwiesen. Denn Facebook ist nicht einfach eine App, die uns umgibt, sondern ein Ort, in dem wir wohnen. Wir verbringen täglich zum Teil Stunden darin, lagern Bilder, tauschen Briefe, berichten über unsere Mahlzeiten und erzählen von den Urlauben; manchmal streiten wir über Politik. Viele benutzen es auch zur beruflichen Kontaktpflege, als Homeoffice. Facebook ist unser blaues Haus.

Das bedeutet auch, dass wir es selbst einrichten und kulturell unterschiedlich nutzen. Das macht es so schwierig, Aussagen über Facebook zu treffen, die auf eine Kachel von Instagram passen, der Foto-App, die längst zu Facebook gehört, seit die übergeordnete Firma Meta heißt. Was aber mit Sicherheit gesagt werden kann: Facebook ist nach wie vor mit Abstand das größte soziale Medium der Welt. Aktuell geht man von gut drei Milliarden Menschen aus, die es nutzen. Das ist eine verdammt große Wohngemeinschaft.

Gerade Journalisten neigten lange Zeit dazu, sich über Facebook lustig zu machen und die ehemals als Twitter berühmte Plattform für das Maß aller Dinge zu halten. Facebook: zu alt, zu spießig, zu nervig. Twitter dagegen: dynamisch, öffentlichkeitswirksam, wichtig (den Hass muss man halt aushalten, wir sind schließlich harte Hunde). Seit der Übernahme durch Elon Musk und der Umbenennung in X, seit der damit einhergehenden Verschärfung des Tons, der Durchsetzungskraft von rechten Trollen und Tsunamis von Verschwörungskram hat die Überzeugung, der Kurznachrichtendienst sei das einzig relevante soziale Medium, zwar schwer gelitten, doch zumindest in Zahlen hat das auch davor nie gestimmt. X verzeichnet aktuell rund 350 Millionen User weltweit, Tendenz sinkend. Facebook legt noch immer zu und hat bald zehnmal so viele Accounts. Bei so irreal hohen Zahlen ist es schwierig, die Realität außerhalb seiner – Achtung, Trigger-Wort! – Blase überhaupt wahrzunehmen.

Vor 20 Jahren verstand man auf Deutsch unter der Blase primär ein Körperorgan, das im Alter zu mannigfaltigen Beschwerden führen kann. Heute steht die Bubble, im englischen Original eher eine Seifen-, Kaugummi- oder Sprudelwasserblase, für die mutmaßliche Bedrohung der Demokratie. Weil wir uns in unendlich vereinzelten Meinungsblasen oder auch Echokammern aufhalten würden, sei der Blick auf die Gesellschaft nicht mehr möglich. Meinungsbildung, Austausch von Argumenten auf Augenhöhe, politischer Konsens – Fehlanzeige. Die Folgen seien gesellschaftliche Vereinzelung und eine Polarisierung des politischen Diskurses. So lauten die beiden Kardinalvorwürfe an soziale Medien, die lange nicht Twitter, sondern Facebook galten (und der Suchmaschine von Google, die personalisierte Resultate liefert).

Die auch unter „Filterblase“ firmierende Theorie des demokratischen Verfalls ist in Internetzeit steinalt. Sie stammt von dem Unternehmer Eli Pariser, der sie 2011 erstmals in seinem Buch „The Filter Bubble“ formulierte. Noch heute geistert sie durch die Debatten und selbstgeißelnden Kommentare, wenn jemand aus Prenzlauer Berg oder dem Kulturbetrieb merkt, wie sozial gleichförmig und gerade *nicht* divers das eigene Umfeld aussieht. Doch ist die These richtig, dass Plattformen wie Facebook daran maßgeblich mitgewirkt haben?

Viele Politolog:innen und Computerwissenschaftler:innen sagen seit Jahren je nach Temperament, das sei Quatsch oder es gebe keine verlässlichen Studien, die der Blasentheorie recht geben. Der deutsch-australische Medienwissenschaftler Axel Bruns zum Beispiel zieht die Theorie seit 2019 in Zweifel und sagt im Kern: Ja, natürlich gibt es eine weltweite politische Polarisierung, aber wir verstehen noch nicht ganz, welchen Anteil soziale Medien und ihre Algorithmen

daran haben sollen. Und zwar gerade weil der durchschnittliche Online-User tatsächlich eine größere Bandbreite an Meinungen und Argumenten sieht als der Nicht-User. Radikalisierung können wir in den Nischen sehen, das auch, aber das erklärt noch lange nicht den populistischen Wind von scharf rechts mit Trump, Brexit, Bolsonaro, Milei, Meloni, Wilders, AfD und was wöchentlich noch alles dazukommt. Das sind nicht Nischen, sondern Massenbewegungen.

Intuitiv können viele Bruns' Argument (und das vieler anderer) aus dem Alltag der letzten Jahrzehnte nachvollziehen. Wer kennt nicht die fassungslosen Diskussionen am Tresen, besonders in den Anfangsjahren, die sich endlos über diesen Depp oder jene Idiotin auf Facebook erhitzt haben. Wer erinnert sich nicht an die vielen Streitereien auf der Plattform, mit denen man umgehen lernen musste, meistens indem man auch den eigenen Ton mäßigte und der neuen FB-Freundin nicht in die Kommentare grätschte. Wissenschaft, Erfahrung, Bauchgefühl sagen: Was an Facebook nervt, ist gerade die krasse Vielfalt an Meinungen und nicht die Verengung des Meinungskorridors.

Auch das erinnert an das offene Mehrfamilienhaus oder an die große Wohngemeinschaft: Wenn viele nah beieinanderhocken, erfährt man Dinge, die man gar nicht wissen will und schon gar nicht kommentieren sollte. Der Vergleich stimmt auch für die Siedlung und erst recht für die Stadt: Mit dem Wachstum wächst auch die Unterschiedlichkeit der Leute, und es ziemt sich nicht, sie alle sofort einzeln zu bewerten. Das ist zu kompliziert und führt tendenziell zu Totschlag. Aber die grundlegende Operation auf Facebook war von Anfang an: Like oder kein Like (die Herzchen und die anderen Emojis kamen erst später).

JENSEITS DER FILTERBLASEN-THEORIE bleibt aber die Frage: Wer ist schlecht – die Welt oder Facebook? Und da selten wir selbst schuld sein wollen, muss es dann wohl Facebook sein. Tatsächlich riss der Strom an schlechten Nachrichten über den Konzern nicht ab. Wie kann es sein, dass visueller Hass-Content sich so viel schneller auf der Plattform verbreitet als gemäßigte Nachrichten, wie etwa ein Team um Matthew Hindman an der George Washington University herausfand? Warum kann die Politik den Konzern nicht wie einen Verleger für die dort publizierten Fake News und Hasskampagnen verantwortlich machen und ihn dazu bringen, sie zu entfernen? Warum hat es so lange gedauert, bis Zuckerberg etwas mehr Verantwortung übernahm? Und stimmt es wirklich, dass die Firma Cambridge Analytica die Wahl Trumps entscheidend beeinflusst hat, oder sind da sowohl bei der Firma als auch bei einigen berichtenden Journalist:innen ein paar Angeber zusammengekommen? Was ist außerhalb der – pardon – eigenen Blase los, zum Beispiel in einigen afrikanischen Ländern oder ehemals in Indien, wo Facebook nicht nur eine Plattform ist, sondern gleich den ganzen Zugang zum Internet sicherstellt? Und war es denn in Demokratien schon einmal möglich, dass ein einzelner Player einer Zeitung oder einem Magazin die Reichweite ohne Ankündigung um 25 bis 30 Prozent runterfährt, weil zu wenig inseriert wurde oder der ständig umgebaute Algorithmus die Zeitung als weniger glaubwürdig einstuft?

Viele Vorwürfe und Fragen sind schwer zu beantworten, weil Facebook die Daten nicht hergibt, um seriöse Studien durchzuführen, und der Mutterkonzern Meta seine Politik und seine Algorithmen schon oft verändert hat. Dennoch: Die Plattform hat, erst recht mit Instagram, eine Quasi-Monopolstellung, die kein klassischer Zeitungsverleger der Alten Welt je erreicht hat. Und das kapitalistische Diktat des Wachstums, ohne das keine Aktie überlebt, wird die sinistre Seite von Facebook nie vermeiden können. Dazu gehören die vielen Versuche, unseren Aufenthalt zu verlängern. Endless Scrolling führt zu einem Fass ohne Boden, zu einem Feed ohne Finish. Und kurz bevor wir die App endlich schließen wollen, werden uns oft Benachrichtigungen angezeigt: Da blinkt doch gerade eine rote Eins oben links – sofort nachschauen! Wir sollen das Haus nicht mehr verlassen, denn unsere Zeit ist ihr Geld. Klar arbeitet die Technologie unter diesen Umständen mit Methoden, die man mit Dealern auf dem Schulhof vergleichen könnte (günstiger Stoff, früh anfangen, nie aufhören). Das blaue Haus ist auch ein Crack House; über die bewusste Förderung von Suchtstrukturen haben ehemalige Mitarbeiter wiederholt gesprochen.

Auch wenn der Versuch, eine eigene Währung einzuführen, oder die totale Umgebung Metaverse bislang gescheitert sind: Expansion bis zum Letzten ist der Maschine eingebaut. Die Maschine heißt aber (Finanz-)Kapitalismus, der Facebook erfunden hat, und nicht umgekehrt.

Facebook führt uns also vor, was mit dem neuen Kapitalismus nicht stimmt. Manches lässt sich gesetzlich regulieren, wie zum Beispiel schärferer Datenschutz, der in Europa dazu führt, dass man mit etwas Geduld die Einstellungen zu seinen privaten Gunsten verändern kann. Anderes muss man selbst überlegen, zum Beispiel ob man sich bei zahllosen anderen Diensten wirklich mit seinem FB-Login anmelden will, was zu munterem Datentransfer zwischen Anbietern führen kann.

Doch Facebook führt gleichzeitig vor, was der Kapitalismus unter dem neuen Namen Digitalisierung gut beherrscht: individuelle Angebote machen, die von den User:innen verschieden genutzt und in den Alltag integriert werden können. Es kann ja nicht sein, dass die drei Milliarden alle nur geknechtet werden und keinen Vorteil daraus ziehen.

Ältere Menschen, die, gerade im Westen, von Einsamkeit bedroht sind, knüpfen auf Facebook Verbindungen zu ihren verstreuten Familien und alten Freunden, die in vielen Fällen mehr Sichtbarkeit und Anerkennung schaffen als seltene Telefonate oder noch seltenere und zudem beschwerliche Reisen. Und 20 Jahre, für die meistens eher 15, sind ein langer Weg, auf dem man lernen konnte, wie man sich in einer digitalen Öffentlichkeit verhält. Auch wenn es kulturell sehr unterschiedlich bleibt, ob man Kinder- oder Familienfotos postet, hat der Umgang mit der Privatsphäre im engeren FB-Freund:innenkreis die Sicht verändert. Nicht zu vergessen: Die Kinder können sich endlich wieder von ihren Eltern abgrenzen und Facebook verlassen (zumindest in meinem Milieu, denn wie gesagt, FB wächst nach wie vor, wenn auch langsamer).

Der Anthropologe Daniel Miller vom City College of London hat zehn Jahre lang mit vielen Teams rund um die Welt die Nutzung von Smartphones untersucht, auch die von Facebook. Miller will nicht untersuchen, was die Leute über Facebook und Co. sagen, sondern beobachten, wie sie die Apps tatsächlich nutzen. In einem kürzlich in Berlin gehaltenen Vortrag griff er die Tradition der Maschinenskepsis in der deutschen Philosophie von Immanuel Kant bis zur heutigen Öffentlichkeit scharf an. Die Kritik an technologischer Innovation sei hierzulande völlig überzogen – weil nicht die Maschinen uns verändern, sondern wir die Maschinen, genauso wie nicht die Telefone smart seien, sondern wir und unsere Nutzung. „Smart from below" nennt Miller das: smart von unten.

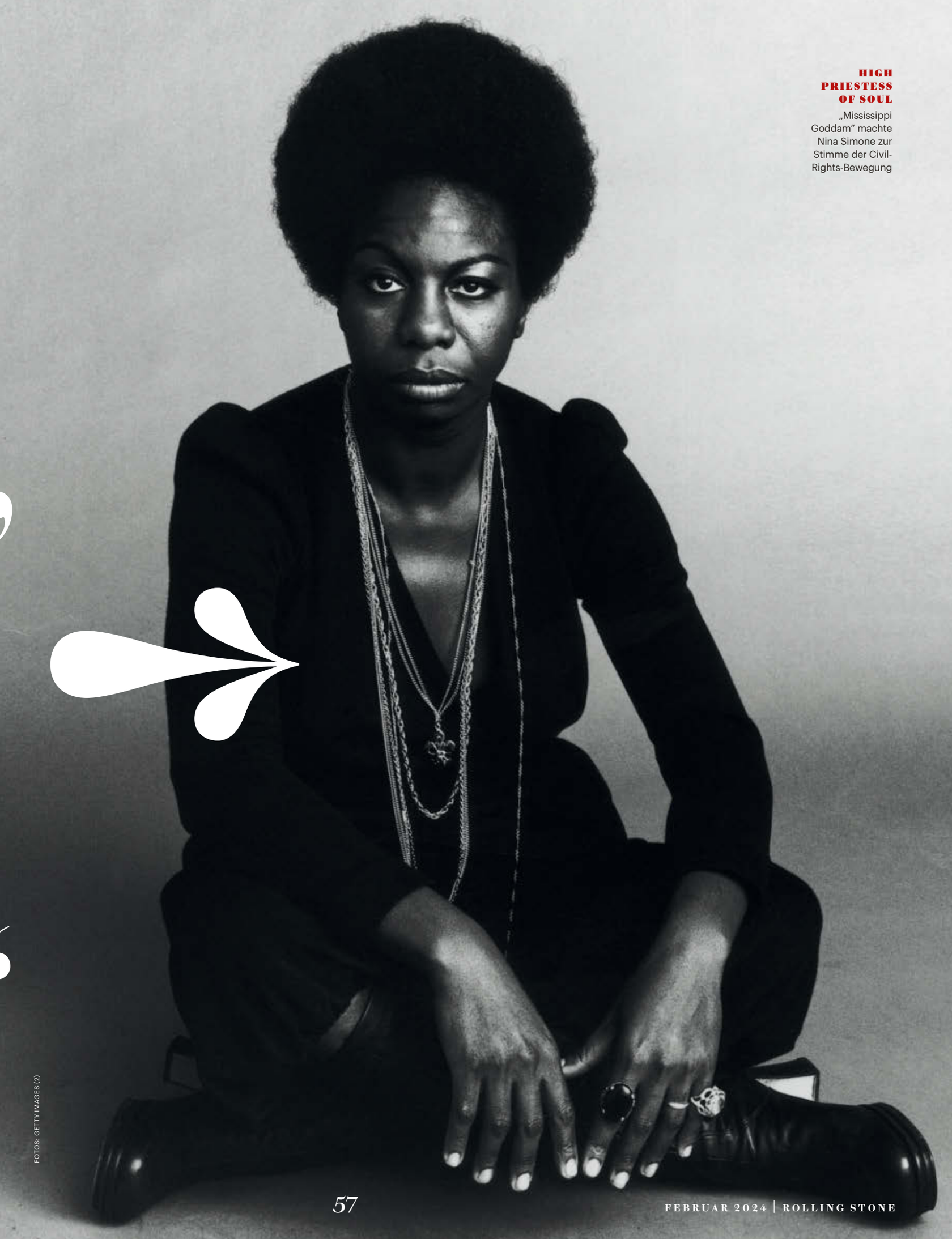
Tatsächlich ist die Sensibilität bezüglich Datensicherheit in Deutschland höher als anderswo, selbst wenn die Kritiker nicht mehr Anschläge verüben wie noch zwischen 1983 und 1987. Damals ging es um die Volkszählung, und die dabei erfassten Daten waren weniger sensibel als heute ein beliebiger Einkauf online. Und doch schleicht sich ein Perspektivenfehler ein, wenn man die deutsche oder auch europäische Kritik an Meta einfach als Kulturpessimismus vom Tisch wischt. Bei einem sozialen Medium von dieser weltumspannenden Größe, bei dieser unfassbaren Datenmenge, angesichts dieser vielen Kontexte, Nationen, Gesetzgebungen und laufenden Veränderungen kommt man mit einfachen Urteilen nicht weit. Ist gut für die Menschen, ist schlecht für die Menschen, dafür oder dagegen – das ist eine Logik der Kacheln und der Memes, wie sie allenfalls auf Instagram tatsächlich die Meinungsbildung zerschießt.

Ein erster Schritt zu etwas mehr Komplexität könnte sein, dass man den Nutzen für Einzelne von der Wirkung auf die politische Öffentlichkeit unterscheidet. Erst wenn man ohne Scheu oder schlechtes Gewissen die Vorteile des Verbundenseins diskutiert, kommt man einen Schritt weiter. Und dann sieht man womöglich, dass es dazu nicht derart riesige und einsehbare Plattformen wie Facebook braucht – ein Messenger kann das auch. In China, schreibt Daniel Miller, seien die Alten kaum von den Messengern zu trennen, und die Jungen würden sie bereits beim Essen maßregeln: Opa, jetzt leg bitte mal die Funke weg!

Die Zukunft liegt wohl wieder in kleineren Öffentlichkeiten: hier eine Gruppe für das Wohnhaus, die Straße, den Kiez. Oder für die Eltern der Schulkinder – was alle sofort wieder bereuen, und dann wird wieder über Digital Detox nachgedacht. Mehr als zwei Milliarden Menschen nutzen mittlerweile den größten Messenger der Welt. Er heißt WhatsApp. Und gehört Meta, dem Haus von Facebook.

„Ich hatte vor, jemanden umzubringen“

Vor 60 Jahren erschien NINA SIMONES Protestsong „Mississippi Goddam“. Sie schrieb das Lied aus reiner Notwehr *Von Jens Balzer*



HIGH PRIESTESS OF SOUL

„Mississippi Goddam“ machte Nina Simone zur Stimme der Civil-Rights-Bewegung

FOTOS: GETTY IMAGES (2)

Am 15. September 1963 verüben Mitglieder des Ku-Klux-Klans einen Bombenanschlag auf eine Kirche in Birmingham/Alabama. Die 16th Street Baptist Church war nach dem Ende des Amerikanischen Bürgerkriegs und der formalen Aufhebung der Sklaverei von ehemaligen Sklaven gegründet worden. 1880 musste sie abgerissen werden, 1911 wurde sie neu erbaut und in den frühen 60er-Jahren schließlich zu einem symbolischen Ort der schwarzen Bürgerrechtsbewegung. Birmingham ist in dieser Zeit „die am stärksten segregierte Stadt in den USA“, wie Martin Luther King damals sagt: „Im ganzen Land gibt es keinen Ort, der mit Birmingham vergleichbar wäre. So lange sind die Menschenrechte hier mit Füßen getreten worden, dass Angst und Unterdrückung schwelend über der Stadt liegen – wie der giftige Qualm der Fabriken.“ Schwarze und weiße Kinder dürfen nicht miteinander spielen, in vielen Geschäften ist Schwarzen der Zutritt verboten, auch dürfen sie nicht aus Trinkbrunnen für Weiße trinken. Die Stadt hängt voller Werbetafeln mit rassistischen Karikaturen, und der Ku-Klux-Klan organisiert regelmäßig Aufmärsche durch die schwarzen Wohnviertel der Stadt.

Martin Luther King wählt Birmingham zum Zentrum seines politischen Handelns. Im Frühjahr 1963 initiiert er dort eine Kampagne gegen die Segregation, er organisiert seinerseits Aufmärsche von schwarzen Menschen durch die weißen Viertel der Stadt und wird deswegen im April 1964 ins Gefängnis gesteckt. In seinem berühmten „Letter From Birmingham Jail“ antwortet er weißen Christen, die ihm mehr Zurückhaltung bei seinem politischen Kampf empfehlen: „Ihr habt unsere Tätigkeit in Birmingham als ‚extrem‘ bezeichnet. War nicht Jesus ein Extremist der Liebe, als er forderte: ‚Liebt eure Feinde, tut Gutes jenen, die euch hassen und verfolgen‘? War Abraham Lincoln kein Extremist, als er ausrief: ‚Dieses Volk kann nicht bestehen bleiben, wenn es zur Hälfte versklavt ist und zur Hälfte frei‘? Oder Thomas Jefferson: ‚Wir haben die Wahrheit offenkundig erkannt, dass alle Menschen gleich sind, vom Augenblick ihrer Erschaffung an.‘ Die Frage ist nicht, ob wir Extremisten sein wollen, sondern vielmehr: Extremisten welcher Art? Wollen wir Extremisten des Hasses oder der Liebe sein? Werden wir Extremisten für die Fortdauer der Ungerechtigkeit oder für die Ausbreitung der Gerechtigkeit sein?“

Nach ein paar Tagen wird King aus der Haft entlassen, und er beginnt umgehend damit, eine weitere Demonstration zu organisieren. Diesmal richtet sich sein Aufruf vor allem an Kinder und Jugendliche. An dem später „Children’s Crusade“ genannten Marsch nehmen Tausende teil. Die rassistischen weißen Herrscher reagieren mit größter Brutalität, richten Wasserwerfer auf die Kinder, deren Strahl ihnen die Kleider vom Leibe reißt. Anschließend hetzen sie Schäferhunde auf jene, die am Boden liegen. Die Bilder dieser entfesselten Polizeigewalt gehen um die Welt, und sie führen dazu, dass der seit zwei Jahren amtierende Präsident John F. Kennedy endlich Ernst macht mit seiner Ankündigung, gegen die rassistische Spaltung der Gesellschaft vorzugehen. In Birmingham wird die Segregation in öffentlichen Räumen ebenso verboten wie Diskriminierung bei der Einstellung oder Beförderung von Arbeitskräften. Es ist der erste große politische Erfolg Martin Luther Kings. Wesentlich verleiht er ihm den Mut und den Schwung dazu, noch im selben Sommer seine große Rede vor dem Kapitol in Washington/D.C. zu halten: „Ich habe einen Traum, dass meine vier kleinen Kinder eines Tages in einer Nation leben werden, in der man sie nicht nach ihrer Hautfarbe, sondern nach ihrem Charakter beurteilen wird.“

Wer die Bilder von dieser Demonstration, dieser Rede am 28. August 1963 sieht, könnte glauben, dass sich an diesem Tag in der Gesellschaft der USA tatsächlich etwas Entscheidendes verändert: dass eine Mehrheit auch unter weißen Menschen inzwischen zu der Ansicht gelangt ist, dass, wie Martin Luther King es in seiner Rede fordert, „allen Menschen – schwarzen Menschen ebenso wie weißen – die unveräußerlichen Rechte auf Leben, Freiheit und den Anspruch auf Glück garantiert werden“. Zweieinhalb Wochen später schlagen die weißen Rassisten zurück.

Am 15. September 1963 deponieren sie fünfzehn Dynamitstangen unter einer Treppe an der Ostseite der 16th Street Baptist Church. Der Sprengsatz tötet vier von fünf jungen Mädchen, die sich im Keller der Kirche gerade auf den Gottesdienst vorbereiten, sie sind zwischen elf und vierzehn Jahre alt. Eines von ihnen wird enthauptet und ist später nur noch anhand einiger Stofffetzen zu identifizieren, einem anderen wird ein Stück Mörtel durch den Kopf getrieben. Die Täter werden gefasst, aber zunächst nicht wegen Mordes, sondern nur wegen des illegalen Besitzes von Dynamit zu kurzen Haftstrafen verurteilt. Es dauert bis ins neue Jahrtausend, bis alle von ihnen gerechte Strafen erhalten.

Es ist nicht vorbei. Der Rassismus ist nicht vorbei. Er wird vielleicht nie vorbei sein. Und die Menschen, denen der Rassismus ihr Menschsein abspricht, sind deswegen so müde. Und so zornig. „Alabama’s gotten me so upset/ Tennessee made me lose my rest/ And everybody knows about Mississippi, goddam!“, so singt es Nina Simone in dem Lied „Mississippi Goddam“, das sie nach den Ereignissen in Birmingham schreibt. Sie singt über die Lage, die sich einfach nicht verändern will – „Hound dogs on my trail/ Schoolchildren sitting in jail“ –, und sie singt von dem entsetzlichen Überdruss, der die schwarzen Menschen beherrscht, weil ihnen immer noch die elementaren Rechte des Menschseins verweigert werden: „Don’t tell me, I’ll tell you/ Me and my people just about due/ I’ve been there, so I know/ They keep on saying: Go slow.“ Es ist so lange schon überfällig – „just about due“ –, dass weiße und schwarze Menschen die gleichen Rechte, die gleichen Chancen auf Glück erhalten, aber die Weißen – all jene, die nicht die tägliche Erfahrung des Diskriminiertwerdens erdulden müssen – sagen den Schwarzen immer noch: Überstürzt es nicht mit euren Wünschen nach Gleichberechtigung, seid nicht zu fordernd, zu aggressiv, zu extremistisch – „go slow“. Aber die Geduld – goddam, verdammt noch mal! – ist nun endgültig erschöpft: „Lord, have mercy on this land of mine/ We all gonna get it in due time/ I don’t belong here, I don’t belong there/ I’ve even stopped believing in prayer.“

Am Abend des 15. September 1963 hat Nina Simone zu Hause in ihrem Wohnzimmer gesessen, inmitten von Metallteilen und Schrott. Sie hat die Nachrichten gesehen und ist danach in den Keller hinabgestiegen, um irgendwelche Teile zu finden, aus denen sich eine Pistole basteln lässt. „Ich hatte vor, loszugehen und jemanden umzubringen“, schreibt sie in ihrer Autobiografie „Meine schwarze Seele“. „Wen, wusste ich nicht, aber irgendjemanden, der offensichtlich dem Ziel im Weg stand, dass meinem Volk zum ersten Mal seit dreihundert Jahren Gerechtigkeit widerfahren konnte.“ Als ihr Mann, Andy Stroud, ein ehemaliger Polizist und nunmehr ihr Manager, nach Hause kommt und sie ihm ihren Plan erklärt, sagt er zu ihr: „Nina, du verstehst doch überhaupt nichts vom Töten! Du hast doch nur die Musik!“

So komponiert sie noch am selben Abend – „es brach schneller aus mir heraus, als ich es aufschreiben konnte“ – jenes Lied, das in den folgenden Jahren zu einer Hymne der schwarzen Bürgerrechtsbewegung werden wird: „All I want is equality/ For my sister, my brother, my people and me/ Yes, you lied to me all these years/ You told me to wash and clean my ears (…) You don’t have to live next to me/ Just give me my equality/ Everybody knows about Mississippi/ Everybody knows about Alabama/ Everybody knows about Mississippi, goddam!“

„Nina, du verstehst doch nichts vom TÖTEN. Du hast nur die Musik“

AMERIKANISCHER ALBTRAUM

Segregation in den Südstaaten (o.), Martin Luther King in Washington/D.C. (o. r.), Nina Simone (u. l.), das zensierte Cover ihrer Single „Mississippi Goddam" (M.), Trauernde nach dem Anschlag in Birmingham 1963 (u. r.)

FOTOS: GETTY IMAGES (3), DPA

Zum ersten Mal spielt sie „Mississippi Goddam“ eine Woche später bei einem Konzert in einem Klub in Los Angeles. Im März 1964 führt sie das Stück in der Carnegie Hall in New York auf, vor einem mehrheitlich weißen Publikum, für das sie noch einen sarkastisch erläuternden Satz in die Darbietung fügt: „This is a show tune, but the show hasn’t been written for it yet.“

Man kann dies auf dem vor sechzig Jahren veröffentlichten Album *„Nina Simone In Concert“* hören. Es ist das erste, das Simone beim Label Philips herausbringt, mit ihm beginnen die wohl produktivsten Jahre der Songwriterin und Sängerin. Begleitend zum Album erschient „Mississippi Goddam“ auch als Single. Bei den Promo-Exemplaren für die Radioeinsätze wird das Wort „goddam“ aber jedes Mal durch einen Bliep-Ton ersetzt, und auf dem Cover lautet der Titel des Stücks „Missisippi *%??**&%“, ergänzt um die Erläuterung: „This single has been issued for DJs in answer to your many requests. It has been specially edited for airplay, featuring the ‚BEEP-BEEP‘ in place of *%??**&%.“

Nicht der Rassismus, den Nina Simone beklagt, ist hier der Skandal, sondern das Fluchwort, mit dem sie ihre Verzweiflung bekundet. Aus diesem Fluchwort wiederum versuchen die Philips-Promoter etwas Verruchtheit zu schöpfen, die die Single noch interessanter macht: „*‚Nina Simone In Concert‘* is proving to be a big, exciting album. This outstanding message song, with the great ‚Simone‘ feel and rhythm, makes this a *%??**&% hot disc!“

Mit „Mississippi Goddam“ wird Nina Simone zur Stimme des Civil Rights Movement. Geboren wurde sie am 21. Februar 1933 als Eunice Kathleen Waymon in der Kleinstadt Tryon in North Carolina. Ihr Vater ist Handwerker, ihre Mutter predigt in einer Methodistenkirche. Eunice entdeckt schon als kleines Kind ihre Leidenschaft und ihr Talent für die Musik, mit drei Jahren beginnt sie Klavier zu spielen, sie lernt Gospel-Lieder und improvisiert bei den Gottesdiensten in der Kirche der Mutter. Eine weiße Gönnerin, bei der ihre Mutter nebenher putzt, bezahlt ihr die Klavierstunden, die sie sich sonst nicht leisten könnte. Als Eunice acht ist, weiß sie, dass sie die erste schwarze Konzertpianistin der USA werden will – ein Traum, der in jener Zeit unerfüllbar ist. Nur in ihrer frühesten Kindheit, so erinnert Nina Simone sich in ihrer Autobiografie, habe sie keine diskriminierenden Erfahrungen gemacht. Das ändert sich, als sie elf Jahre alt ist, bei einem Konzert in ihrer Schule. Von der Bühne muss sie mit ansehen, wie ihre Eltern in der ersten Reihe zum Aufstehen genötigt werden – sie müssen Platz für eine weiße Familie machen. Eunice erhebt sich von ihrem Schemel und erklärt, dass sie so lange nicht anfangen wird, bis ihre Eltern wieder in der ersten Reihe sitzen. Sie bekommt ihren Willen, weil die Weißen den Starrsinn des Mädchens offenbar süß finden. Jedenfalls, so hat sie sich später erinnert, lachen sie gütig, während sie dann spielt.

Das ist die eine Urszene ihres antirassistischen Engagements. Die andere ereignet sich, als sie achtzehn ist, im April 1951. Nach einem Sommerkurs an der berühmten New Yorker Juilliard School bewirbt sie sich um ein Stipendium am Curtis Institute of Music in Philadelphia. Dort lehnt man sie ab, weil sie „nicht gut genug“ sei. Sie selbst sieht den Grund aber ganz klar im Rassismus. „Ich wusste, dass ich gut genug war, aber sie wollten mich nicht. Es dauerte etwa sechs Monate, bis ich begriff, dass es daran lag, dass ich schwarz war. Ich bin damals nie wirklich über diesen Schock des Rassismus hinweggekommen“, hat sie später einmal in einem Interview gesagt.

Noch gibt Eunice ihren Traum nicht auf, sie will weiter Konzertpianistin werden und verdient sich ihren Lebensunterhalt damit, Schülerinnen und Schüler bei Gesangsstunden auf dem Klavier zu begleiten. Dann findet sie einen lukrativeren Job: Im Sommer 1954 beginnt sie als Barpianistin in Atlantic City zu arbeiten, einer Vergnügungs- und Casino-Stadt in New Jersey. Dort spielt Eunice nicht nur Klavier, sondern singt auch selbst, zunächst nur auf Drängen des Betreibers – „entweder du singst oder du bist gefeuert“ –, dann, weil sie im Gebrauch der eigenen Stimme nun auch ein Mittel zur Selbstbefreiung entdeckt: „Mein ganzes Leben lang“, sagte sie, „habe ich herausschreien wollen, was es heißt, eingekerkert zu sein. Denn ich kenne die tödliche Stille des gesellschaftlichen Gefängnisses, in dem man als schwarzer Mensch lebt.“

FORTAN NENNT EUNICE sich Nina Simone. Als Sängerin wird sie schnell zu einer bewunderten Größe. 1958 nimmt sie ihre erste Single auf: „I Loves You, Porgy“ aus der Oper „Porgy And Bess“ von George Gershwin – das Stück hatte sie in der Interpretation von Billie Holiday kennengelernt –, 1959 erscheint ihr Debütalbum, *„Little Girl Blue“*, mit dem sie in den „Billboard“-Top-20 reüssiert. Colpix, das Plattenlabel von Columbia Pictures, nimmt sie unter Vertrag, dort veröffentlicht sie bis 1964 acht Platten, die Hälfte davon live eingespielt. Nach dem Erfolg von *„Nina At The Village Gate“*, 1961 live im Greenwich Village in New York eingespielt, zieht sie ebendorthin, spielt in den Clubs und wird zu einem der musikalischen Lieblinge der erblühenden Beatnik-Kultur – aber gerade auch der schwarzen kulturellen und politischen Avantgarde, die sich seit Ende der 50er-Jahre im Greenwich Village und in Harlem versammelt. Langston Hughes, Lorraine Hansberry, LeRoi Jones, Abbey Lincoln, Miriam Makeba und James Baldwin gehen zu ihren Konzerten. Lorraine Hansberry wird zu ihrer Mentorin, sie ist die erste schwarze Dramatikerin, die einen Broadway-Hit schrieb: „A Raisin In The Sun“ von 1959. „What happens to a dream deferred? Does it dry up like a raisin in the sun?“, so hatte es in einem Gedicht von Langston Hughes geheißen, der Hansberry zu ihrem Stück inspirierte – und ebenfalls zu einem Mentor von Nina Simone wird. Gegen Ende des Jahrzehnts schreibt er für sie das Stück „Backlash Blues“.

Schon bevor sie mit „Mississippi Goddam“ beginnt, selbst politische Lieder zu schreiben, unterstützt sie die ersten Organisationen der schwarzen Bürgerrechtsbewegung, wie das Student Nonviolent Coordinating Committee (SNCC), den Congress of Racial Equality (CORE) und die National Association for the Advancement of Colored People (NAACP). Sie bietet ihren Namen als Sponsorin an und tritt bei zahlreichen Benefizkonzerten auf. Das Geld, das sie für diese Vereinigungen sammelt, und die Aufmerksamkeit, die sie ihnen mit ihrem Ruhm verschafft, werden zu wichtigen Waffen bei der Selbstorganisation des schwarzen Widerstands in dieser Zeit. Von dem Vorsitzenden des SNCC, Stokely Carmichael – damals auch der Lebensgefährte ihrer Freundin Miriam Makeba –, übernimmt sie die Idee des „Black Power“, sie trifft sich mit Malcolm X, und in der zweiten Hälfte der Sechziger wird ihr Auftreten zusehends militant. Der Zorn, der sich in „Mississippi Goddam“ ausdrückt, prägt ihre künstlerische Persona nun ebenso wie ihr Leben.

Davon zeugt ihr filmisch dokumentierter Auftritt beim Harlem Cultural Festival 1969 in New York – jenem schwarzen „Gegen-Woodstock“, bei dem die Avantgarde der afroamerikanischen Musik erstmals nahezu komplett versammelt ist. Es ist der 17. August 1969, Nina Simone setzt sich ans Piano, sie trägt ein afrikanisch anmutendes Kleid, ihr Haar hat sie streng zusammengebunden und mit sich kegelförmig zuspitzenden Stoffbahnen gepanzert. Sie sieht nun, so bemerkt ein Beobachter, wie eine „afrikanische Prinzessin“ aus, aber auch wie eine Kämpferin – militant, entschlossen, durch nichts mehr in ihrem Furor zu besänftigen. Als erstes Lied singt sie den „Backlash Blues“, das schon erwähnte Stück von Langston Hughes. „Mr. Backlash“, klagt sie den weißen Mann darin an, „you

„Mein LEBEN lang wollte ich herausschreien, was eingekerkert sein heißt“

give me second-class houses and second-class schools“, du behandelst uns wie Menschen zweiter Klasse und schickst unsere Söhne nach Vietnam, aber deine Stunde, weißer Mann, hat geschlagen: „The world is big/ Big and bright and round/ And it’s full of other folks like me/ Who are black, yellow, beige and brown.“ Nina Simone spielt nun eigentlich nicht mehr auf ihrem Piano, sie schlägt die Akkorde in die Tastatur, als würde sie auch gegen das Instrument kämpfen, und sie befehligt mit grimmigen Gesten ihre nur aus Männern bestehende Band.

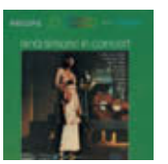
Hier ist Nina Simone auf der Höhe ihrer Kunst, ein atemberaubender Auftritt, eine atemberaubende Demonstration schwarzer Souveränität. „Young, Gifted and Black“ heißt ein weiteres Stück, das sie an diesem Abend – erstmals – darbietet. Doch hat all das auch Züge eines Requiems. Im Jahr zuvor ist Martin Luther King ermordet worden, erschossen am 4. April 1968 in Memphis/Tennessee. Drei Tage später tritt Nina Simone beim Westbury Music Festival auf Long Island auf, auch dort spielt sie „Mississippi Goddam“, aber nun mit einer langen, in den Mittelteil eingeflochtenen Rezitation: „The time is now. You know the king is dead. The king of love is dead. I ain’t ’bout to be non-violent, honey“ – ich werde nicht „gewaltlos“ sein, Schätzchen. Und sie führt am selben Abend ein neues Stück auf, das sie mit ihrer Band gerade erst eingeübt hat: „Why? (The King Of Love Is Dead)“, geschrieben von ihrem Bassisten Gene Taylor. „Will the murders never cease/ Are they men or are they beasts?/ What do they ever hope, ever hope to gain?/ Will my country fall, stand or fall?/ Is it too late for us all?/ And did Martin Luther King just die in vain?“

Diese Fragen sind bis heute unbeantwortet geblieben. Anfang der 70er-Jahre ist die schwarze Bürgerrechtsbewegung zerfallen oder zerschlagen. Auch Nina Simones erste, große, politische Karriere endet in dieser Zeit. Sie nimmt zwei Alben mit Coverversionen aktueller Pophits auf – von Bob Dylan über Jefferson Airplane bis Hall & Oates –, ein paar Live-Platten erscheinen, doch zieht sie sich zunehmend aus dem Showgeschäft zurück, um die folgenden Jahrzehnte bis zu ihrem Krebstod 2003 mehr mit irrlichternden Comebacks, finanziellen Bankrotten, gescheiterten Ehen, erratischen Bühnenauftritten und öffentlichen Nervenzusammenbrüchen in Erscheinung zu treten als mit den gelegentlichen Ausbrüchen alter Größe, die es in dieser Zeit auch noch gibt. „*Nina Simone And Piano*“ von 1969 ist noch einmal ein herausragendes Album, „*Baltimore*“ neun Jahre später und das 1982 in Paris aufgenommene „*Fodder On My Wings*“ sind ihre vorletzten Studioalben, von der Kritik gelobt, aber kommerziell erfolglos. Ihr letztes, erratisches Werk, „*A Single Woman*“, erscheint 1993 und enthält unter anderem Coverversionen von Songs von Bob Marley und Prince.

Ihren allergrößten Hit erzielt sie 1987 mit einer Wiederveröffentlichung ihres Standards „My Baby Just Cares For Me“, der für eine Parfüm-Reklame von Chanel No. 5 eingesetzt wird. Mit großer Wahrscheinlichkeit ist dieses nette Stückchen der Song, mit dem die meisten Menschen den Namen Nina Simone heute verbinden.

SOUL-BEBEN

Sechs klassische Alben aus dem reichen Œuvre von NINA SIMONE



Nina Simone In Concert

1964

Als diese Aufnahme erscheint, hat Nina Simone bereits neun Alben veröffentlicht, darunter einige sehr gute. Doch dies ist ihre erste Platte bei Philips, in den folgenden drei Jahren Heimat der besten Werke ihrer Karriere. Das Live-Album enthält Songs von Gershwin und Weill, das gespenstische, repetitive „Plain Gold Ring“ und natürlich „Mississippi Goddam“, das sie launig mit einem sarkastischen Kommentar beginnt und das dann schnell eine Dringlichkeit und einen Druck entfaltet, die fast körperlich sind.

Pastel Blues

1965

Das Album beginnt mit dem nur von Händeklatschen und Tamburin begleiteten „Be My Husband“, das wie ein Cottonpicking-Song klingt, und endet mit den elf Minuten von „Sinnerman“, einem Tornado aus Repetitiven, Klaviersynkopen, Percussion und Beschwörung, der auf die spätere Phase in Simones Werk hinausweist, in der sie ihre Vision von Blues immer häufiger mit afrikanischer Rhythmik anreichert, eindrucksvoll in „Funkier Than A Mosquito’s Tweeter“ auf „*It Is Finished*“ (1973) zum Beispiel.

Wild Is The Wind

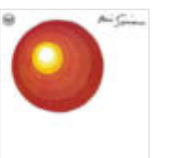
1966

Ihre Eigenkomposition „Four Women“ gibt vier Stereotypen afroamerikanischer Frauen Gesichter, Namen und Biografie. Gänsehaut, wenn sich die Sängerin, begleitet von kargen Klavierakkorden und Gitarrengepänkel, hochschraubt zu dem donnernden „my name is Peaches“, dem Namen der vierten Frau, Tochter einer befreiten Sklavin. Erschütternd schön auch ihr „Black Is The Color Of My True Love’s Hair“ und Simones Interpretation des Oscar-Songs „Wild Is The Wind“ – trotz David Bowie und Barbra Streisand unerreicht.

Nina Simone And Piano

1969

Allein am Klavier, das sie so energisch wie leichthändig beherrscht. Randy Newman wird ihr ewig dankbar sein für die wunderbare Interpretation von „I Think It’s Going To Rain Today“. Blind Willie Johnsons „It’s Nobody’s Fault But Mine“ dichtet sie zu einer autobiografischen Vignette um, und Angelo Badalamentis Komposition „Another Spring“ haucht sie Hoffnung ein, selbst in die triefendtraurigen Lyrics: „Yeah, and for a little while, well, I don’t care/ If my days are coming to an end/ And just as soon be gone sometimes.“



Here Comes The Sun

1971

Der Versuch, beim neuen Label RCA noch einmal einen Hit zu landen. Tatsächlich ist Simones Interpretation des Beatles-Klassikers elegant, aber auch übermüdet. Eine schönere Jazz-Variante gibt es jedenfalls nicht. Und obwohl „Angel Of The Morning“ in den Kitsch driftet und „My Way“ wenig überzeugend an Tempo zulegt, sind „Just Like A Woman“ und „Mr. Bojangles“ zwei ganz wunderbare Coverversionen. Wie in ihren besten Momenten macht Nina Simone sich die Lieder der weißen Männer zu eigen, als hätten sie nie woanders hingehört.

Emergency Ward!

1972

Ihr eigensinnigstes Live-Album besteht im Grunde aus zwei George-Harrison-Songs: „My Sweet Lord“ mit dem Bethany Baptist Church Junior Choir, unzähligen Handclaps und Simones eigenwilliger Umdichtung (feat. des Gedichts „Today Is A Killer“ von David Nelson) zu einem groovenden 18-Minuten-Larger-than-Life Statement gegen den Vietnamkrieg geformt. Auf der Rückseite: „Isn’t It A Pity“ am Klavier und im Studio als ergreifende Elf-Minuten-Ballade („But how do I explain/ When not too many people/ Can see we’re all the same“). Plus vier sinfonische Minuten „Poppies“ on top. **SEBASTIAN ZABEL**

WARUM SAUDI-ARABIEN NACH DEM ENDE VON GAS UND ÖL NUN AUF POP SETZT

Bei der Musikmesse XP Music Futures und dem angeschlossenen Festival Soundstorm versucht sich die fundamentalistische Monarchie als weltoffene Nation zu präsentieren – mit ein bisschen Hilfe von Stars wie Metallica und Johnny Depp. Ein Besuch vor Ort

VON RALF NIEMCZYK
MITARBEIT: ROBYN VAN GORSEL

Saudi-Arabien, durch die Brille des Pop gesehen: Impression von der Musikmesse XP Music Futures

FOTO: XP MUSIC FUTURES

CRISTIANO RONALDO IST DER Vorbote. Der 39-jährige Weltfußballer mit dem Marketing-Kürzel „CR7“ spielt seit Januar 2023 beim Club Al-Nassr in der Saudi Pro League. Sein Jahressalär beziffern diverse Fachmedien mit über 200 Millionen Euro. Und ganz egal, ob er seinen Vertrag bis 2025 wirklich erfüllt – selbst der portugiesische Übersteiger-König ist nur ein Rädchen in der ambitionierten „Saudi Vision 2030“, mit der das Wüstenkönigreich das Zeitalter nach Öl und Gas meistern will. Ein Masterplan XXL für das größte arabische Land, dessen aktuelle Einwohnerzahl von 36,4 Millionen laut Prognose bis 2030 auf 50 Millionen steigen wird. Anders als in den meisten westlichen Staaten ist die Bevölkerung hier jung – 30,2 Jahre im Durchschnitt. (Zum Vergleich: In Japan liegt das Durchschnittsalter bei 48,7 und in der Bundesrepublik bei 44,8 Jahren.)

In diesem Megamix darf Popmusik natürlich nicht fehlen. Die Jugend will Disco. Neben Sport (Fußball und Golf), Kunst (Riyadh Art, Diriyah Biennale) und Film (Red Sea Festival) gehören auch gigantische Infrastrukturprojekte (Trojena, Neom) zum Masterplan. Künftige Eckpunkte sind die Weltausstellung 2030 in der Hauptstadt Riad (Motto: „The Era Of Change“) und die Fußballweltmeisterschaft 2034, deren Vergabe an Saudi-Arabien vonseiten der FIFA nur noch eine Formsache sein dürfte.

Seit etwa drei, vier Jahren zählen Rap und Rock zu diesem von oben verordneten Wandlungskonzept. Es gibt dafür eine semistaatliche Music Commission unter Führung des Funktionärs Paul Pacifico, der vorher in London der britischen Association of Independent Music vorstand. Ein gewiefter Taktiker, der wie diverse andere westliche Kulturmanager:innen nun im Königreich Saudi-Arabien (KSA) einen sehr gut bezahlten Job bekleidet.

Von der musikalischen Schulbildung bis hin zur Exportförderung für saudische Bands und Künstler reicht das umfangreiche Portfolio, das Pacifico und sein Team fördern. Man vernimmt optimistisches Consulting-Sprech: Der Aufbauplan gliedert sich in die vier Sektoren „Talent“, „Scene“, „Impact“ und „Innovation“ – das alles in einem ideologischen Umfeld, in dem öffentliche Musikdarbietungen bis vor einigen Jahren noch als Sünde galten.

Seit 2021 gehören die Pop-Messe XP Music Futures und das angeschlossene Wüstenfestival Soundstorm zu dieser Agenda. Stadion-DJs sind hier angetreten, die laut US-Fachmagazin „Billboard“ mit Gagen gelockt wurden, die die ohnehin fürstlichen Star-Honorare verfünffacht hätten. Vor dem Mikro spricht darüber natürlich niemand. Bei Performern wie Bruno Mars, der 2022 in Riad spielte, dürfte es aber um die eine oder andere Millionensumme gegangen sein. Dennoch gibt es immer wieder Stars aus dem Westen, wie etwa Rod Stewart, die Saudi-Engagements dankend ablehnen.

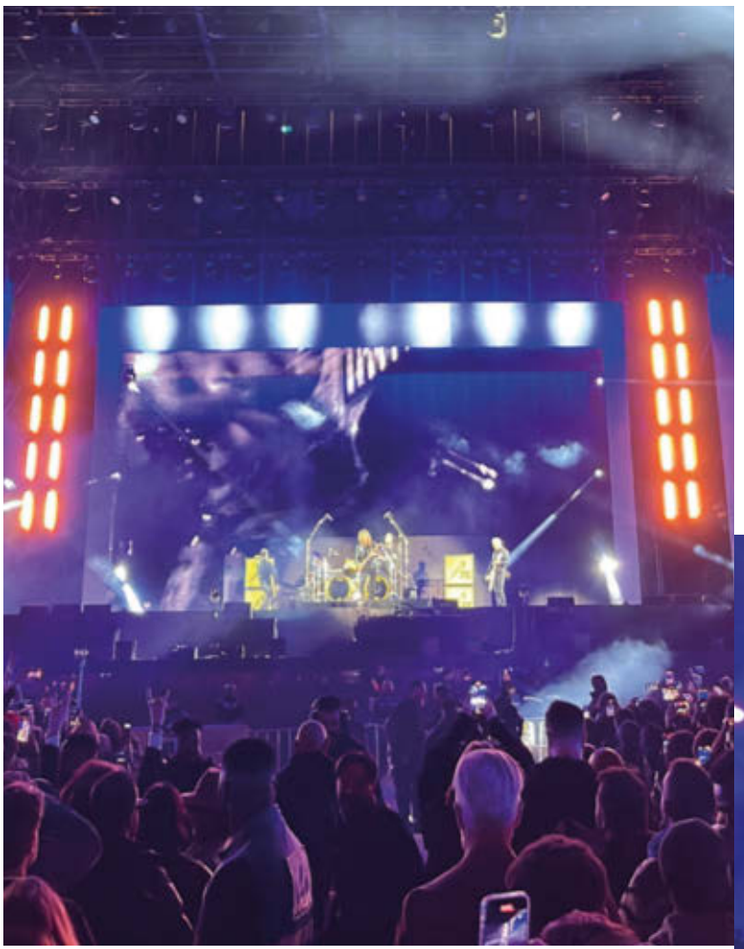
Mächtig Pop-Glamour also in einem von Kronprinz Muhammad Bin Salman straff geführten islamischen Staat, den man sonst eher mit Menschenrechtsverletzungen, drakonischen Strafen für Homosexelle, der Unterstützung islamistischer Terrororganisationen und der Ermordung des Journalisten Jamal Khashoggi durch saudische Agenten 2018 verbindet. Im selben Jahr fielen aber auch das Autofahr-Verbot für Frauen und andere diskriminierende Regelungen – Teil des Modernisierungsprozesses eines „neuen und moderaten Staates“, den die Politikwissenschaftlerin Aliki Kosyfologou in einer Abhandlung für die Rosa-Luxemburg-Stiftung konstatiert hat. Sie schreibt aber auch: „Doch in einer autoritären religiösen Monarchie mit erdölabhängiger Wirtschaft und latenter Finanzkrise erweist sich die Wirklichkeit als deutlich komplizierter.“

Der Einblick in diese Wirklichkeit beginnt mit einer ausgedehnten Taxifahrt in die Hauptstadt, die man sich als Hardcore-Los-

FOTOS: XP MUSIC FUTURES, SAFA ALARAIBI

FOTO: XP MUSIC FUTURES

Oben links: Pop-up-Store auf der Messe XP Music Futures. *Unten links:* Die Kunstfigur Bahrain Barbie verlor viele ihrer Jobs, nachdem Greta Gerwigs queer-feministische „Barbie"-Lesart in die Kinos gekommen war.*Diese Seite:* Musikbusiness mit Kerze und Sitzkissen – ein Tagungsraum beim XP Music Futures



Soundstorm, das Megafestival in der Wüste bei Riad, hatte Ende 2023 illustre Headliner wie Metallica (l.), Chris Brown, Calvin Harris und die Black Eyed Peas (r.)

Angeles vorstellen muss. Hier geht wirklich niemand weiter als 500 Meter zu Fuß. Außer auf dem Flanierboulevard Taliah oder in der historisch aufgebrezelten Fantasy-Altstadt, in der vollverschleierte Frauen im Niqab, aber auch null verschleierte Frauen in schicken Restaurants üppige Menüs verspeisen. Dazu geben herumwandernde westliche Showbands „New York, New York“ oder Louis Armstrongs Klassiker „What A Wonderful World“ zum Besten.

Außerhalb des Financial District ist Riad ein mäandernder Flachbau-Moloch mit zehnspurigen Autoschneisen, auf denen Tag und Nacht der Verkehr brüllt. Eine seit Langem geplante und teilweise bereits fertiggestellte Metro soll den Dauerstau zur Rushhour irgendwann entlasten. Hinter endlosen Riesenzäunen verbergen sich monströse Baustellen, die die bisherige Downtown aus bizarren Blade-Runner-artigen Hochhäusern in einigen Jahren ergänzen werden. Hier gehört DAS GANZ GROSSE DENKEN zum neuen Selbstverständnis.

Am Rand dieser wuchernden Stadtlandschaft gibt es den Jax District, eine ehemalige Gewerbezone, die gerade nach einem Masterplan zur Kreativzone umgewidmet wird. Auf Bauplanen wird ein großes Filmstudio angekündigt. Die Kunstschau Diriyah Biennale ist nebenan angesiedelt. Das neue Kreativ-Arabien wird hier zwischen staubigen Vorstadtstraßen und schroffen Abbruchkanten zur Einöde manifest.

Auch die Musikbiz-Konferenz XP Music Futures ist hier angesiedelt. Ein gutes Dutzend Leichtbauhallen bietet viel Platz für Workshops, Konzerte, Debatten und Musiktechnik-Präsentationen. Im Tagesprogramm singt auch mal ein Chor in traditionellen Gewändern, als wollte man den Turbo-Übergang des Wahhabismus (ein traditionalistischer sunnitischer Islam) mit striktem Alkoholverbot und geblockten Websites in die KI-unterstützte K-Pop-Moderne plastisch rüberbringen. Die XP Music Futures und das anschließende größte Musikfestival Arabiens, Soundstorm, sind um Leichtigkeit bemüht. Die Politik tritt in Camouflage in Erscheinung, und auch die Polizeipatrouille vor dem Eingang des XP-Geländes wirkt im Gewusel von an- und abfahrenden Shuttlebussen betont lässig.

Beim XP Day dozieren 86 internationale und regionale Redner:innen. Stolz wird ein Anstieg von 47,42 Prozent gegenüber der letzten XP Music vermeldet. Die Themen entsprechen bekannten Convention-Standards westlicher Prägung, etwa „Eine florierende Basiskultur ankurbeln“ oder „Die Kreativwirtschaft mit KI befeuern“ oder auch „Aufbruch in eine nachhaltige Zukunft“. Teilnehmerinnen wie DJ Cosmicat aus Dschidda *(siehe Interview übernächste Seite)*, die mittlerweile auch international hinter dem Mixdeck stehen, sitzen in diesen Runden. Auch der diensthabende Chef der Tontechnik ist weiblich, mit funktionalem Kopftuch. Sie nehmen die offiziellen Parolen beim Wort und machen ihr Ding.

Beim XP Nite rocken auf Freiluftbühnen DJ-Teams mit House- und Techno-Spielarten. Im KSA-Pavillon wurde zuvor zur blauen Stunde über die Bedeutung des Saiteninstruments Oud für die Tradition und die Zukunft der arabischen Musik informiert. Wer darauf spekuliert hat, dass die Alkoholregeln hier nun etwas lockerer sind als sonst, wird enttäuscht. Nicht mal ein geheimer Flachmann kreist unter der Hand. Wasser, Kaffee und Softdrinks müssen reichen; punktuell ist Weed zu erschnüffeln. „Pop und Rock ohne Bier – schon komisch“, sagt ein britischer Kollege.

Apropos Rock oder Hard-&-Heavy-Spielarten: Die sind auf der XP Music Futures im Dezember 2023 eher kein Zukunftsthema – die westlichen Platzhirsche sind in diesen Genres zu dominant. Gleichwohl ist Rock im KSA seit je sehr beliebt. Amerikanische Popkultur aller Art genießt Wertschätzung. Durch die Stützpunkte der U.S. Army und über die Exil-Arbeit der Rohstoffspezialisten existieren seit Beginn der Förderung in den 40er-Jahren zahlreiche private

FOTOS: XP MUSIC FUTURES (2)

Kontakte. Viele junge privilegierte Saudis haben US-Unis besucht.

Doch die Futures-Strategen setzen Ende 2023 auf K-Pop, ein weltweites Exportmodell, das bei vielen Panels gewürdigt wird. Verknüpft mit Hightech und Produzenten-Skills wird bereits der Siegeszug des A-Pop entworfen – weltweit funktionierende Soundstrukturen mit arabischer Geschmacksnote. Der seit locker zehn Jahren anhaltende Aufstieg koreanischer Tanzformationen in die weltweiten Charts wird oft genug lobend erwähnt – schafft doch diese Spielart neben Rebellenfiguren mit proletarischer Vita auch den klassisch-genialen Auteur ab. Manufactured Music made in KSA soll künftig weltweit mitmischen.

Der Saudi-Popstar Mishaal Tamer bewegt sich bereits auf dem internationalen Parkett. Die Saga vom neunjährigen saudischen Jungen, der nach einem Bruch seines Handgelenks eher therapeutisch auf seiner Gitarre zupft, bis zum Vorzeigejüngling, der mit 22 Jahren seine erste Europatournee unternimmt. Im Gespräch auf der XP erzählt er die Geschichte einer jungen Generation, die zufällig Rock und Pop mag, aber die Oud-Traditionen respektiert.

AUSGERECHNET AUF DEM Weg ins bayerische Rosenheim, wo er als Support Act für OneRepublic auftrat, gab Tamer erste Interviews über Zoom, während seine Mutter auf dem Autorücksitz saß und sein Vater ihn als Fahrer logistisch unterstützte. Auch er hat noch die Zeit mitbekommen, als sein Faible für Rockmusik mindestens als unschicklich galt. Diese Ära der Tabus klingt heute seltsam weit weg. 2020 unterzeichnete Tamer als erster saudischer Musiker einen Major-Deal mit dem US-Label RCA. Seine Debüt-EP, „Life's A Ride", ist Ethno-Pop, gewürzt mit einer herzlichen Story: von seinem komplett mit Equipment aus Gaming-Zubehör zusammengebauten DIY-System, seiner lokalen und globalen Identität und davon, wie ihn eine kaputte Oud zu einem eigenwilligen Sound inspiriert hat.

Schrille Vögel sind für die saudischen Behörden rund um das Festival selbst im als konservativ geltenden Riad kein Problem – da in Dschidda parallel das Red Sea Film Festival läuft, stiefelt auch US-Film-und-Rock-Badboy Johnny Depp samt Entourage auf der Art- und Pop-Zone herum.

Die Lady-Gaga-hafte Kunstfigur Bahrain Barbie, die in Birmingham groß geworden ist und seit Jahren in der Region lebt und arbeitet, erzählt ebenfalls über ihre Erfahrung zwischen Riad und dem als „UK-Künstlerkolonie" geltenden Inselstaat Bahrain. Schrille Subkultur und Musik waren der Ausweg für Tamar Leek, so ihr bürgerlicher Name, als sie noch im UK zur Schule ging und schwer gemobbt wurde. Subkultur als Fluchtpunkt – erst als Metal-Fan, dann als ambitionierte Fetisch-Fashion-Lady.

Sie zeigt ein Foto von einem Talent-Contest in den Abbey Road Studios, in Los Angeles hat sie später mit der Band Reveries ein Album aufgenommen. Während unseres Interviews in der Hotellobby muss sie gleich viermal mit arabischen Familien posieren. Auf die Frage, wie sie im im fundamentalistisch-religiös geprägten Arabien ihre Brötchen verdient, malt sie ein Tortendiagramm auf: ein Mix aus Social Media, Auftritten in Shoppingmalls, Theatershows für Kinder, Songwriting und „Fashion und Design". Als Greta Gerwigs „Barbie"-Interpretation als zu feministisch und queer aus arabischen Kinos flog, verlor auch sie viele bereits gebuchte Jobs als lebendige Barbie-Wiedergängerin. Insgesamt betrachtet sei aber mit der Öffnung Saudi-Arabiens in Richtung westlicher Kultur plötzlich ein großer Entertainment-Markt entstanden. „Mal sehen, wie weit das noch führt", sagt Tamar zum Abschied.

Der Chef des Kongress- und Festivalveranstalters, Ramadan Alharatani, wiederum formuliert diese Transformationsprozesse im Eröffnungsstatement eher im Branchenjargon: „In den vergangenen drei Jahren haben wir die klügsten Köpfe der Musik- und Unterhaltungsbranche aus der ganzen Welt zusammengebracht. Wir sehen XP als Inkubator für Talente und Kreativität und bieten Künstlern eine Plattform, damit sie alles bekommen, was sie für den Start einer erfolgreichen, nachhaltigen und profitablen Karriere in der Region und auf der ganzen Welt brauchen: das Wissen, die Werkzeuge und das Netzwerk." Wichtig ist ihm folgende Statistik: 48 Prozent der XP-Music-Teilnehmer sind Frauen – ein Eindruck, der sich auch beim nächtlichen Club-Programm bestätigt, als man wie bei den europäischen City-Festivals von Disco zu Disco schlendern kann. Bei der gut ausgebildeten städtischen Generation Z ist das saudische Top-down-Popkultur-Modell offenbar angekommen.

Auf dem fünf Tage später startenden Soundstorm Festival in einer Wüstenzone außerhalb von Riad dann der Dialog mit einem echten ticketkaufenden Publikum. Hier ist das Mann-Frau-Verhältnis eher 90 zu 10 Prozent. Und die Weltstar-Acts aus Rap und R'n'B lassen sich schon vom Profi-Habitus leicht von traditionellen Namen trennen. Ein Beispiel: Headliner am ersten Festivaltag ist Travis Scott. Der 32-jährige US-Rapper lässt seine Fans eine halbe Stunde warten. Ein eher gelangweiltes Set. Zwanzig Minuten Pflichtprogramm, das sich bestenfalls als Vorband-Standard bezeichnen lässt. Seine Show ist ein Auto-Tune-Ding: Seinen aktuellen Hit „I'm Fine" kredenzt er in gleich vier Versionen. Es obsiegt das Cash-in-Prinzip der jüngeren Generation, die sich hier die Schecks abholt.

Metallica dagegen, Herren um die sechzig, beginnen anderntags solide und pünktlich auf der monströsen Hauptbühne in Form eines gestreckten Adlers. Die Videoscreens auf der gesamten Spannweite wechseln rasant von Einspielern zu Nahaufnahmen des Bühnengeschehens. Metal-Breitwand-Action pur. Gitarren- und Schlagzeugsoli in hervorragender Qualität, Johnny Depp wird im Bühnengraben der Pressefotografen gesichtet. Eine solide zweistündige Show – für Metallica die erste in Saudi-Arabien, bislang haben sie bloß in Abu Dhabi gespielt (2011 und 2013). Leadsänger James Hetfield macht dem Publikum eine Liebeserklärung und sagt, wie froh er sei, endlich hier zu spielen. Das Gelände rund um die Hauptbühne („Big Beast" genannt) ist rappelvoll.

Es gibt massenweise Feuerwerk, mehr als auf jedem anderen Festival irgendwo auf der Welt. Alle fünf Minuten ballern sie mehr davon in die kalte Wüstenluft. Es muss Millionen gekostet haben. Die Wärme des Feuerzaubers ist für die Leute in den ersten Reihen angenehm, denn nachts wird es in der Wüste ziemlich frisch. Dazu jede Menge Drohnen-Lichtshows, auch als Werbe-Illumination vor den Konzerten.

Natürlich findet das Publikumsfestival strikt ohne Alkohol und Drogen statt. Allerdings werden mehrere Leute (hauptsächlich Männer) durchaus betrunken herumschwankend gesichtet. Minikrawalle hier und da. Typen, die auf die Security wütend sind. Für eine groß gewachsene Kollegin aus den Niederlanden wird das Herumlaufen angesichts anzüglicher Pöbeleien zur Herausforderung. Stumpfe Macho-Rituale, allerdings ohne größere Zwischenfälle. Einmal habe ihr jemand hastig in die Haare gegriffen.

Auch andere Headliner wie Black Eyed Peas und Calvin Harris lassen die Massen lange warten. Geschrei und Buhrufe sind die Folge, was sie jedoch mit einem Schlag wettmachen, als die Bühne endlich geentert ist. Viele der arabischen Zuschauer:innen sind, wie man anhand der Autokennzeichen sehen kann, von weit her angereist. Sie bekommen keine neuen oder unbekannten Songs – in Saudi-Arabien werden nur Klassiker und Hits serviert.

Will Smith startet dann eine Riesenshow, die letztlich auch am meisten Spaß macht. Eine Menge Energie in der Menge. Es wird munter getanzt zu Klassikern wie „Switch", „Miami" oder „Gettin' Jiggy Wit It". Smith macht emotionale Zwischenansagen, wie sehr Riad seine zweite Heimat geworden sei – und wie sehr er seine Familie liebe. Er weiß, wie man eine Traditionsgesellschaft im Sturm erobert. Der Pop, das autoritäre Regime, die konservativ-islamische Gesellschaft – es bleibt eine widersprüchliche, surreale Mixtur, die hier erprobt wird.

DJ und Produzentin Cosmicat

„ICH BIN DAMIT AUFGEWACHSEN, DASS MUSIK EINE SÜNDE IST“

Ein Gespräch mit Nouf Sufyani, die unter dem Pseudonym COSMICAT zum ersten weiblichen DJ-Star aus Saudi-Arabien wurde

INTERVIEW: RALF NIEMCZYK

NOUF SUFYANI, ANFANG DREISSIG, STAMMT AUS DER SAUDIschen Hafenstadt Dschidda am Roten Meer. Ihr internationaler Erfolg ist in einem Land, in dem Frauen erst seit 2018 Auto fahren dürfen und über Jahrzehnte ein Popmusik-Verbot herrschte, eine bemerkenswerte Leistung.

Als Kind der 90er-Jahre hat sie noch die offizielle Doktrin erlebt, nach der öffentliches Musizieren als Sünde galt. Sufyani studierte nach ihrem Schulabschluss Zahnmedizin. Doch Musik blieb ihre Herzensangelegenheit. Im Zuge der gesellschaftlichen Veränderungen im wahhabitisch regierten Königreich hatte sie 2018 ihren ersten öffentlichen Auftritt am Mixdeck. 2020 erschien ihre Debüt-EP, „Dilemma“.

Ihre Musik ist House-orientiert, eher melodisch-progressiv als harter Techno, mit Vocal-Hooks und soliden Grooves, die sie nach der Pandemie auch bei internationalen Festival-Shows aufgelegt hat. Besonders stolz ist sie auf ihren Gig in Miami.

Ein Abschluss in Zahnmedizin gilt gemeinhin als Start in ein solides Berufsleben. Wieso hast du dennoch alles anders gemacht?
Ich habe immerhin anderthalb Jahre praktiziert. Die Musik gab es seit frühester Kindheit, aber sie konnte lange Zeit nur im privaten Bereich stattfinden. Im Zuge der Liberalisierung wurde mir klar, dass ein normaler Job nichts für mich ist - er hätte meine Seele gekillt.

Wie ist die aktuelle Situation in deiner Heimatstadt Dschidda, die im Vergleich zu Riad ja als etwas „lockerer“ gilt?
Mit rund vier, fünf Millionen Einwohnern in der Region sind wir eine „Beach City“ - weder megagroß noch klein. Man kennt einander. Die Atmosphäre ist dynamisch, vieles verändert sich. Bis zum heutigen Tag gibt es dort keine Clubs, dafür aber sehr viele Musikerinnen und Musiker. Eine Underground-Szene also. Die existiert seit Ende der Achtziger, Anfang der Neunziger. Aber erst seit knapp fünf Jahren darf sie auch sichtbar sein.

Gab es „Speakeasy“-Treffpunkte? Und woher sind deine Einflüsse?
Ich bin ein MTV-Baby - also MTV Arabia natürlich, das eigene Filter setzt, aber doch weitgehend die US-Top-100 gezeigt hat. Mit Pop- und R’n’B-Videos bin ich groß geworden. Meine musikalischen Skills habe ich von HipHop-Videos, wo ich mir die Produzenten-Skills von Timbaland oder Swizz Beatz angesehen habe. Besonders interessant fand ich die gemeinsamen Projekte innerhalb der Szene. Dazu kam traditionelle arabische Musik, die auf den regionalen Sendern lief.

Aber gleichzeitig gab es eine strenge Moralpolizei?
Ja, ich bin damit aufgewachsen, dass Musik eine Sünde ist. Es gab Shoppingmalls und Restaurants, aber ohne Sound. Es war nicht wie in Afghanistan, aber schon sehr limitiert.

Und dann kam der Wandel von oben.
Für mein Umfeld und mich gab es seit 2018/19 merkliche Fortschritte. Kunst und Kreativität im Allgemeinen werden wieder geschätzt. Auch Frauen bekommen Unterstützung. Ich habe seit meinem zwölften oder dreizehnten Lebensjahr eine eigene digitale Musiksammlung. Vorher kursierten Kassetten. Erst jetzt habe ich mir einige Vinyls nachgekauft.

Welches sind deine musikalischen Vorbilder?
Sehr breit gestreut, selbst klassische Musik aus Europa. In puncto Rock bin ich mit Linkin Park eingestiegen, auch weil sie unter anderem HipHop-Elemente haben. Dann Radiohead, als ich alt genug war, das zu verstehen.

Erinnerst du dich an deinen ersten Gig für Geld?
Als ich noch Zahnärztin war, war mir die Bezahlung egal. Es gab sowieso nur Privatpartys. Später musste ich die Ausputzerin für irgendwelche Typen spielen, eine Art Pausenclown. Einer hat mich regelrecht vom Deck weggestupst und dann sein Ding zelebriert. Ende 2019 habe ich 100 Dollar bekommen - manchmal.

Wie hat der Aufbau deiner „Karriere“ funktioniert?
Ich habe alles selbst gemacht, wobei ich aus dem Leben als Ärztin organisatorische Fähigkeiten mitgenommen habe. So konnte ich den Business- und den Kunst-Teil immer gut trennen - was eine gute Basis ist. Ich mache weiterhin Grafikdesign für meine Flyer und Online. Ich interessiere mich für Klamotten und Mode, gestalte meine Fotosessions selbst. Erst jetzt habe ich für Internationales eine Managerin.

Was sind für dich die größten Unterschiede, wenn du in den USA oder Europa spielst?
Die Altersgruppe, die Zuhörer sind viel jünger als bei uns. In Saudi-Arabien geht es auf Musikfestivals bisher erst bei 25 plus los. Clubs in eurem Sinne gibt es ja nach wie vor nicht - aber wir arbeiten dran … Ansonsten ist der Dancefloor schon eine Sache, die uns alle zusammenbringt.

FOTO: WILL JAQUES

METAL HAMMER EXKLUSIV

Judas Priest

CROWN OF HORNS

PREVIOUSLY UNRELEASED TRACK FROM
JUDAS PRIEST'S NEW ALBUM ‚INVINCIBLE SHIELD'

PAINKILLER

TAKEN FROM ‚BATTLE CRY'
RECORDED LIVE AT WACKEN IN 2015

NUR ZUSAMMEN MIT METAL HAMMER 03/2024
AB 16. FEBRUAR IM HANDEL – SCHON JETZT VORBESTELLEN:

WWW.METAL-HAMMER.DE/JUDASPRIEST

THE LAST DINNER PARTY

DIE BAND DES JAHRES

JETZT AM KIOSK

HOTLIST 2024: DIE SPANNENDSTEN NEWCOMER IM ÜBERBLICK
WAS DARF UND WILL ICH NOCH HÖREN? POP IN POLITISCHEN KRISENZEITEN
+ THE KILLERS, MIKE SHINODA, JA, PANIK, TORRES, 10CC, U.V.M.

Jetzt flexible Abo-Modelle ab 9,95€ testen

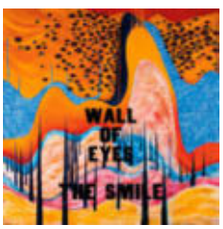
MUSIKEXPRESS.DE/ABO

Reviews

BIZARRE SCHÖNHEIT

Jenseits von Radiohead: Noch ein Bravourstück der Partnerschaft Yorke/Greenwood

Von FRANK LÄHNEMANN



The Smile

Wall Of Eyes

XL/BEGGARS

★★★★☆

Als vor zwei Jahren „The Smoke“, der Song mit der durchdringenden 70er-Jahre-Bassline, die Radiolandschaft eroberte, wurde eine Weile gemutmaßt, wer dahinterstecken könnte. Doch sein Falsettgesang verriet Thom Yorke schließlich. Der Projektname? Würde sich eher auf das Lächeln deines Gegenübers beziehen, der dir tagtäglich ins Gesicht lügt. Also wie immer einmal um die Ecke.

The Smile ist die erste GbR, die Yorke außerhalb von Radiohead mit seinem musikalischen Partner Jonny Greenwood gegründet hat. Komplettiert wird das Trio von Schlagzeuger Tom Skinner, bekannt von Sons Of Kemet für seine verqueren, jazzorientierten Rhythmen. Und offenbar handelt es sich hierbei um Yorkes derzeitigen Lieblingsspielplatz, denn nach dem Debüt, *„A Light For Attracting Attention“* vom Mai 2022, stemmt er jetzt bereits den Nachfolger. Und *„Wall Of Eyes“* ist kein kleineres Fest der bizarren Schönheit. „So, so beautiful!“, lauten denn auch die Kommentare, die Produzent Sam Petts-Davies (bereits Engineer bei Radioheads *„A Moon Shaped Pool“*) im Internet bekommt.

Uns bleiben zwar nur sieben neue Stücke - aber bis auf die Ausnahme „Friend Of A Friend“, einen kleinen Ausflug zu den Siebziger-Beatles mit feinen Streicher-Arrangements des London Contemporary Orchestra, die auch „I Quit“ beherrschen, erreichen alle Tracks die Fünf-Minuten-Grenze. „Bending Hectic“ torkelt ganze acht lang - erst sanft und leise und schließlich als musikalisches Übermonster einem imaginären Ausgang entgegen. „Teleharmonic“ darf man jetzt schon als Yorke/Greenwood-Klassiker bezeichnen, mit sakralen Backing-Vocals und einer weiteren interessanten Bassline. Greenwood spielt bei The Smile neben Gitarre auch Bass sowie Moog und Rhodes und arbeitet mit Verzögerungseffekten. „Read The Room“ bedient wiederum die Freunde der psychedelischen Komponenten. Yorke wird zusehends flehender und verzweifelter und rettet sich in eine harmonische Sixties-Bridge. „Under Our Pillows“ folgt als Work-out in Sachen Math-Rock, samt Spurenelementen von King Crimson.

Die Erfolgsgeschichte des Thom Yorke ist um ein wunderbares Kapitel reicher. *„Wall Of Eyes“* ist gewiss nicht sein zugänglichstes Werk, aber beileibe auch nicht sein kompliziertestes. Einfach gesagt: „So, so beautiful!“

ILLUSTRATION: PHILIPP BECK

Madi Diaz
Weird Faith
★★★½☆

Songwriter-Pop mit Tiefe – und mehr Zuversicht

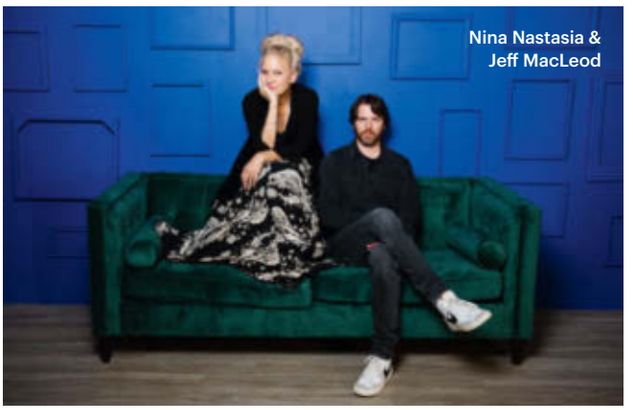
Schon als Madi Diaz 2007 gemeinsam mit Berklee-Kommilitonen ihr Debütalbum präsentierte, hatte man die rohe Emotion gespürt. Doch auf den ersten vier Alben ihrer Karriere kleidete die in Pennsylvania aufgewachsene Sängerin ihre Lieder in große Pop-Sounds, manchmal sogar mit elektronischen Beats. Dann die Kehrtwende. 2021 erschien auf Anti, der Plattenfirma der Besonderen, das Album *„History Of A Feeling“*. Diaz besingt dort zu kargen akustischen Arrangements das Ende einer Liebe. Es ist etwas Verstörendes auf der Platte: Diaz geht auf die Suche nach sich selbst, aber nicht auf dem Yogakissen im Wohnzimmer, sondern draußen im Wald, mit einem Spaten, und in einer dunklen Tropfsteinhöhle. Das sieht man im Video zu dem Song „Woman In My Heart“.

Auf *„History …“* und auch auf diesem neuen Album nimmt man vieles gleichzeitig wahr: Das Nashville-Songwriter-Handwerk - Diaz schreibt klare Topic Songs mit einfachen Melodien und schlichten Akkordstrukturen wie Brandi Carlile. Dann die enorme Kraft von Mainstream-Pop-Acts wie Maggie Rogers - Diaz hat als Sängerin großes Format. Schließlich den Indie-Rock von Phoebe Bridgers - jedenfalls in der Sad-Girls-Say-No-Bullshit-Haltung. Aber vor allem spürt man eine enorme Autorität in der Art, wie Diaz sich zu ihrer Verletztheit stellt. Zum Beispiel in „Same Risk“, wo der Sex ein Suicide Pact ist. Diaz fragt sich, ob die andere Person das gleiche Risiko eingeht wie sie selbst. Man denkt an Maria Mena, die ähnlich selbstzerfleischend sein kann. Doch auf *„Weird Faith“* gehe es um das nächste Kapitel, sagt Diaz: um den Moment, wenn eine neue Liebe und ein neues Vertrauen möglich zu sein scheinen. Das hört man an den akustisch-intimen, aber etwas volleren Arrangements und einem nun positiveren Grundgefühl, etwa in dem mit Kacey Musgraves gesungenen „Don’t Do Me Good“ und dem sich groß öffnenden „Get To Know Me“. Man mochte die Dunkelheit, aber man will auch gern diese Seite von Madi Diaz kennenlernen. *(Anti/Epitaph)*

JÖRN SCHLÜTER

KICKS

FAVORITEN AUF 33 – VON WOLFGANG DOEBELING



Jolie Laide *Jolie Laide* ★★★★½

Es muss die Hölle gewesen sein, Nina Nastasias Leben, nicht immer, aber immer öfter. Über das Auf und Ab ihrer langjährigen und letztlich desaströsen Liebesbeziehung zum Auserwählten, der sich nach der unausweichlichen Trennung das Leben nahm, über euphorische Schübe und mehr noch über ernüchternde Selbsterkenntnis im freien Fall gab *„Riderless Horse“* bedrückende Auskunft, Ninas letzte LP nach langer Plattenpause. Ein Album wie das Aufwachen nach einem Koma, die verwundete Sängerin verwundert darüber, dass sie noch lebt. Und unsicher, ob sie das Weiterleben als Segen oder eher als Fluch zu verstehen hat, sie ganz allein, perspektivlos. Binnen eines Jahres hat sich das nun grundlegend geändert, Nina fand wieder Anschluss, nicht zuletzt musikalisch. Gemeinsam mit dem Gitarristen Jeff MacLeod begab sie sich unter dem Moniker Jolie Laide ans Bewältigen ihres Trennungstraumas, der klangliche Kontrast ihres Albums zum spröden *„Horse“* könnte kaum größer sein: satte Sounds, Reverb, Tremolo. Nicht rockverdächtig, aber auch nicht folkverhärmt. Die Tunes treten confident auf, Nina singt selbstgewiss, die Bilder sind farbig und von cinematografischer Weite, die Worte zwar voller dunkler Erinnerungen, indes zukunftsoffen. „The radio plays everything we want to hear/ We’ve got everything but money, it won’t slow us down at all.“ Wahrhaft erhebend! *(Oscar St.)*

The Suitcase Brothers *Love, Truth & Confidence* ★★★½☆

Eine Ansichtskarte in anheimelnden Sepiatönen, nicht direkt aus dem Mississippi-Delta, vielmehr über einen Umweg, der unwahrscheinlich anmutet: via Spanien. Dorthin müssen einst benevolente Winde Samen aus dem amerikanischen Süden geweht haben, dort haben sie ausgetrieben und Wurzeln geschlagen, in Gestalt der Brüder Victor und Santos Puertas. Die beiden verschrieben sich dem Blues mit Haut und Haaren, genauer: dem Delta-Blues antiker Prägung. Noch genauer benennt der Untertitel ihrer aktuellen LP die Inspirationsquellen ihres musikalischen Kosmos: „A Tribute To Piedmont Blues Legends Sonny Terry & Brownie McGhee“. Klassiker wie „John Henry“ kommen zu Ehren, die musikalischen Cottonfields werden bestellt, ebenso bescheiden wie die Ansprüche an ein erfülltes Leben: „There was a time that I didn’t have bread, no place to lay my head/ I’m doing alright now in this life/ Four loving babies and a sweet little wife.“ *(Bandcamp)*

Mr Sun *Mr Sun Plays Duke Ellington’s Nutcracker Suite* ★★★½☆

Peter Tschaikowskys „Nussknacker-Suite“ wird nur noch unter Vorbehalt aufgeführt und als Märchenballett nicht mehr getanzt. Es sei nämlich nicht mehr zeitgemäß, urteilen die Zeitgemäßen. Rassistisch gar und, wenn man genau genug hinschaut, misogyn. Kulturdiebstahl obendrein. Duke Ellington hatte sich 1960 mit derlei Irrwitz nicht herumzuschlagen, als er seine Bearbeitung der ikonischen Komposition zur Uraufführung brachte. Mr Sun, das virtuose Stringband-Quartett aus Nashville (Fiddle, Mandoline, Gitarre, Bass), tut uns den Gefallen, das Woke-Geschrei zu überhören, und lässt einfach die Funken sprühen, friedvoll und frei. *(Adhyâropa)*

Loretta
Between Planets
★★★★☆

Gitarrenpop, mit dem die Welt leichter zu ertragen ist

Sobald Andreas Sauer zu einer seiner zauberhaften Melodien anfängt zu singen, sieht die Welt nicht mehr ganz so finster aus - wenigstens für den Moment, wenigstens unterm Kopfhörer. Das ist ja schon mal was. Und zum Glück hat er gleich 13 zauberhafte Melodien zusammengetragen, sodass der Zustand 47 Minuten anhält. Dabei gibt’s auch auf dem 14. Album der Stuttgarter Band Loretta keinen wohlfeilen Eskapismus. Nein, das gute Gefühl kommt eben daher, dass hier nichts schöngeredet wird - es klingt nur wunderschön. Die Gitarren jangeln, manchmal hört man im Hintergrund herrliche Harmonien, immer klingt Sauer so undeutsch wie, sagen wir, Lloyd Cole, wenn der an die US-Westküste gezogen wäre.

Mit „This Is The Band“ geht es direkt in die Vollen: „This is the bar, these are the drinks, this is the way to the bathroom.“ Glamour ist anderswo. „A Tale Of Two Bodies“ spielt natürlich auf Dickens’ „Geschichte aus zwei Städten“ an, ist dann aber doch ein Liebeslied - wie sich fast jedes Stück auf die eine oder andere Art um das größte der Gefühle dreht, wenn nicht gerade um die kleineren. In „The Kitten Next Door“ thematisiert Sauer die fehlende Empathie vieler Leute (mit einem kleinen Gruß an Tony Soprano), „David Cassidy’s Last Words“ dreht sich um verpasste Chancen, „Frank Grillo“ beendet die Show. (Für Referenzen-Sucher ist das Album auch ein großer Spaß.)

Oft findet sich zwischen den Beobachtungen ein feiner Humor, der etwas die Schärfe rausnimmt - wie am Anfang von „Love Is Waste“: „Now everyone’s worried/ That the oceans won’t last for long/ I guess now you’re worried/ That this will be a protest song …“ Das Stück protestiert nur gegen die Vergänglichkeit der Liebe, damit kennt Andreas Sauer sich aus, „You And Me, An Absurd Play“ ist ein weiterer Beweis dafür. Ein anderes dieser Lieder, die so schön schwelgen, dass man manchmal gar nicht merkt, wie fies der Text ist, heißt „Everything Is So-So“. Das muss man zumindest für Loretta eindeutig verneinen. Die sind so, so gut. *(Treibender Teppich/Bandcamp)*

BIRGIT FUSS

FOTO: HEATHER SAITZ

★★★★★ inkommensurabel | ★★★★ formidabel | ★★★ delektabel | ★★ akzeptabel | ★ miserabel

Sivert Høyem
On An Island
★★★★☆
Zupackende, waidwunde Nachtmusik des Norwegers

Fun Fact: Der Madrugada-Sänger und -Songschreiber spielte mit dem Gedanken, diese elegischen, von undurchdringlicher Dunkelheit umhüllten Balladen in der Toskana aufzunehmen, entschied sich dann aber doch für ein Pfarrhaus im Fischerdorf Nyksund im Norden Norwegens, wo sich Hase und Igel und ein paar Geister der Vergangenheit Gute Nacht sagen. Bariton-Gitarren und Harmonium verschmelzen mit Høyems Gesang zu einer Anmut, wie man sie sonst nur bei Nick Cave und in einigen Stücken von Mark Eitzel findet. Der Country-Rock-noir-Hymnus „The Rust“ und die Blues-Pastorale „Now You See Me, Now You Don’t“ rauben einem den Atem. Der letzte Song heißt „Not Enough Light“. Nur ein Polarlicht flackert auf am Firmament. *(Warner)* **MAX GÖSCHE**

The Strumbellas
Part Time Believer
★★☆☆☆
Konservativer Bombast-Pop mit Folk-Elementen

Neuer Sänger, diverse Produzenten, das fünfte Album – und endlich mit „Hold Me“ offiziell ein Liebeslied! Die Kanadier, nunmehr mit Jimmy Chauveau am Mikrofon, hauen ordentlich auf die Pauke und verpassen keine Bombast-Falle. Einen Preis für Schöpfergeist werden sie allerdings nicht einheimsen. Jeder Song dient dem Mitgrölen, tropft vor Pathos, besitzt eine gewisse Stadion-Kompatibilität – irgendwo zwischen Coldplay, George Ezra, Sam Fender und den Levellers. Zwischendurch immer wieder eine Irish-Pub-Fiedel oder ein simples Gitarrensolo. Textlich werden einem Plattitüden um die Ohren gehauen, bis das Phrasenschwein überquillt. „My home is you … I’m coming home …“ Nein, hier findet man nicht mal einen einzigen heimlichen Lieblingssong. *(V2)* **FRANK LÄHNEMANN**

Oum Shatt
Opt Out
★★★★☆
Fez auf: Musik über alle Genregrenzen hinweg

Orientalistik im 12. Semester bzw. Pop-Abend im Morgenland: Das zweite Oum-Shatt-Album ist mindestens genauso abenteuerlich, eigenwillig und experimentierfreudig wie das erste. Auf dem west-östlichen Divan fliegt es über Genre- und Popgrenzen hinweg. Jonas Poppes unerhörte Songideen, Chris Imlers überzeugende Beat-Bandbreite, Richard Murphys und Rémi Letournelles Einfallsreichtum an Bässen und Synthesizern tun ein Übriges. Pop-politisch ist es auch noch: „It’s not economy, face it/ I blame the inflation“, nölt Poppe nonchalant in „Over The World And Out“, etwas klingt nach Zimbel, ein Mantra tönt. Zehn aufregende Songs zwischen Schwarzem Afghanen, Ost-Berlin und dem wilden Kurdistan. *(Wanda Y/Border/Redeye)* **JENNI ZYLKA**

Bernhard Eder
Golden Days
★★★½☆
Karger Post-Rock über die Unwirtlichkeit der Welt

Vielleicht hat Bernhard Eder sich bei der Vorbereitung seines neuen Albums gedacht: Es ist jetzt nicht die Zeit für Romantik. Mit seiner Band spielt der Österreicher reduzierten Post- und Indie-Rock, in dem etwas Hypnotisches und Unwirtliches liegt. Die Themen erfordern diesen Sound: Flüchtlingskrise („In Greece“), Diktatoren und Fake News („The Unbeauty Regime“), Einsamkeit und Isolation („Nowayout“). Die goldenen Tage im Albumtitel sind hier auf jeden Fall vorbei, etwa im bittersüßen Titellied, in dem eine Ahnung von Radiohead liegt. Golden ist aber doch, wie diese Musik sonderbar schleicht und dadurch etwas Psychedelisches entsteht, und wie das Album durch Sound und Songwriting eine klare Identität bekommt – ein Gefühl, das man sich merkt. *(Tron)* **JÖRN SCHLÜTER**

SHORT CUTS

KURZKRITIKEN – VON MARC VETTER

Lizzie No
Halfsies
★★★½☆

Die ersten beiden Alben der Sängerin fanden sich im Kampfgebiet zwischen intelligentem Indie-Folk und orchestral-sentimentalem Country-Rock ein. Vielleicht ist das ein Grund, warum Lizzie No noch etwas schwimmt auf dem Weg zu einem eigenen Stil. Auch die neue, ambitionierte Platte, pendelnd zwischen kraftvollen Gitarrenstürmen („Lagunita“) und leichtherzigen Empfindsamkeiten („Sleeping In The Next Room“), findet keinen klaren gemeinsamen Nenner. Eigenwillig schön wird es, wenn die New Yorkerin zur Harfe greift. Eklektisch aufgeplusterte Songs wie „Annie Oakley“ finden aber recht selten zu einem einheitlichen Ausdruck. *(Miss Freedomland/Thirty Tigers)*

Loving
Any Light
★★★½☆

Sehnsucht nach Licht und eine Hinwendung zum Optimismus sind die Grundpfeiler der spielerisch-intuitiven, mit komplexer Instrumentierung eingespielten zweiten Songwriter-Platte der wehmütigen Kanadier, die weniger Folk und mehr Barock-Pop ist. *(Last Gang/MNRK/SPV)*

Ekkstacy
Ekkstacy
★★★½☆

Reflexionen übers Musikerleben sind eine schwierige Angelegenheit, der Kanadier löst sie allerdings mit Bravour, weil er zwischen Post-Punk-Paranoia und Shoegaze-Leichtigkeit einfädelt und das Düstere so lange dehnt, bis es im Hellen aufgeht. *(Ekkstacy/UnitedMasters)*

Office Dog
Spiel
★★★☆☆

Der Neuseeländer Kane Strang hat musikalisch bereits viel ausprobiert. Das neue Projekt, gemeinsam mit Drummer Mitchell Innes und Bassist Rassani Tolovaa, ist eine konzentrierte Dinosaur-Jr.-Energie-Leistung mit aufgewühlten Befreiungsriffs. *(New West/Redeye/Bertus)*

Emil Bulls
Love Will Fix It
★★½☆☆

Die Münchener Alternative-Metal-Band hat sich mit neuen Songs sechs Jahre Zeit gelassen. Verändert hat sich wenig: Melodiös zugespitzte aggressive Riffs wühlen sich, diesmal ohne viele Soli, voran. Zum Schluss gibt es eine Pop-Überraschung. *(Arising Empire/Edel)*

Any Other
Stillness, Stop: You Have A Right To Remember
★★★☆☆

Der Titel lässt eine Abrechnung mit der Vergangenheit vermuten. Aber es geht der Italienerin, die sich für ihre Arrangements und das persönliche Songwriting an Mitski anlehnt, um das Teilen schwieriger Gefühle kurz vor der Verdrängung. *(42)*

The Porters
To The Good Times And The Bad
★★★☆☆

Los geht das Doppelalbum gleich mit einem harten Kneipenrocker. Danach reihen die Düsseldorfer Shantys, raue Underdog-Geschichten und sogar Rührseliges aneinander. Highlight ist aber eine Neuaufnahme des Antikriegssongs „The Green Fields Of France“. *(Cargo)*

Helado Negro
Phasor
★★★½☆

Mit Latin Jazz im Ambient-Gewand begeisterte Roberto Carlos Lange bereits auf *„Far In“* von 2021. Das neue Werk setzt diese halluzinatorischen, spirituell angehauchten Klangerfahrungen fort, erweitert um Sequenzen eines Synthesizer-Supercomputers. *(4AD/Beggars)*

Chelsea Wolfe
She Reaches Out To She Reaches Out To She
★★★★☆

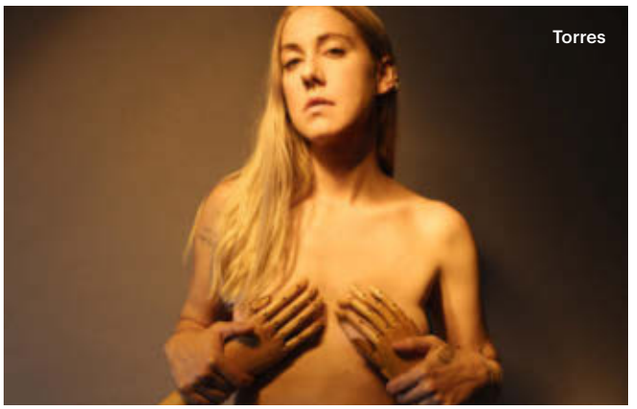
Mit alten Bekannten und im Studio von Dave Sitek (TV On The Radio) ließ Wolfe alte Gitarrenpfade hinter sich und kondensierte einen Doom-Sound, der kühle Trip-Hop-Beats mit unheimlichen Balladen koppelt. Eine persönliche Auskotzplatte. *(Loma Vista/Universal)*

Mine
Baum
★★★★☆
Geht doch: Pop mit Grips und Style

Unter den deutschen Popstars zwischen Songwritertum und HipHop-Geprahle ist mir Jasmin Stocker vielleicht die Liebste. Schon weil die Stuttgarterin eine fantastische Sängerin ist, ausgebildet in Jazzgesang an der Hochschule für Musik in Mainz. Die Worte sprudeln ihr aus dem Mund, wie man das sonst eher von Gospel-trainierten Amerikaner:innen kennt. Die Song-Arrangements sind perfekt, die Themen meist ungeschminkt persönlich. „Ich weiß es nicht" klingt berührend und intim, da ist kein Piano-Ton zu viel. „Copycat" wildert basslastig im Revier von Beyoncé, und in „Spiegel" schüttelt Mine mal eben ein paar barocke Streicher aus dem Ärmel. So ist *„Baum"* ein Pop-Album geworden, das alle Nischen und Möglichkeiten gekonnt auslotet. *(Virgin)* **JÜRGEN ZIEMER**

Grossstadtgeflüster
Das Über-Icke
★★★☆☆
Schnoddrige Kreuz-und-quer-Hymnen aus Berlin

Schon nach „Icke!", dem Prolog dieser von frechen Ideen überquellenden Platte, muss man sich schütteln. Da grüßen Berliner Schnoddrigkeit, burschikose Tanzaufforderungen, Rammstein-Rattern und Dreigroschenoper. Grossstadtgeflüster waren meist cleverer als ihr Ruf. Das zeigt sich nun auch auf ihrer siebten Platte. Jen Bender gibt einmal mehr die ins Frivole kippende und dann ins Sentimentale schwenkende Überzicke. Sind mit Selbstironie verstrahlte Lieder wie „Huckepack" Hymnen? Fast! Ist „Matrjoschka" ein beschwipstes linkes Chanson? Vor allem ist es inspiriert von Danger Dans Ausflug ins Kunstlied-Kabarett. Letzte Frage: Gibt's noch einmal etwas wie „Fickt-Euch-Allee"? Nein, dafür aber die charmante Unverfrorenheit „Da lang!?" *(BMG)* **MARC VETTER**



Nervöses Drama

Tonnenschwere Songs mit überraschendem Happy End Von GUNTHER REINHARDT

Torres
What An Enormous Room
MERGE/CARGO
★★★½☆

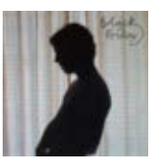
Wäre dieses Album ein Kinofilm, wäre es eines dieser nervösen US-Indie-Dramen, die mit unterbelichtet-körniger Optik von verkorksten Beziehungen, Liebe, die am Alltag zerbricht, und einer Frau erzählen, die an sich selbst und ihrem Leben zu verzweifeln droht. Auf *„What An Enormous Room"* spielt Mackenzie Scott diese Frau. In „I Got The Fear" zum Beispiel erinnert sie sich zu einem schlurfenden Beat und einer Schrammelgitarre an geplatzte Träume und an die Panikattacken, die einen auf einer öffentlichen Toilette packen und einem die Luft zum Atmen nehmen. Sie singt zum zerhackten Groove von „Wake To Flowers" von Verlustängsten. In der fies brummenden und trotzig aufstampfenden Hymne „Collect" träumt sie dagegen von Rache und fragt zum hämmernden Klavier wieder und wieder: „Did I hit a nerve?"

Mackenzie Scott, die seit über zehn Jahren unter dem Namen Torres Alben veröffentlicht, packt auf ihr sechstes Album all das, was tonnenschwer auf ihrer Seele liegt. Die meisten der Songs, die sie mit Sarah Jaffe in Durham/North Carolina aufgenommen hat, haben für Zuversicht wenig übrig. Denn Hoffnung ist brutal und Glücklichsein eine Illusion, wie etwa die Songs „Ugly Mystery" und „Happy Man's Shoes" zu verzerrten Soundteppichen aus Synthies und Gitarren behaupten. Und selbst an Gott zu glauben ist keine Lösung - er spült dem ertrinkenden Paar in „Life As We Don't Know It" nur noch mehr Wasser in den Mund, wenn es nach ihm Ausschau hält: „Yes, it's true, we're drowning together/But we're so alone."

Auch wenn Scott in „Artificial Limits" mit ätherischem Gesang zwischen einem zischenden Bass, einer quengelnden Orgel und der Andeutung eines Gitarrensolos den Satz „Anything could happen now" zum Mantra werden lässt, klingt das eher nach dunkler Vorahnung als nach Verheißung. Deshalb erwischt einen das Stück „Songbird Forever", das das Album beendet und zu einem pulsierenden Synthie und Klavierkadenzen das immerwährende Idyll der glückseligen Zweisamkeit beschwört, nach all der romantischen Tristesse zuvor unvorbereitet.

David Hedderman
Pulling At The Briars
★★★½☆
Schön verzweifeltes Debüt des irischen Wahlberliners

Als Zeichner und Maler möchte David Hedderman Akt und Porträt neu verorten. Seine Bilder zierten 2019 die Ausstellung „Don't Scare Others With Your Desperation" - ein Motto, das zumal für die warm einladende Musik des Wahlberliners aus Dublin gilt, wo mit kleiner Band samt Geige, Piano, Pedal Steel dieses Debüt entstand, unter anderem mit Conor O'Brien (Villagers), für den es „Heaven" war, hinterm Drumkit zu sitzen für den alten Bandfreund (The Immediate). „From my bed I will rise and shine", verspricht Hedderman („Blue Jeans"), und im Westcoast-Swinger „What We Do" verlangt er: „Don't make me your daddy." Im längeren „The Rolling Wave" wird Verzweiflung zu Normalität. „Funny" - aber unvermeidlich, wenn der Schrecken nicht gleich verschrecken soll? *(Grönland)* **JÖRG FEYER**



Tom Odell
Black Friday
★★★☆☆
Der Brite ertrinkt beinahe in Herzschmerz

So unproduziert, wie der englische Songschreiber behauptet, klingt *„Black Friday"* gar nicht. Tom Odells Folk-Pop-Balladen verströmen ein Empfindsamkeits-Pathos, mit dem sich nur noch Damien Rice messen kann. Mit dem Titelsong, einem Blockbuster-Schmachtfetzen samt ozeanüberspannendem Kitschbogen, übertrifft er den Iren sogar noch. Wenn Odell seine Stimme mal schont und verträumt auf der Akustischen zupft, erinnert er auch an Sufjan Stevens und Justin Vernon. Es sind die kleinen, mitunter kaum mehr als zwei Minuten langen Stücke, die das Album doch zum Genuss machen: himmlische Miniaturen wie „Spinning" und „The End Of The Summer". Odell leidet an der Liebe, die Streicher zittern. Und dann hebt das Orchester ab. *(Virgin)* **MAX GÖSCHE**

FOTO: EBRU YILDIZ

Nouvelle Vague
Should I Stay Or Should I Go
★★★½☆
Vergnügliche Cover-Tour durch die Pop-Geschichte

Der Musikfreund entnimmt dem Titel des zehnten Albums des seit 2003 existierenden französischen Projekts, dass es wieder um Coverversionen geht. Der Gassenhauer von The Clash wurde bereits früher live aufgeführt, in einer ungewohnt scheppernden Garagenrock-Version. Dabei beruht das Erfolgsprinzip dieser Produzentenband ja darauf, dass Retro-Klassiker in Chanson- oder Hauchi-Versionen verwandelt werden, mit wechselnden Gesangsdamen, darunter Camille, Daniella D'Ambrosio oder Phoebe Killdeer, für das gewisse Oh-là-là-Flair. Ganz aufgegeben wurde diese Masche nicht, wenn etwa Mélanie Pain „Only You" von Yazoo covert oder „Rebel Yell" überzuckert wird. *(PIAS)* **RALF NIEMCZYK**

Sarah Jarosz
Polaroid Lovers
★★★½☆
Aufgedreht: Nashville-Roots-Rock mit Pop-Appeal

Sarah Jarosz war gerade mal zwanzig, als sie ihre Version von Bluegrass und Roots perfektioniert hatte. Jazz kam hinzu, Jarosz' Alben bekamen Grammys. *„Blue Heron Suite"* von 2021 war ungewöhnlich introspektiv. Vielleicht diente es als Übergang, denn auf ihrem neuen Album klingt die Texanerin betont selbstbewusst, sie spielt ihre Americana mit Pop-Appeal und Rock-Drive. Der Shuffle „When The Lights Go Out" steht auf einem elektronischen Beat, und den Country-Schunkler „Runaway Train" hätte auch Tom Petty gemocht. Man vermisst vielleicht etwas den stillen Folk, aber man freut sich über die Entschiedenheit, mit der sich die immer noch sanfte Jarosz auf die große Bühne stellt. *(Rounder)* **JÖRN SCHLÜTER**

New Model Army
Unbroken
★★★☆☆
Weniger Wut, mehr musikalische Feinheiten

Es sind nicht mehr die überdimensionalen, herausgebellten Hymnen wie „51st State", die uns New Model Army heute entgegenschmettern. Auf ihrem 16. Studioalbum operieren sie subtiler, obwohl man vom ersten Ton an merkt, dass ihre Wut nicht im Fundbüro gelandet ist. Wohl auch weil Justin Sullivans Sangesorgan nicht mehr ganz das Topniveau erreicht und vorsichtshalber den Mix nicht dominiert, legen die hässlichen Vögel aus Bradford nunmehr Wert auf Rhythmik und musikalische Filigranarbeit, auch dank Produzent Tchad Blake. So fesseln New Model Army wie selten zuvor, und wenn sie so weitermachen, werden sie noch die Elder Statesmen der britischen Alternative-Szene. *(earMUSIC)* **FRANK LÄHNEMANN**

Slift
Ilion
★★★½☆
Apokalyptischer Space-Metal aus Frankreich

Das Trio Slift steuert auf seinem dritten Album groovend in Richtung Weltuntergang. *„Ilion"* wird von unaufhörlichen Wellen aus Bass, Schlagzeug und einer hallgetränkten Gitarre bestimmt - hypnotisch, düster und mitreißend. Gelegentlich dringt ein verlorenes Saxofon durch die Klangwände, wie Schreie längst verstorbener Seelen. Psychedelischer Stoner-Doom, als würden Kyuss und Swans gemeinsam eine schwarze Messe zelebrieren. Auf Dauer verlieren die repetitiven Arrangements an Kraft. Dennoch: Die aus dem wenig glamourösen Toulouse stammenden Slift veröffentlichen bei Sub Pop in Seattle und werden millionenfach gestreamt. Der Weltuntergang ist eben universell. *(Sub Pop/Cargo)* **FABIAN BROICHER**

SPRINTS
LETTER TO SELF
AB 05.01.2024
Das gefeierte Debüt Album der Irischen Garage / PostPunk Sensation.
LIVE: 17.02. Hamburg - Molotow / 18.02. Berlin - Cassiopaia / 20.02. München - Kranhalle

VERA SOLA
PEACEMAKER
AB 02.02.2024
Eine berührende musikalische Reise durch das Americana Songbook.
LIVE: 16.04.24 Berlin - LARK / 18.04. Hamburg - Aalhaus

EL PERRO DEL MAR
BIG ANONYMOUS
AB 16.02.2024
Sarah Assbring mit ihrem düsteren und faszinierenden Meisterwerk über Trauer, Tod und Hoffnung.
LIVE: 21.05. Berlin - Silent Green

WWW.CITYSLANG.COM
City Slang

Courting
New Last Name
★★★½☆
Die Liverpooler machen Rock, der keiner sein will

„I don't wanna be a pop star now", sang Sean Murphy-O'Neill 2022 auf dem Debüt, *„Guitar Music"*. Der nun eilig hinterhergeschobene Nachfolger bleibt dieser Richtung treu. Rabatz und eine verlachte Rock-Attitüde bilden nur den Schmierstoff für eine mit kratzbürstigen Garagensounds geglättete Erzählung von der großen Liebe in Zeiten von Tinder. Will denn die Teenage Angst niemals versiegen? Gary und Ryan Jarman von The Cribs räumten im Studio ein paar Späne weg, die beim ziellosen Klanghobeln entstanden. Manchmal wird's richtig funky - wundern kann es hingegen nicht, dass *„Happy Endings"* hier mit Gitarren geradezu zersägt werden. Zum Schluss schippern die Liverpooler ohne Beatles-Ruck, aber mit Noiserock-Rückenwind nach „America". *(Lower Third/PIAS)* **MARC VETTER**

Molly Lewis
On The Lips
★★★½☆
Die Australierin pfeift und schwelgt auf ihrem Debüt

Der Titel ist wörtlich zu nehmen, denn die in Los Angeles lebende Australierin trägt ihr Talent auf den Lippen: Sie pfeift, und das virtuos. Mit den Songs ihres Debütalbums schwelgt Molly Lewis in einer fast vergessenen Welt zwischen dunklen Mitternachtskinos und plüschsatten Hollywood-Lounges - Martin Denny und Ennio Morricone hätten ihre Freude daran. „Crushed Velvet" mit Thee Sacred Souls klingt, als würde man nach einem Old Fashioned zu viel genüsslich in den Polstern einer holzgetäfelten Bar versinken. Und aus dem dichter werdenden Nebel grüßen von ferne die Lounge Lizards. Die „Forgotten Edge"-EP von 2021 klang etwas rauer und schillernder, doch für alte Trunkenbolde und junge Hipster ist *„On The Lips"* definitiv ein Muss. *(Jagjaguwar/Cargo)* **JÜRGEN ZIEMER**

ER WOLLTE DOCH NUR SPIELEN

Zum 69. Geburtstag von Eddie Van Halen, einem der größten Gitarristen aller Zeiten: Warum macht Talent nicht glücklich?

BIRGIT FUSS
FRAGT SICH DURCH

Wer möchte nicht etwas Besonderes sein, ein außerordentliches Talent haben? Um andere zu beeindrucken, aber vor allem um sich selbst das Gefühl zu geben, nicht unnötig auf die Welt geworfen zu sein. Eddie Van Halen gehörte zu den Privilegierten, deren Virtuosität so eindeutig war, dass sich kaum Worte finden lassen dafür. „Ausnahmegitarrist", ja, aber das gilt auch für einige andere, und neben (oder knapp über) Van Halen spielt eigentlich nur Jimi Hendrix.

Edward Lodewijk Van Halen starb am 6. Oktober 2020, am 26. Januar wäre er 69 Jahre alt geworden. Zeit, ihn noch einmal zu feiern. Bei den „größten Gitarristen aller Zeiten" wurde Eddie vom US-ROLLING-STONE 2011 nur auf Platz 8 gewählt, 2023 immerhin auf Platz 4 - hinter Jimmy Page, Chuck Berry und eben Hendrix. Wäre für ihn sicher okay gewesen (Eric Clapton, Keith Richards, Jeff Beck und B. B. King hat er jetzt hinter sich gelassen), aber möglicherweise liegt der Wahl ein Missverständnis zugrunde - don't confuse the musician with the song. Über Hardrock wird ja immer noch gern die Nase gerümpft.

Es war gleich das zweite Stück auf dem Debüt *„Van Halen"* (1978), das Eddie Van Halen unsterblich machte: „Eruption". 1:42 Minuten, und selbst wer keine Ahnung hat, was Tapping ist, wird es hören: So hatte bisher niemand gespielt.

Vielleicht wäre es für Eddie anders gelaufen, hätte er nicht 1974 den Showman David Lee Roth engagiert. Eine Rockband braucht einen, der sich nach vorne stellt, und Eddie war das nicht. Er wollte einfach nur spielen: „Ich bin nicht wegen des Ruhms dabei, ich bin kein Rockstar - oder jedenfalls nur, weil die Situation eben so ist. Es geht mir allein um die Musik, niemals um etwas anderes."

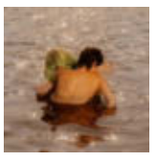
Viele Jahre kämpfte er mit Alkoholismus und anderen Gesundheitsproblemen, während er sehr fleißig war: Er spielte das Solo auf Michael Jacksons „Beat It" (1982), arbeitete mit allen möglichen Kollegen von Roger Waters bis Frank Sinatra zusammen, baute sich seine Gitarren selbst und inspirierte Tausende von Gitarrist:innen. Okay, manchmal frustrierte er sie auch, denn natürlich war er unerreichbar. Aber warum war für ihn anscheinend das Glück unerreichbar? Niemand säuft ja jahrzehntelang, weil er so zufrieden ist. „I found the simple life ain't so simple/ When I jumped out on that road", heißt es in „Runnin' With The Devil", dem ersten Lied auf dem Debüt. Schon die Titel deuten an, dass hier mitreißende Melodien, aber keine philosophischen Meisterleistungen zu erwarten sind: „Ain't Talkin' 'Bout Love", „Atomic Punk", später „Hot For Teacher" und „Jump" (auf *„1984"*). Mit Sammy Hagar („Why Can't This Be Love") und Gary Cherone wurde es nicht viel anders - das Beste an Van Halen war trotz aller Hits immer Eddie. Der bald ein Dauergrinsen aufsetzte, um seine Schüchternheit zu verbergen. Er wollte der Welt seine Musik geben, aber nicht mehr. Das Rampenlicht war ihm oft zu hell. Und dann macht Talent doch nicht per se glücklich, sondern kann auch anstrengend sein. Sich immer beweisen müssen, nie nachlassen dürfen. Und was, wenn die Finger mal nicht mehr wollen?

1995 habe ich Eddie Van Halen einmal interviewt. Als ich ihn danach bat, etwas für meinen besten Freund zu signieren, fragte er, ob der auch Gitarre spiele. Ja, warum? „Tell him to practice. And practice. And practice. That's all." ☻

„I found the simple life ain't so simple/ When I jumped out on that road ..."

Eddie Van Halen

ILLUSTRATION: STUDIO PONG FOTO: GETTY IMAGES



Katy Kirby
Blue Raspberry
★★★½☆
Tiefenscharfe Sehnsuchtslieder aus Nashville

Country-Sehnsuchtslieder von Männern haben ihr immer besser gefallen, sagt die in Nashville lebende Texanerin. Für ihr zweites Album schreibt Katy Kirby tiefenscharfe Sehnsuchtslieder aus feminin-queerer Perspektive, die wenig mit Country am Hut haben, aber viel mit der unerschrockenen Reifung einer Künstlerin, die in „Redemption Arc“ oder „Alexandria“ auch mal anders, größer, melodramatischer denkt, sich aber stets auf den unmittelbaren Zauber ihrer Stimme verlassen kann. „Let me drop dead!“, fleht Kirby, bevor die Musik wie ein wärmender Umhang über sie fällt. Eine späte Antwort auf Elvis Costellos frühes „She said: ‚Drop dead‘ and left with another guy“, aus der sehr männlichen Saga von den Engeln, die angeblich seine roten Schuhe tragen wollen. *(Epitaph)* **JÖRG FEYER**

Ekki Maas
Soloalbum
★★★½☆
Der Erdmöbel-Musiker zeigt sich fröhlich-melancholisch

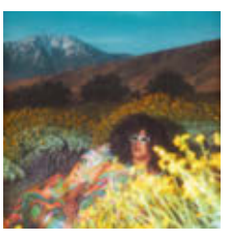
Dass Ekki Maas Songs wundervoll eigenwillig arrangieren kann, hat er als Produzent und Multiinstrumentalist seiner Band Erdmöbel oft genug bewiesen. Nach den fabelhaften Coverversionen von *„My Life According To Bob Dylan“* (2016) wagt er jetzt ein Soloalbum mit eigenen Stücken. Die strotzen nur so vor Spielfreude. Maas mischt lustvoll luftig-federnden Pop, Folk und Krautrock. Er zelebriert die launige Alltagsbeobachtung („Zuhause“), rechnet mit seinem Heimatkaff ab („Torwart“), reimt ein trauriges Liebeslied, das gar nicht traurig klingt. Und er vermag, den Aktivierungsbrief für die „pushTAN-App“ in eine Auto-Tune-Klage über gewöhnlichen digitalen Wahnsinn zu verwandeln! Diese Platte feiert die melancholische Leichtigkeit des Musizierens. *(Jippie! Industrie)* **MAX GÖSCHE**

FOTO: BOBBI RICH

Brittany Howard

Harter Soul

Furioses zweites Album der Alabama-Shakes-Frontfrau Von JAN JEKAL



Brittany Howard
What Now
ISLAND/UNIVERSAL
★★★★½

The best time that I ever had/ That’s when the worst times started.“ Diese Zerrissenheit bestimmt Brittany Howards furioses zweites Album. Sie schreit, klagt, wimmert, knurrt, ihr Soul ist keiner der braven Neo-Variante, sondern ein harter Soul, dessen Gospel-geschulte Fallhöhe immer klar ist. Es geht um Leben und Tod. Das Album heißt *„What Now“*.

Howard, vielen als Frontfrau der Bluesrock-Band Alabama Shakes bekannt, verfolgt souverän den Weg ihres Solodebüts, *„Jaime“* (2019). Sie steckt eine Stange Dynamit zwischen die Vintage-Sounds ihrer alten Band und zündet sie an. Ihre Solosongs explodieren in etliche Richtungen, sind in ihrem wilden Mix aber überhaupt nicht verkopft oder prätentiös. Ihr Eklektizismus ist so organisch wie originell und zeigt eine reizvolle Richtung für das Genre an: The shape of soul to come. (Wobei ihr Sound wohl doch zu eigen ist, um wirklich Schule zu machen.)

Bei einer fünffachen Grammy-Gewinnerin, die bei der Rock and Roll Hall of Fame mit Elton John auftritt, könnte man auf die Idee kommen, dass sie in erster Linie eine Verwalterin des Blues- und Soul-Erbes sei. Jeder Song auf *„What Now“* widerlegt diese Annahme jedoch. Ob man den Funk-Groove des Titeltracks nimmt oder den Slow Jam „To Be Still“ oder den House-Track „Prove It To You“ - alles eingebettet von wiederkehrenden Ambient-Glocken. Howard ist eine aufregende, absolut gegenwärtige Künstlerin.

Das zeigt sich an den Performances genauso wie an der Produktion. Ihre Rhythmusgruppe - Alabama-Shakes-Bassist Zac Cockrell und Drummer Nate Smith - spielt deepe Grooves, auf denen sie als Sängerin und Gitarristin brillieren kann; hier und da liefern Session-Musiker Gitarren und Keys. Howard hat das Album in Nashville aufgenommen und gemeinsam mit Shawn Everett (The War On Drugs, Big Thief) produziert, die Produktionswerte sind exzellent. Übrigens hat sie es mit Everett auch gemischt, was Künstler:innen in der Regel ja nicht selbst machen. Songwriting und Sounddesign sind hier also untrennbar verbunden, von Howard sorgsam überwacht, eine erhabene Einheit.

45s

VON WOLFGANG DOEBELING

Thee Girl Fridays
Double Crossing Double Agent
★★★★☆

Retro-Futurismus a-go-go: ein Doppelagententhriller im Trash-Format, musikalisch inspiriert von den Shangri-Las und den Revillos. Letztere sind ja ebenso wie Thee Girl Fridays aus Schottland, wo die beiden Tracks der 7inch auch produziert wurden, strikt analog, versteht sich. „Ejector Seat“ auf der B-Seite evoziert einen Joe Meek, der mittels B-52’s-Tapes eine Demo-Steilvorlage für die Tornados zusammentüftelt, samt Space-Sounds aus der Retorte. Good clean fun. *(Spinout Nuggets)*

Jenny Don’t And The Spurs
One More Night
★★★★☆

Untypisch riff-heavy und geradezu boogiebesengt ist die neue Single dieser unvermindert produktiven Rock’n’-Roll-Band aus Portland/Oregon, der einmal mehr zustattenkommt, dass sie auch den Roll lässig beherrscht und jederzeit zu swingen weiß. Auf der Rückseite, „Fire In The Western World“, tönt das Quartett entschieden Punk-umtriebiger entlang der Grenze zum britischen Girly Pop, jedoch aufgenommen in Australien. *(We Empty Rooms)*

Thee Allyrgic Reaction
Small Steps
★★★★☆

San Diego/California behaust diese zeitreisenden Beat-Nostalgiker, die sich bis auf Weiteres im Jahr 1966 eingerichtet haben und ihren altertümlichen Instrumenten zeitkonform-zünftige Klangmuster entlocken: Gitarren, Orgel, Bass und Drums lärmen wie einst, von heutiger Warte also unmodern, meinetwegen auch retro, doch was heißt das schon? Eben. Über die Relevanz von Musik entscheidet allein die Qualität von Songs und Aufnahmen. Und die sind famos, fast fulminant. *(Rogue)*

Future Islands

People Who Aren't There Anymore

★★★☆☆

Synth-Pop mit viel Schmerz und wenig Experimenten

Seit „*Singles*" von 2014 unterscheiden sich Alben von Future Islands nur in Nuancen - die Grundzutaten bleiben stets gleich: schnörkellos gespieltes Schlagzeug, Joy-Division-Gedächtnisbass, glockenklare Synth-Melodien, dazu der exaltierte Gesang von Sam Herring. Auf dem neuen Album verarbeitet er in seinen Texten eine Trennung. Retro-New-Wave als Herzschmerz-Therapie quasi. Entsprechend glänzt „*People* ..." in den eher dunklen Momenten. Bei „The Thief" wagt die Band aus Baltimore sogar kurz den Schritt auf ungewohntes Terrain: eine knietiefe Verbeugung vor Depeche Mode. Eine Ausnahme. In „King Of Sweden" bedient sich das Quartett schamlos bei seinem eigenen größten Hit, „Seasons". Aber Beständigkeit hat ja auch etwas Tröstendes. *(4AD/Beggars)* **FABIAN BROICHER**

Kapelle Petra

Hamm

★★★☆☆

Harmonisch-harmlose Indie-Rock-Veteranen

Eine Sprache zu sprechen hilft nicht immer weiter. Die Lieder der Kapelle Petra wären zum Beispiel vergnüglicher, wenn man sie nicht verstünde. Es gibt in diesen Texten kein Geheimnis, keine Leerstelle, die man füllen müsste - die Feier einfacher Freuden („Freibad Pommes"), Motivations-Rock („Hör nicht auf") oder Kleinbürger-Satire („Mittelmäßiges Leben") sind so subtil wie Tabaluga oder die Onkelz. Aber diese Onkels sind lieb! Seit bald dreißig Jahren eine Band, sind die Männer aus Hamm eine harmonische Einheit, sie spielen poppigen Indie-Rock, aufgeräumt produziert und kompetent arrangiert, alles so freundlich und zugewandt, dass man immer auf eine kleine Gemeinheit hofft - oder wenigstens auf eine Überraschung. *(Gute Laune Entertainment)* **JAN JEKAL**

SOUNDS

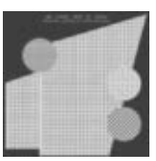
TO INFINITY AND BEYOND – VON JÜRGEN ZIEMER

Lætitia Sadier *Rooting For Love* ★★★★☆

Egal ob mit oder ohne Stereolab: Songs und Stimme von Lætitia Sadier sind etwas Besonderes. Eine psychedelisch schlingernde Musik, die diesmal vor allem in der Liebe wurzelt, aber nach wie vor auch im französischen Yé-yé-Pop zu Hause ist, ebenso wie in den Kraut- und Avantgarde-Experimenten der Siebziger. Songs wie „Une autre attente" sind geschmeidig und körperbetont, gleiten auf sanften Orgelakkorden durch eine geheimnisvoll glitzernde Welt, die in den Texten klug reflektiert wird, ohne dabei den irrealen Zauber zu zerstören. Gelegentlich geht es auch um die „drohenden neofaschistischen/neoliberalen Narrative, die die inneren und äußeren Landschaften verschmutzen". Alles andere wäre auch naiv. „*Rooting For Love*", Sadiers erstes Soloalbum seit 2017, ist ein Traum, der die Realität nicht ausblendet. *(Bureau B)*

Ariel Kalma, Jeremiah Chiu & Marta Sofia Honer

The Closest Thing To Silence ★★★★☆



Mit der „Late Junction"-Reihe bringt BBC Radio 3 Musiker zusammen, die noch nie miteinander gespielt haben. Die New-Age-Legende Ariel Kalma traf so auf den Analogsynthie-Bastler Jeremiah Chiu und die Bratschistin Marta Sofia Honer. Die elf Stücke wurzeln in behutsamen Improvisationen, die wie Collagen miteinander verbunden sind. Die sanft zwischen Jazz und Ambient oszillierende Musik erinnert mitunter an den Sound von ECM Records, der Albumtitel stammt definitiv dorther. *(International Anthem)*

Brion Gysin *Junk* ★★★½☆

William S. Burroughs verdankte ihm die Cut-up-Technik, auch als Gastronom in Tanger und Erfinder der Dreamachine machte sich der umtriebige Künstler und Beatnik Brion Gysin einen Namen. „*Junk*" präsentiert ihn als Sänger – oder eher als Sprecher. Das Album ist eine Zusammenstellung von Material aus den frühen Achtzigern, in Paris von Ramuntcho Matta produziert. Der trommelte dafür allerlei Hipster zwischen Avant-Funk, Pop und Fourth World Music zusammen, etwa Lizzy Mercier Descloux, Caroline Loeb, Don Cherry, Elli Medeiros und Yann Leker. Eine ebenso glitzernde wie schweißtreibende Mutant Disco, perfekt für Liebhaber von Labels wie ZE Records oder Crammed Discs. *(Wewantsounds)*

Boris Blank *Resonance* ★★☆☆☆

Besitzer von Audioanlagen der Angeberklasse werden das Album des Yello-Musikers schätzen: Üppige Bassdynamik, klar definierte Mitten und so weiter. Doch über die Qualitäten einer Vorführplatte kommt „*Resonance*" leider selten hinaus. Die zwölf Stücke stammen aus einer Auftragsarbeit für das Schweizer Thermalbad Fortyseven°, das mit dem Slogan „Kopf aus, Sinne an" wirbt. Dementsprechend wabert und rauscht, blubbert und summt es. Entspannung als Powerplay. *(Virgin)*

Olli Schulz

Vom Rand der Zeit

★★★★☆

Mitreißendes achtes Album des gereiften Songwriters

„My future tightly clutched within those healing hands of time", sang der Philosoph Willie Nelson 1965. Seine Zukunftszuversicht hat sich ausgezahlt: Am 3. November 2023 wurde er, 90-jährig, in New York in die Rock and Roll Hall of Fame aufgenommen. Im Publikum: ein zu Tränen gerührter Fan aus Deutschland, vierzig Jahre jünger, aber auch ein großer Storyteller. Dieser Fan heißt Olli Schulz, und das ist eine wahre Geschichte.

„Ich wusste lang nicht, wer ich bin/ Und was es wirklich heißt zu lieben/ Die Zeit heilt viele Wunden/ Manche sind geblieben", offenbart Schulz in „Silvester", das wie eine elysische Leuchtboje über „*Vom Rand der Zeit*" thront. Im berührendsten Song seines nun acht Alben umfassenden Werks rekapituliert er die Silvesternacht, in der sein Sohn geboren wurde, mit Phil-Spector-Instrumentierung und Gospelchor. Im fulminant eröffnenden „Einfach so", inklusive Gitarrensolo von Stoppok, singt er von der Sehnsucht nach Leichtigkeit und Neuanfang und entfacht pulsierendes Roadmovie-Flair. Der Fluchtwagen ist keine Zeitmaschine, sondern ein Kehrfahrzeug, das vor der eigenen Tür wirbelt: „Schauen täglich das Leben der andern/ Wollen unsers erst gar nicht begreifen", diagnostiziert Schulz in „Falsch erzählt". Zu melancholisch gezupfter Klampfe und lakonisch kommentierendem Klavier erzählt er im Titeltrack von einem Schicksalsgebeutelten am Katzentisch der Gesellschaft. „Stadtfest in Bonn", im Duett mit Ina Müller, ist ein bittersüßer Gassenhauer über den am Notstromaggregat hängenden Hoffnungsschimmer.

In Komplizenschaft mit Produzent Moses Schneider (Husten, Tocotronic) ist Schulz seine beste Platte gelungen, auf der er sich mehr denn je traut, das Visier hochzuklappen und genau hinzusehen. Ohne Humorhintertürchen, aber mit Optimismusluke, musikalischem Rückenwind (Seventies-AOR-Referenzen!) und sich auf Herzhöhe eingravierenden Refrains. Ein Album wie die feste, wärmende Umarmung eines Freundes am kältesten Tag des Jahres. *(Runde Hunde/Universal)* **INA SIMONE MAUTZ**

FOTO: BUREAU B

Ameli In The Woods

Throw My Fears Into The River

★★★★☆

Psychedelische Weite, Jazz-Rock und trippige Jams

Auf ihrem Debüt inszeniert die baden-württembergische Sängerin Franziska Ameli Schuster einen spannenden Mix aus Jazz, Funk und einer Sensibilität für den Klang der 70er-Jahre. Jedenfalls spürt man eine analoge Wärme in diesen Liedern, die gleichzeitig schweben und sicher geerdet sind. Etwa bei „Suitcase“, das als schwüler HipHop-Track beginnt und in eine beschwörende Ambient-Jazz-Séance mündet. Schuster singt mit dunklem Timbre und introspektiver Haltung, es ist eine ungemeine Stille in dieser Musik. Schön zu hören zum Beispiel in „Melancholia“ und „Where Do We Go“.

Bei „Marion“ changieren Breakbeat und hypnotische Weite, das fast zum Stillstand kommende „Lonely House“ erinnert an The Weather Station. „Moon“ ist ähnlich beschwörend wie Radioheads „Pyramid Song“. Hier ist viel Platz für das freie Spiel - Schuster und ihre tolle Band gehen durch die Türen, wenn diese sich öffnen. Die Intuition, die Wachsamkeit für Anspannung und Entspannung als dynamisches Pendel sowie ein sensibles Zusammenspiel sind das Vermögen dieses erstaunlichen Albums. *(Meiosis)* **JÖRN SCHLÜTER**

The Last Dinner Party

Prelude To Ecstasy

★★★★☆

Großes Debüt der Londonerinnen: Believe the hype!

Noch bevor sie auch nur ihre zweite Single draußen hatten, wurden The Last Dinner Party im Internet zum Pop-Politikum: Diese vorgebliche Indie-Band hat tatsächlich ein Major-Label und ein mächtiges Management im Rücken! Große Entrüstung! Natürlich: Die Londonerinnen profitieren, wenn für sie Geld in die Hand genommen wird - das ist der Sinn der Sache. Aber ein Major könnte nun wirklich schlimmere Musik supporten als diesen stimmungsvollen Gothic-Glam-Rock, der mal groovy verspielt und mit fantastischer Gitarrenarbeit daherkommt („Nothing Matters“), mal als Piano-Stampfer („Sinner“), mal als Sixties-Pop („The Feminine Urge“) - und gar mal als albanisches Volkslied („Gjuha“).

Dass diese Band Charakter hat, steht außer Frage. Die Produktion vom britischen Veteranen James Ford ist vielleicht etwas glatter, als sie sein müsste - mehr Schmutz hätte der sinistren Stimmung nicht geschadet. Es gibt Entscheidungen, die nicht ganz glücken, einige dynamische Wechsel etwa wirken wie um Weirdness bemüht. Insgesamt aber ist *„Prelude To Ecstasy“* ein aufregendes Debüt. *(Island/Universal)* **JAN JEKAL**

Frank Carter & The Rattlesnakes

Dark Rainbow

★★½☆☆

Moshpit-Wärme und Therapie-Latein

Wer kann es Frank Carter verdenken, dass auch er zuletzt darüber grübelte, „what the authentic version of me is“? Das Konzept als solches über den Haufen zu werfen und einfach mit diversen Versionen seiner selbst zu spielen kann sich ein Punk-Sozialisierter wie er dann aber doch nicht trauen. Im Gegenteil: *„Dark Rainbow“* wird als „das authentischste Album“ einer Band angepriesen, die sich zuletzt auch mal im Give-the-people-what-they-want verlor, aber immer noch immun gegen Erfolg sein will.

Auf die Musik runtergebrochen kommen dabei elf Songs raus, die auf eine Portion Moshpit-Wärme nicht verzichten wollen, aber auch Raum für die Introspektion eines „Sun Bright Golden Happening“, Geigen und Synths lassen. „If I ever fall in love again, let me love myself“, predigt Carter Therapie-Latein, im hymnischen „Man Of The Hour“ hinterfragt er die Idee des (Rock-)Stars, und er lässt auch am „Superstar“ Zweifel nagen: „Kiss me like you mean it.“ Denn egal wie „authentisch“: „Can I Take You Home?“ bleibt auch hier die Frage aller Fragen. *(International Death Cult/AWAL)* **JÖRG FEYER**

Gruff Rhys

Sadness Sets Me Free

★★★★½

Orchestrierte Country-Soul-Chansons

Gruff Rhys hat einige walisische Alben gemacht, seit er die Super Furry Animals aufgelöst hat. *„Sadness Sets Me Free“* nun ist eine Chanson-Soul-Country-Platte, wie sie Lee Hazlewood, Serge Gainsbourg oder Jarvis Cocker hätten aufnehmen können. Oder die Band Felt, falls sich jemand erinnert, die Songs von Burt Bacharach spielt. Ein walisisches Orchester, Piano, Kontrabass und üppige Chöre illuminieren Rhys' Balladen weihnachtlich. „Die Songs fühlen sich melancholisch an oder handeln von Dingen, die beschissen sind“, sagt Gruff Rhys. Mit anderen Worten: Es ist ein erhebendes Album.

Frühere Platten ließ Rhys in Amerika abmischen. Die Mischung in New York klang anders als die Mischung in London, bemerkte er. Der 2017 verstorbene Toningenieur John Dent, der an Platten von Bob Marley, PJ Harvey und Radiohead arbeitete, erzählte ihm, dass amerikanischer Strom die Geräte anders antreibt als englischer. Nun hat Gruff Rhys ausprobiert, wie französische Elektrizität klingt. Er ließ das Album in Paris abmischen.

Es klingt fantastisch. *(Rough Trade/Beggars)* **ARNE WILLANDER**

Verschenken Sie ein Jahr ROLLING STONE

Für Sie

- **1 Prämie Ihrer Wahl,** z. B. ein 10€-Amazon-Gutschein
- **Sie beschenken Ihren Freund oder Ihre Freundin** mit 12 Heften Musikgeschichte für nur 98 €

amazon.de 10€

Für Beschenkte

- **Alles zur relevantesten neuen Musik** und den Klassikern der Pop-Historie
- **12 Ausgaben** ROLLING STONE bequem nach Hause geliefert bekommen
- **Kündigungsfrist** Erstmalig zum Ende der Mindestlaufzeit von 12 Monaten, danach jederzeit

Jetzt bestellen: rollingstone.de/abo oder 0451 - 4906 740

Barbara Morgenstern
In anderem Licht
★★★★☆
Kammer(pop)musik für eine bessere Welt

Es ist kompliziert. Alles. Das mit der drohenden Klimakatastrophe. Das mit dem System, in dem wir leben und das uns lähmt, uns mit seinen vermeintlichen Gesetzen daran hindert, unsere Lebensweise zu ändern. Und überhaupt. Man kann einfach nichts tun.

Das ist der Ausgangspunkt von *„In anderem Licht“*, dem neuen Album der Berliner Liedermacherin Barbara Morgenstern. Es ist die Lage, in der wir uns alle befinden. Wir wissen, dass etwas passieren muss. Doch der Weg vom Wissen zum Handeln (und Wandeln) ist weit. Morgenstern singt eine Stunde lang von Perspektivwechseln, von Streitkultur, von neuen Verbindungen, von Schwarmintelligenz und von der Hoffnung auf Veränderung – „Und alles wird so sein wie immer/ Nur in anderem Licht/ Und alles wird so wie immer sein/ Nur die alte Welt nicht/ Und alles wird hoffentlich wie immer sein/ Alles, alles für dich.“

„In anderem Licht“ erinnert in seiner vermeintlichen Naivität, die nie den Blick für das Absurde verliert, an die politisch-poetische Kunst von Yoko Ono, ist eine Art „Climate Change Is Over (If You Want It)“. Und die Frage, wie es dazu kommen soll, ist natürlich nicht mittels der vom System geknebelten Sprache zu beantworten, sondern nur durch die Musik, die Morgenstern (am Klavier) mit ihrem Ensemble aus Streichern, Saxofon, Kontrabass und Schlagzeug performt, in einenden Melodien und Harmonien, in überraschenden Wendungen und Verschiebungen, in betörender Komplexität. „Nevertheless, the music miraculously penetrates your very soul“, singt Morgenstern. „What is resonating in us in answer to the harmonized noise?/ And turns it for us into the source of great delight?/ And unites us and shakes us?“ Wenn in der Musik Wunder möglich sind, warum dann nicht auch in unserer gesellschaftlichen Wirklichkeit?

„Kommst du mit mir ins Jetzt oder Hier?“, fragt Morgenstern am Ende, „wir sind lang schon dort.“ *„In anderem Licht“* ist eine Kammermusik, die übers stille Kämmerlein hinausstrahlen soll. *(Staatsakt)*

MAIK BRÜGGEMEYER

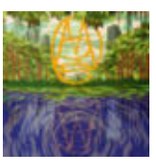
ROCKS

HÄRTERES UND HARTES – VON FRANK SCHÄFER

Hiraes *Dormant* ★★★½☆

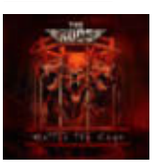
Der im Melodic Death Metal fast unvermeidliche Jens Bogren hat der Band eine genregemäß stark verdichtete, mit Keyboards verputzte Wall of Sound hingestellt, und Britta Görtz, die jeden Morgen einen Ork frühstückt, grölt von da oben herunter ihre Schlachtgesänge, die bei aller grantigen Exaltiertheit ihre harmonische Struktur nicht völlig verleugnen können. Nicht immer sind die Melodie-Anteile so berückend wie auf dem Opener, „Through The Storm“, aber für Radio-Hooks werden sie nicht bezahlt, sondern zunächst mal für dystopisches Geballer, an dem der furiose Double-Bass-Techniker im Maschinenraum großen Anteil hat. Sie machen auch nicht den Fehler von In Flames und lassen sich ihre Kanten von einer allzu wattigen Produktion polstern. *(Napalm)*

Mars Red Sky *Dawn Of The Dusk* ★★★½☆



Das Trio aus Bordeaux hat sich in den letzten anderthalb Dekaden eine sehr gute Reputation in der Stoner-Szene erspielt. Offenheit ist in diesem Genre Programm, und so lassen sich auch Mars Red Sky nicht auf tiefergelegtes Fuzz-Gebolze festlegen. Das gibt es durchaus, aber sie nehmen immer wieder Abzweigungen in den Psychedelic Rock, der sich mit sphärischem Post-Metal oder auch schon mal melodiösem Hippie-Folk vermählt. Auf *„Dawn Of The Dusk“* schaffen sie ebenfalls wieder eine schöne Balance zwischen Eingängigkeit und kompositorischer Vertracktheit, zwischen Tiefdruck und Luftigkeit, und Julien Pras' ätherischer, von ferne an Geddy Lee erinnernder Gesang macht ein Schleifchen drum. *(Vicious Circle)*

The Rods *Rattle The Cage* ★★½☆☆



Die „amerikanischen Motörhead“ konnten sich in den frühen 80er-Jahren Hoffnungen hingeben, die nie ganz erfüllt wurden. Die späte Wiederbelebung der Band durch ihren Kopf David Feinstein kommt ohne den Resonanzboden ihrer Klassiker *„Wild Dogs“* und *„In The Raw“* natürlich nicht aus, aber mit nostalgisch eingestellten Ohren kann man auch mit diesem Spätwerk Spaß haben. *(Massacre)*

Headshot *... Makes Us Survive!* ★★★★☆

Neueinspielungen älterer Songs sind eigentlich überflüssig – was ist Musik schon ohne den akustischen Grünspan, der sie als Produkt ihrer Zeit kenntlich macht. *„... Makes Us Survive!“* ist eine seltene Ausnahme. Die Smasher der ersten beiden Headshot-Alben, *„Brain At Risk“* und *„Emotional Overload“*, bekommen hier nicht nur eine fette, zeitgemäße Produktion. Die Band, nach drei Jahrzehnten im Thrash-Gewerbe voll austrainiert, kloppt sie mit fein dosierter Gewalt in die Form, die sie immer schon gern gehabt hätten. Ausnahme-Shouterin Daniela Karrer, damals noch in der Grundschule, schlägt ihre Zähne in die ollen Kamellen und hinterlässt tiefe Abdrücke. Kein Zweifel, das sind jetzt *ihre* Songs. *(MDD)*

Idles
Tangk
★★★½☆
Post-Punk-Oden an die Freude aus Bristol

„I'm a smart man/ But I'm dumb for you!“, verspricht Joe Talbot kreischend. Der Sänger der Idles ist eine Mischung aus wild gewordenem Sozialarbeiter und Punkrock-Berserker. Einer, der den Zornigen und Frustrierten eine Stimme gibt, wenn er einem mit seiner Band einen brachialen Mix aus Post-Punk, Hardcore und Revolte um die Ohren haut. Hinter dem Lärm lauern aber Zärtlichkeit und Humanismus, und hinter den grimmigen Monstern aus verzerrt-dröhnenden monotonen Akkorden und spröd-sperrigen Beats etwa von „Roy“ verstecken sich Lieder voller Liebe. Jemand hat sich die Mühe gemacht, nachzuzählen: Auf dem neuen Idles-Album fällt in 40 Minuten 29-mal das Wort „love“.

Es sind aber Lovesongs der etwas anderen Art, die sich hier zwischen Tape-Loops und Fuzzgitarren Platz verschaffen. Der Song „Pop Pop Pop“ zum Beispiel ist eine Art politisches Manifest, das die Idee fortsetzt, die bereits 2018 dem Idles-Album *„Joy As An Act Of Resistance“* den Titel gab: Talbot erfindet nämlich das deutsche Wort „Freudenfreude“ als Gegenentwurf zu „Schadenfreude“ – als eine Waffe gegen eine Welt, die alles kontrollieren will: „Freudenfreude! Badabing!“

Nach einem hollywoodreifen Streicher-Intro dekonstruiert später „Dancer“ mit einem fiesen Stakkato und der Unterstützung von Nancy Whang und James Murphy (LCD Soundsystem) Irving Berlins „Cheek To Cheek“. Und trotz der Liebesschwüre im Refrain von „Hall & Oates“ klingt auch dieser Song kein bisschen nach Romantik. „It feels like Hall & Oates is playing in my ear/ Every time my man's near.“

Und immer noch finden die Idles an Great Britain gar nichts great. „Jungle“ oder „Monolith“ (das mit einem Saxofonsolo endet) sind politisch aufgeladen. Und immer wieder wird die Liebe zur Chiffre des Widerstands gegen das herrschende System, etwa wenn Talbot in „Grace“ davon träumt, anmutig und rein zu sein, und skandiert: „No god/ No king/ I said love is the thing!“ *(Partisan/ PIAS)*

GUNTHER REINHARDT

FOTO: LISA ULFERTS

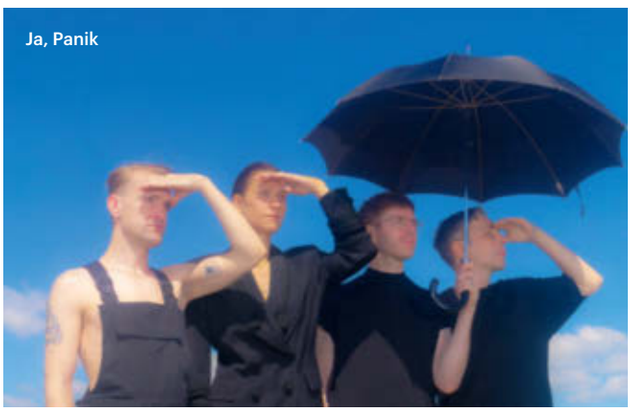
Benji Kirkpatrick
In Phase
★★★☆☆
Ehrlicher Folkrock der traditionellen Schule

Der Mittvierziger aus dem idyllisch im englischen County Warwickshire gelegenen Leamington Spa spielt Folkrock der traditionellen Schule. Er stammt aus einer Musikerfamilie und zupft Gitarre, Bouzouki, Mandoline oder auch mal ein Tenorbanjo. 2015 veröffentlichte er ein Album mit Hendrix-Coverversionen. Nun widmet er sich eigenen Songs, mit Gästen wie Alex Hart oder Pete Brown. Eine - um es in PR-Sprache zu sagen - „sehr persönliche Veröffentlichung", auf der es um Unvollkommenheit oder auch den Hang zur Prokrastination geht. Musikalisch wird das Rad nicht neu erfunden, *„In Phase"* ist gekonntes, solides Handwerk, und erstmals lässt Kirkpatrick das Piano auf Platte erklingen. Lieder für Leute, die schnörkellose Ehrlichkeit in der Kunst schätzen. *(Westpark)* **RALF NIEMCZYK**

Ty Segall
Three Bells
★★★☆☆
Der Kalifornier lässt wieder die Pferde aus der Box

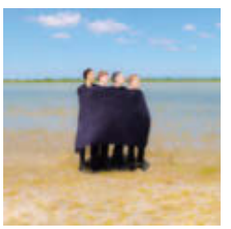
Mr. Rastlos war stilistisch nie zu fassen, aber immer um Form und Finesse bemüht, zuletzt 2022 introspektiv mit *„Hello, Hi"*. Der Drang, mehr Schlagzeug zu spielen, lässt nun wieder die Pferde aus der Box: *„Three Bells"* knüpft episch an *„Manipulator"* (2014) und *„Freedom's Goblin"* (2018) an. Allein beim Auftakt, „The Bell", stecken in fünf Minuten Ideen für fünf Stücke. Konziser verbeugt sich Segall mit „Hi Dee Dee" vor dem Ramones-Bassisten. Ansonsten rätselt man schon mal, wo der Song abgeblieben („Wait") oder ob das Prog-Gebirge schon der Song ist (wie bei „Denée", das nach der an einem Drittel der Stücke beteiligten Gattin benannt ist). „I know what to do, me and you", versichert Segall nach dem gut einstündigen Trip sehr sanft im Angesicht der Apokalypse. *(Drag City)* **JÖRG FEYER**

FOTO: LUCA CELINE


Ja, Panik

Innere Stärke

Ein kraftvolles, gelöstes Rockalbum der schlauen Österreicher Von MAX GÖSCHE



Ja, Panik
Don't Play With The Rich Kids
BUREAU B/INDIGO
★★★★☆

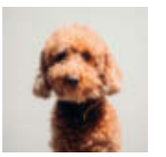
Verzerrte Gitarren, Glam, Britpop, Morrissey, circa *„Southpaw Grammar"* (1995). Doch: Schweinerock it ain't! Auf ihrem neuen Album klingen Ja, Panik so gelöst, als hätten sie jahrelang eine Schlacht geschlagen, die niemand gewinnen kann, die sie aber auch nicht in ein Häufchen Elend verwandelt hat. „Ich hab gebraucht, um zu begreifen: Diese Mauer lässt sich nicht einreißen", singt Andreas Spechtl in „Mama Made This Boy".

Auf dem Cover von *„Don't Play With The Rich Kids"* stehen die vier Bandmitglieder in eine Decke gehüllt, alle schauen in dieselbe Richtung: Allegorie der Festung Europa oder Ausdruck eines neuen Klassenbewusstseins? In jedem Fall beweisen Ja, Panik: Das Besinnen auf innere Stärken (des Kollektivs?) muss die Krisen da draußen nicht ausklammern. Und so gelingt den Österreichern mal wieder die schönste und schlauste politische Musik im deutschsprachigen Raum.

„Für einen Moment war ich verloren der Welt/ Ich war lost in Berlin, lost in Vienna, lost in Mexico City", resümiert Spechtl zu Beginn. Es ist ein Stück über die Austauschbarkeit von Orten und Erlebnissen. Dann die rettende Erkenntnis: „J,P Supernova bleibt die einzige Droga." Auch „Kung Fu Fighter" erzählt von modernen Lebenslügen und den „tausend Kämpfen in mir drin". Der Song nimmt mit seinen hymnischen Backgrounds und Bläsern beinahe Arcade-Fire-hafte Ausmaße an. Nur die Heilsarmee bleibt aus.

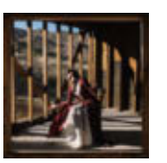
Ja, Panik umtänzeln jede Pathosfalle im Traum. Sie fragen sich, wovor sie denn Angst haben sollen, wo sie doch eh in der Hölle aufwachen („Dream 12059"). Sie scheißen in „Hey Reina" auf den Tod, weil sie noch ganz andere Feinde haben, und sie warten auf die Verführung durch die „Teufel". Sie glauben an einen gewissen „Change" und bauen gleichzeitig in „Fascism Is Invisible (Why Not You?)" ein Haus aus Finsternis. Und am Ende, im knapp zwölfminütigen weißen Rauschen von „Ushuaia", steht die Unsterblichkeit.

Diese Lieder sind nicht frei von Utopie. Man muss nur etwas genauer hinhören.



Enno Bunger
Der beste Verlierer
★★★★☆
Groß: Schwere Themen mit tapferer Haltung

Liebe, das Rasen einer Nacht, das Glück einer Geburt: über so was singt sich's leicht hoffnungsvoll. Aber über verbunkerte Herzen, Kinderverzicht in ungewissen Zeiten oder Depressionen? „Ich halt dich, halt es aus mit dir", verspricht ihr Enno. Der Songwriter aus Ostfriesland und Co-Autorin Sarah Muldoon haben Worte und Geschichten, die oft die Kehle eng machen, aber nie die Knie weich. „Kein Mensch startet einen Krieg, wenn jeder irgendjemand liebt", weiß der Junge mit der neuen Klassenkameradin aus dem angegriffenen Land. Schwere Themen mit tapferer Haltung, Zärtlichkeit und Lakonie, Klavier- neben Wave-Sounds, große Melodien. „Na, bist du am Ende?", höhnt der Abgrund. „Du Arschloch, heute nicht!" Eine wichtige Stimme seiner Generation. *(Ennorm/PIAS)* **RÜDIGER KNOPF**



Vera Sola
Peacemaker
★★★★☆
Ausgefeilter und selbstbewusster Chamber-Pop

Der Sängerin aus Nashville ist eine Wendung um 180 Grad gelungen. Die Tochter von Dan Aykroyd (!) nahm ihr Debüt, *„Shades"*, in völliger Isolation auf. Für *„Peacemaker"* konnte sie nicht genug Unterstützung ins Studio zulassen. Und traute sie sich 2017 kaum vor das Mikrofon, so ist dies das Zeugnis einer selbstbewussten Frau, die mit sich und ihrer tiefen, durchdringenden Stimme im Reinen ist. Da wundert's auch niemanden, dass ihr zweites Album ein Wimmelbild voller musikalischer Feinheiten ist. Die Kernelemente stellt der Chamber-Pop, und die oft mit Streichern verfeinerten Folk-Elemente erinnern eher an Fernziele wie Kuba oder an Tom-Waits- oder Leonard-Cohen-Backing-Tracks. Und Carmel und Nancy Sinatra sangen gewiss nicht besser. *(City Slang)* **FRANK LÄHNEMANN**

Reissues

BRÜCKEN INS HIER UND JETZT

Ein weiteres Boxset mit Meisterwerken des nigerianischen Visionärs und Aktivisten

Von JÜRGEN ZIEMER

Fela Kuti

Box Set #6

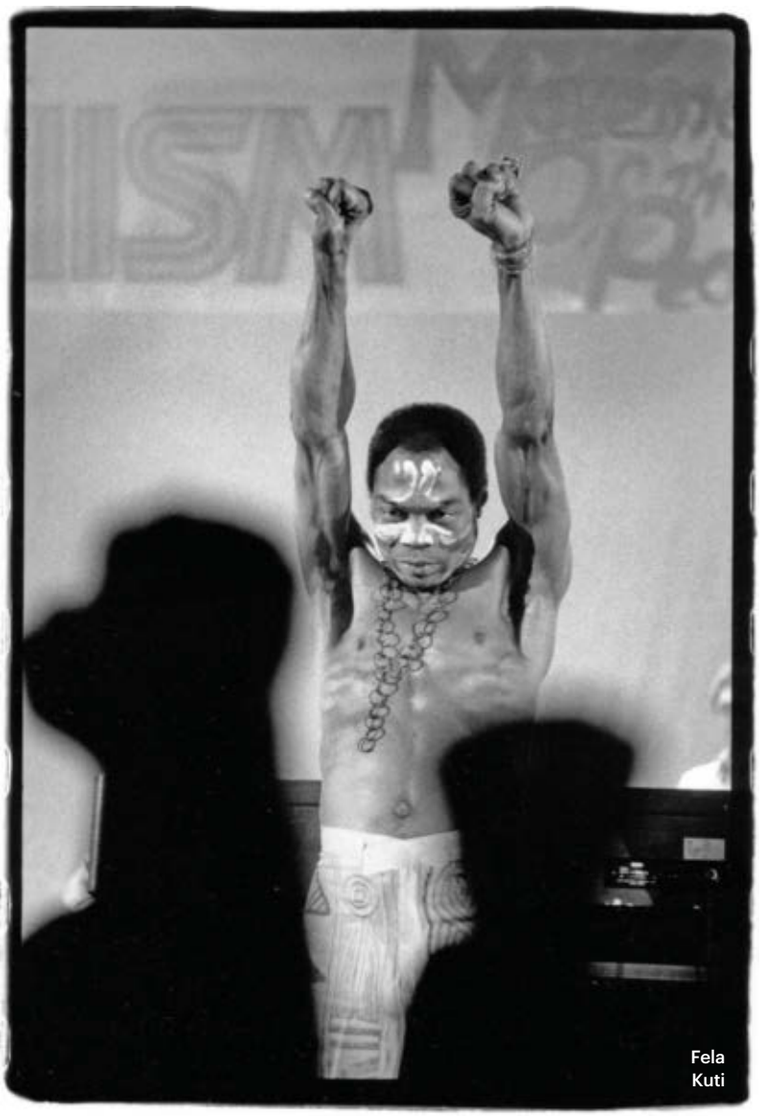
PARTISAN

★★★★½

Erykah Badu hat es getan, auch Questlove, und Brian Eno sowieso. Nun ist der Schauspieler, Rapper und Sänger Idris Elba an der Reihe, seine persönlichen Lieblingsalben von Fela Kuti in einer 6-LP-Box zu bündeln. Alles ist wieder prächtig aufgemacht, mit originaler Cover-Art, 24-seitigem Booklet, unveröffentlichten Fotos und Texten des Afrobeat-Historikers Chris May. Fast möchte man abwinken und fragen: Sind denn die guten Fela-Alben nicht alle schon wegkompiliert? Offenbar nicht, denn *„Box Set #6“* ist ein ziemlicher Knaller.

Fangen wir an mit dem 1979 eingespielten Album *„Music Of Many Colours“*, einer Kooperation mit dem Septett des Jazz-Funk-Vibrafonisten Roy Ayers. Die A-Seite gehört überwiegend den Amerikanern, Afrika ’70 beschränken sich hier auf Backing-Vocals und ein Saxofonsolo von Fela. Dennoch ist „2,000 Blacks Got To Be Free“ ein 19-minütiger Ritt auf einem kompromisslos rollenden Groove. „Think about your future but don’t forget your past“, heißt es im Text mit Blick auf das Jahr 2000, in dem Afrika frei und vereint sein sollte. „Diese Songs sind Botschaften für uns im Hier und Heute. Denn es gibt noch so vieles, was verändert werden muss. In Felas Philosophie ist das Tor zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft durchlässig“, schreibt Idris Elba in seiner Einführung zur Box. Nicht nur der Schauspieler erkennt in *„Music Of Many Colours“* ein wegweisendes Album, eine Verschmelzung von Funk und Revolution. Die B-Seite, „Africa - Centre Of The World“, ist eine Hymne auf den Panafrikanismus. Wie oft bei Fela Kuti und seinen vielköpfigen Ensembles wirkt die Musik auch hier wieder wie ein stolzer postkolonialer Waffengang: „Englishmen, they can kiss my ass“, singt Fela, während sich archaische Trommeln mit den Stimmen der Sängerinnen mischen, angetrieben von hart akzentuierenden Bläsern. Eine wilde Trance, über der Ayers’ Vibrafon funkelnde Sterne ausschüttet.

Auch das 1986 veröffentlichte Album *„I Go Shout Plenty!!!“* enthält bloß zwei überlange Stücke. Der Titelsong wurde 1977 aufgenommen, kurz nach dem Überfall der nigerianischen Armee in der Kalakuta Republic, ein Lied der Klage und Trauer. Die Rückseite, „Why Black Man Dey Suffer“, ist ein alter Klassiker von 1971, eingespielt mit Ginger Baker am Schlagzeug. Im Text zeigt sich der Einfluss von Felas Freundin und Muse, der aus dem Umfeld der amerikanischen Black Panthers stammenden Sandra Izsadore. Sie war diejenige, die den verwöhnten Playboy aus einer wohlhabenden, intellektuell aufgeschlossenen Familie politisierte und so letztlich zum Kämpfer machte.


Fela Kuti

Das 1981 im legendären Paradiso von Dub-Meister Dennis Bovell aufgenommene *„Live In Amsterdam“* markiert einen Wendepunkt. Nach dem Ausstieg zahlreicher Musiker (der prominenteste war Tony Allen) firmierte die Band nun als Egypt 80, ab jetzt gehörte auch Sohn Femi am Altsaxofon zur Band. Die Musik ist jazziger, immer wieder explodieren knappe Soli, die von Fela gespielte Orgel drängt in den Vordergrund.

„Stalemate“ zeigt eine ruhigere Seite des Afrobeat, dessen kämpferische Botschaft Atempausen nur selten zuließ. Die Aufnahmen entstanden 1977, unmittelbar vor dem Sturm auf Kalakuta. An der Trompete ist Lester Bowie vom Art Ensemble Of Chicago zu hören, der sich damals für einige Wochen in Nigeria aufhielt.

Idris Elbas Selektion gehört zu den besten der Reihe, denn sie spiegelt auch das politisch-gesellschaftliche Spektrum von Felas Botschaft an die Welt wider. Und selbstverständlich halten auch *„Open & Close“* und *„Opposite People“* das hohe Niveau dieses *„Box Set #6“*.

FOTO: GETTY IMAGES

Tony Bennett & Bill Evans

The Tony Bennett/Bill Evans Album

★★★★½

Neuauflage der kongenialen Jazz-Kooperation

Auf dem Rasen des Weißen Hauses wurden sicher schon schlechtere Ideen geboren als jene, aus der letztendlich dieses Album resultierte. 1962 liefen sich die beiden Protagonisten dort bei einer Jazz-Veranstaltung erstmals über den Weg. Von einer gemeinsamen Freundin wurde ihnen eine Kooperation nahegelegt, die vielleicht keine Umsatzrekorde versprach, aber prinzipielles Interesse weckte. Im Sommer 1975 war es dann endlich so weit. Bennett meinte: „Hör mal, es werden nur wir beide sein - du bringst deine Kumpels nicht mit und ich bringe meine nicht mit!" Lediglich Evans' Managerin Helen Keane als Produzentin und ein hauseigener Toningenieur begleiteten sie für vier Tage in die Fantasy Studios in Berkeley.

Natürlich war Bill Evans für eine schlichte Klavierbegleitung deutlich überqualifiziert, und so flocht er unablässig wunderbar lyrische, fantasiereiche und verspielte Miniaturen zwischen die Gesangsparts, während Tony Bennett sich gewohnt souverän und mit bestechender Phrasierung durch die gemeinsam ausgewählten amerikanischen Jazz-Standards vom Schlage „My Foolish Heart" oder „Days Of Wine And Roses" croonte. Es ist faszinierend zu hören, wie sich in dieser - auf dem Papier doch etwas ungewöhnlich anmutenden - Partnerschaft sofort eine tiefe Vertrautheit einstellt, die das Fundament für ein unaffektiertes, spartanisches Kleinod bildet. A perfect match.

Neun Stücke wurden auf zwei Plattenseiten verteilt. Und ihrem Ansatz folgend beschränkt sich auch die für die „Original Jazz Classics"-Reihe aufgelegte Neuausgabe darauf. Wer unbedingt noch ein paar alternative Versionen braucht, sei auf die CD-Veröffentlichung von 2006 verwiesen. Maß der Dinge ist jedoch diese von Kevin Gray von den analogen Masterbändern geschnittene und bei RTI auf 180-Gramm-Vinyl gepresste Version, die mit beeindruckender Präsenz und Detailschärfe aufwartet. Und ein liebevoll dem US-Original nachempfundenes Tip-on-Cover lässt das Herz noch ein bisschen höherschlagen. *(Craft)* **RONALD BORN**

David McWilliams

Reaching For The Sun - The Major Minor Anthology, 1967-1969

★★★★☆

Knapp vier Dutzend Songs des nordirischen Folkies

Der immer wieder zitierte, fälschlich Andy Warhol zugeschriebene Spruch „In the future, everyone will be world-famous for fifteen minutes" gilt nur bedingt für jene Rock- und Popmusiker, die man als One-Hit-Wonder kennt. Die konnten - wie Dexys Midnight Runners und Soft Cell, Lou Bega oder Norman Greenbaum - nie wieder an den Erfolg ihres einzigen Hits anknüpfen. Aber das hat ihr Selbstbewusstsein selten so angekratzt, dass sie den Job gewechselt hätten.

David McWilliams wurde eine Legende wider Willen, mit einem Song, zu dem ihn die triste Realität seiner nordirischen Heimat inspiriert hatte. Über die Titelfigur in seinem Song „Days Of Pearly Spencer" singt McWilliams: „You walked too far along the street/ Where only rats can run", und er porträtiert sie mit den schon leicht gruselig anmutenden Versen: „Old eyes in a small child's face/ Watching as the shadows race." Das war unter den Folksongs, die er geschrieben hatte, der ausgefallenste - nicht so geläufige Folklore wie „Marlena" oder „Brown Eyed Gal". Die schäbigeren Ecken seiner Heimatstadt Ballymena gleich in den ersten Versen waren kaum weniger trist als die in Ewan MacColls „Dirty Old Town".

Demos, die McWilliams in einem Studio in Belfast aufgenommen hatte, gefielen dem Besitzer des Labels Major Minor Records, Phil Solomon (vorher Manager von Van Morrison und Them), so ausnehmend, dass er als Produzent für Aufnahmen in London Mike Leander verpflichtete - jenen Profi, der für die Beatles „She's Leaving Home" und Marianne Faithfulls „As Tears Go By" arrangiert hatte. Der Einfall, McWilliams den Refrain von „Pearly Spencer" in einer Telefonzelle nahe dem Studio über das Telefon gesungen aufzunehmen, gab diesen Passagen die etwas surreale Ohrwurmqualität. Das Streicherarrangement war noch um einiges unkonventioneller als die für die anderen Songs, die der Folkie damals binnen neun Monaten auf drei LPs veröffentlichte. In diesem Set findet man sie alle wieder sehr gut überspielt. *(Grapefruit)* **FRANZ SCHÖLER**

Katie Melua

Call Off The Search

★★★☆☆

Das Debüt der georgisch-britischen Retro-Jazzerin

Anfang der Nullerjahre war Bar-Jazz der passende Ausgleich zum stressigen Arbeitsalltag. Neben Norah Jones gehörte Katie Melua zu den Attraktionen des Retro-Genres. Ihr Debüt wurde von Pop-Flaneur Mike Batt dirigiert. Er lieh ihr auch seinen Song „The Closest Thing To Crazy", der zum Hit wurde. „Feeling twenty-two, acting seventeen", heißt es darin. Das passte zu Melua, die mit ihren musikalischen und ethnischen Wurzeln Vielfalt anschlug, aber in ihren zwischen schütterem Blues und sentimentalen Klavierballaden driftenden Songs immer auch das in Sachen Liebe und Kunst lernwillige Mädchen durchscheinen ließ. Der Jubiläumsbonus offenbart, dass ihr technisch blitzsauberer Stimmvortrag durchaus von passenden Arrangements abhängig ist. *(BMG)* **MARC VETTER**

Stewart Copeland/ Klark Kent

Klark Kent

★★★☆☆

Solodebüt des Police-Drummers nebst Outtakes

Drummer Copeland muss sich den Titel des besten Police-Instrumentalisten mit Gitarrist Andy Summers teilen, aber zumindest sein Solowerk ist ordentlich (wenn auch nicht so gut wie das ihres Police-Bosses am Bass). Als Klark Kent - Punks setzen Rechtschreibregeln außer Kraft! - veröffentlichte er 1980 als erster „Polizist" ein Soloalbum, alles selbst eingespielt. Nachvollziehbar, denn das Police-Album *„Zenyatta Mondatta"* hatte kaum Platz für Copelands Kompositionen und enthielt doch etliche halb gare Sting-Songs. *„Klark Kent"* vereint Funk mit Punk, ist als Doppel-CD und -LP samt Outtakes etwas über Wert neu aufgelegt, verdient aber Respekt, den Copeland als Multiinstrumentalist bei The Police nie erhielt. *(BMG/ Warner)* **SASSAN NIASSERI**

Laibach

Nova Akropola

★★★½☆

Ein Klassiker des Industrial ist wieder zu haben

Mit einem Topf voller kontaminierter Zeichen - Nazi-Uniformen, Riefenstahl-Posen, röhrende Hirsche - beschäftigt der musikalische Flügel des Kollektivs Neue Slowenische Kunst (NSK) seit 43 Jahren Kritiker, Fans und Philosophen. Slavoj Žižek bescheinigte Laibach schon in den Neunzigern, keine Faschisten zu sein, sondern durch Überidentifikation die Unterseite totalitärer Systeme ans Licht zu bringen und so deren Effizienz außer Kraft zu setzen. Zwei Konzerte in Nordkorea führten 2015 dennoch nicht zum Sturz des Systems. Letztlich machten vor allem die grotesk übersteigerten Coverversionen solider Rocksongs wie „The Final Countdown" und „Live Is Life" Laibach zu einer Marke, die dann von Bands wie Rammstein begeistert kopiert wurde.

Dass trotzdem keiner das Original schlägt, zeigt die um zahlreiche Live-Aufnahmen ergänzte Wiederveröffentlichung des 1985 eingespielten zweiten Albums, *„Nova Akropola"*. Die von Marschrhythmen und Dissonanzen getriebene Musik geht mitunter bis an die Grenzen des Erträglichen. „The first dangerous album of the eighties", urteilte damals die britische „Sounds". Doch es ist nie Lärm um des Lärms willen, sondern eine Auseinandersetzung mit dem postsowjetischen Sozialismus in der Sozialistischen Föderativen Republik Jugoslawien. 1985 war es noch verboten, die slowenische Hauptstadt Ljubljana bei ihrem deutschen Namen Laibach zu nennen - die Band hatte damals Dissidenten-Status. Doch bereits ein Jahr später lud John Peel sie zu einer Session ein.

Mit donnernden Drums und röhrenden Gitarren entspricht „Die Liebe" am ehesten dem späteren Laibach-Sound. In „Država" erklingt die Stimme von Josip Broz Tito - bis zu seinem Tod 1980 der autokratische Staatspräsident von Jugoslawien. Vergangenheit und Zukunft, Volk und Nation sind zentrale Themen. Das Wort „Volk" bedeutet auf Slowenisch übrigens „Wolf" - eine treffende Doppelbedeutung im Hinblick auf das, was ein Volk auch sein kann: ein Rudel Wölfe. *(Cherry Red)* **JÜRGEN ZIEMER**

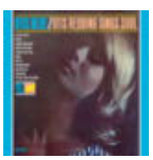
VINYL PICKS

VON WOLFGANG DOEBELING

Chet Baker
Chet
★★★★☆

„The Lyrical Trumpet Of Chet Baker“, verspricht der Untertitel dieses Albums von 1959, und die lyrische Anmutung kommt am besten in balladeskem Ambiente zur Geltung. Und Balladen, deren verführerische Melodieführung dergestalt ausgekostet wird, werden auf *„Chet“* reihenweise geboten, unaufdringlich begleitet von hochkarätigen Musikern wie Bill Evans, Kenny Burrell und Philly Joe Jones. Die Klangqualität des 1994 Maßstäbe setzenden Reissues auf Analogue Productions, inzwischen sündhaft teuer, wird hier nicht ganz erreicht, aber fast. *(Craft)*

Otis Redding
Otis Blue
★★★★½



Otis Reddings drittes und bestes Album kursiert derzeit in mehreren Editionen, darunter eine in Mono auf Sundazed, eine auf transparentem Vinyl und eine auf vier LP-Seiten gestreckte mit 45rpm für ein paar Dollar mehr. Musikalisch verbeugt sich Redding vor seinem Idol Sam Cooke mit gleich drei Coverversionen, stilistisch weit von den Originalen entfernt. Immerhin sang Smoothie Sam stets gefasst, während sich Dynamo Redding expressiv entgrenzte. So auch auf „Satisfaction“, bei dem das Fuzz-Riff der Stones einem hitzigen Bläsersatz übertragen wurde. *(Atlantic)*

Bee Gees
Bee Gees' 1st
★★★☆☆

Bevor sie ihre Lieder überzuckerten, bevor ihr Gesang dem Gemecker von Ziegen zu ähneln begann, und lange bevor sie auf den Disco-Zug sprangen, äußerst erfolgreich zwar, indes ästhetisch schwer verträglich, waren die Newcomer aus Australien hoffnungsfroher Bestandteil einer weltumspannenden Szene: Psychedelia. Und, wie ihre Debüt-LP von 1967 beweist, nicht ohne Meriten. Bereits die ersten Zeilen ihres Hits „New York Mining Disaster 1941“ waren umwerfend, viele Melodien hatten Klasse, und die farbigen, fadenscheinigen Klangbilder gehörten halt dazu, strikt zeitkonform. *(Endless Happiness)*

Gram Parsons und Emmylou Harris

Gram Parsons And The Fallen Angels
The Last Roundup
★★★★☆

Ort des Geschehens: Amoeba Music, ein riesiger Plattenladen in Los Angeles, in dem man beim stundenlangen Stöbern leicht die Zeit vergessen kann. Während des Umzugs in eine andere Lokalität in Hollywood machte man unlängst eine Entdeckung. Die Fundstücke schienen wenig sensationell, ein paar alte Kassetten nur, die aber entpuppten sich nach näherer Prüfung als Schatz, erwiesen sie sich doch als unveröffentlichte und lange verschollene Aufnahmen von Gram Parsons und Emmylou Harris, datierend aus den frühen Siebzigern. Eine Crowdfunding-Aktion mittels Kickstarter brachte fix die nötigen Mittel für die Produktion von Platten auf, und ein Jahr später liegen die nun vor.

Zum Ersten der Soundboard-Mitschnitt eines kompletten Konzerts der legendären Fallen-Angels-Tour. Und nicht irgendeines Gigs, sondern des besten, wie seinerzeit schon Steel-Gitarrist Neil Flanz befand, der sich deshalb das Tape sicherte, dasselbe, das ein halbes Jahrhundert später in Amoeba-Umzugskartons wieder auftauchte und nun auf Doppel-LP vorliegt: „Live From The Bijou Café In Philadelphia, 3/16/73“, so der Untertitel des kostbaren Dokuments. Gram und Emmy sind bereits bestens aufeinander eingestellt, das Repertoire umfasst Tunes von *„GP“*, den Burritos und den Byrds sowie das Stage-Banter dazwischen. Die Klangqualität ist erstaunlich gut, bedenkt man die Umstände, und so beschloss man, die Platte in einer limitierten Auflage von 7500 zum Record Store Day Ende 2023 zu offerieren. Müsste also leicht zu bekommen sein.

Schwieriger und wohl auch kostspieliger dürfte die Anschaffung der drei 10inch-Platten sein, die bislang den Kickstarter-Geldgebern vorbehalten sind. Auf einer finden sich Grams „1969 Home Recordings“ und eine „1973 Live Radio Show Performance, Boston, 3/18/73“, gemeinsam mit Emmylou, featuring „Widowmaker“ und „Sin City“. Die andere kredenzt „1972 Acoustic Home Recordings“, noch ohne Harmony-Stimme, dafür mit Fiddle und Mandoline dank Byron Berline. Die dritte 10inch bietet mit „Don't Let Her Know“ noch einen Take von der Fallen-Angels-Tour, der Rest stammt von Emmylou solo. Es handele sich dabei um „First Album Demos“, steht auf Cover und Label.

Ärgerlicherweise, denn Emmylous Debüt-LP, *„Gliding Bird“*, erschien 1970 auf Jubilee. Davon will die Sängerin freilich nichts mehr wissen, sie verleugnet standhaft ihre frühen Aufnahmen. Nicht weil sie sich ihrer schäme, sagt sie, sondern weil sie „in a different life“ entstanden seien. Selbstverleugnung der nicht ganz unpeinlichen Art. Es sind mithin tatsächlich Emmys „Second Album Demos“ wie „Coat Of Many Colors“ und „Before Believing“, die hier zu hören sind. Und „Norfolk, Virginia“, ein Emmy-Tune, das im Live-Set der Starland Vocal Band zu einiger Bekanntheit kam. *(Amoeba)*

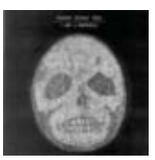
Public Image Ltd
Public Image: First Issue
★★★★☆

Die Sex Pistols und Amerika wurden nie Freunde, es war ein Kratzen und Beißen. Und es hinterließ Narben. Für die Pistols eine Bestätigung, auch der US-Punk musste ja zuerst in London Fuß fassen, bevor man ihn in New York und Los Angeles über Bohemia-Zirkel hinaus zur Kenntnis nahm. John Lydons nachfolgende Combo wurde in den USA erst mal ignoriert, *„First Issue“* dort nicht einmal veröffentlicht, bekommt aber 46 Jahre post festum eine feine Würdigung von einem Luxus-Label, im Gatefold-Cover mit Texten, auf silbern glänzendem Vinyl. *(Light In The Attic)*

X-Ray Spex
Conscious Consumer
★★½☆☆

1995, also 17 Jahre nach der ersten LP von X-Ray Spex, *„Germfree Adolescents“*, erschien ihre zweite und letzte. Ein Reunion-Album, das leider nirgendwo an den ideenreichen, temperamentvollen Vorgänger anknüpfen konnte, obwohl doch Sängerin Poly Styrene, Saxofonistin Lora Logic und Bassist Paul Dean wieder mit von der Partie waren. Sowie an der Gitarre, seinerzeit sehr überraschend, Crispian Mills von Kula Shaker. Erstmals nun auf Schallplatte erhältlich, dürfte *„Conscious Consumer“* zumindest Digi-kritische Fans erfreuen. *(Do Yourself In)*

Bonnie „Prince“ Billy
I See A Darkness
★★★★½



Es ist auch für Bewunderer des großen Songwriters kein Leichtes, den Überblick zu wahren bezüglich der anhaltenden Flut neuer Veröffentlichungen von Will Oldham sowie seines ausufernden Back-Katalogs. Nach fünf LPs und doppelt so vielen Singles unter dem Palace-Moniker trat der unentwegt Kunstschaffende aus Kentucky ab 1998 als Bonnie „Prince“ Billy in Erscheinung, zunächst mit dem überragenden *„I See A Darkness“*, seither mit fast dreißig weiteren Alben und dreimal so vielen Singles und EPs. Für Novizen der optimale Einstieg in ein Werk ohnegleichen. *(Domino/Palace)*

FOTO: GETTY IMAGES

Fargo

The Early Years (1979-1982)

★★★½☆

Die frühen Platten der deutschen Hardrocker

Die Hannoverschen Rocker klapperten seit 1973 die Gemeindehäuser und Jugendzentren der Republik ab, standen dabei aber immer ein wenig im Schatten der Lokalhelden Scorpions, Eloy und Jane. Stilistisch hatten sie mit diesen aber wenig gemein. Ihr Debüt, *„Wishing Well“* von 1979 (★★★☆☆), beugte sich noch einmal über den bereits etwas streng riechenden Heavy Blues von Free und Bad Company, erweiterte das reduktionistische Konzept aber auch um ein paar Zutaten aus Funk, Southern und Westcoast Rock. Ihr Markenzeichen waren Peter Ladwigs sonore, im härteren Rockkontext eigentlich fast zu sanfte Stimme sowie Ladwigs und Hanno Grossmanns selbstbewusste Gitarrenarbeit, die sich mit der internationalen Konkurrenz ohne Weiteres messen lassen konnte. Sie wurden denn auch gern als Support für Hardrock-Bands wie AC/DC oder April Wine gebucht.

Hatte ihnen Klaus Hess von Jane beim Debüt unter die Arme gegriffen, so produzierte Eloy-Kopf Frank Bornemann ihren Nachfolger. *„No Limit“* (★★★½☆) klang vitaler, erneut lehnte sich das Gitarrenduo weit aus dem Fenster und überzeugte mit alerten zweistimmigen Läufen. Für ein ausuferndes Talk-Box-Solo à la Peter Frampton nahmen sie sogar in Kauf, dass die eingängige AOR-Nummer „I'm A Loser“ nicht mehr im Radio gespielt werden konnte.

„Frontpage Lover“ (★★★½☆) widmete sich deutlich offensiver dem zeitgenössischen Hardrock, auch wenn man mit kuriosen Reggae-Parts, der Soul-Ballade „27 Hours A Day“ und einer zu glatten Mainstream-Produktion immer noch eine Grenze zur sich langsam konsolidierenden Heavy-Metal-Kultur zog. Das änderte sich mit dem Einstieg von Tommy Newton an der zweiten Leadgitarre. Das dräuende Intro von *„F“* (★★★½☆) zeigte schon an, dass es jetzt zur Sache gehen sollte. Die Band klang druckvoller, energischer, bei „Hard Attack“ sogar beinahe metallisch, doch aus Ladwig wurde in diesem Leben kein Shouter mehr. Die Transformation zur waschechten Hardrock-Band (Victory) fand dann auch ohne ihn statt. *(Steamhammer)* **FRANK SCHÄFER**

Locas In Love

Winter

★★★★☆

Neuauflage des 2008er-Albums der Kölner Band

Das Konzeptalbum der Kölner steht vielleicht deshalb etwas abseits ihres Werkes, weil es mit seiner feinen Instrumentierung (aufgenommen in beengten, aber anscheinend gut geheizten Wohnzimmern) so unbekümmert eingespielt wirkt. Die mit viel Herzblut gestaltete Neuauflage würdigt die damalige Mitarbeit des 2020 verstorbenen New Yorker Musikers und Künstlers LD Beghtol, der mit den Magnetic Fields *„69 Love Songs“* einspielte und ohne den das grazile Abschlussgedicht der Platte, „Packice“, nicht entstanden wäre. Er gestaltete auch das nun erneut enthaltene Scrapbook. Das beigelegte Büchlein mit Tourtagebüchern ist aber das eigentliche Geschenk. Es versinnbildlicht den Klebstoff, der die Band zusammenhält: Freundschaft. *(Staatsakt/Bertus)* **MARC VETTER**

Holger Hiller

Ein Bündel Fäulnis in der Grube

★★★★½

Radikales Solodebüt des Palais-Schaumburg-Sängers

Das Solodebüt des Palais-Schaumburg-Sängers steht den Veröffentlichungen seiner Band in nichts nach – es ist bloß etwas radikaler, weil die Songs auf Stimme, Sampler und Sequenzer basieren, was in Deutschland 1983 recht ungewöhnlich war. Dazu transportierte Hiller mit dadaistischen Texten Aussagen und Inhalte, die sich von den üblichen Pop-Klischees deutlich unterschieden. „Liebe Beamtinnen und Beamte“ ist ein wilder Avant-Funk-Ritt, der den bürokratischen Tonfall zickig anzieht und wieder abstößt. Der Hit des Albums ist aber „Jonny (du Lump)“: Ein trotzig stampfender Beat, ein wild kreiselnder Kirmesorgel-Sound und Hillers Doo-Wop-Gesang machen den Song zu einem phänomenalen Höhepunkt des deutschen Post-Punk. *(Bureau B)* **JÜRGEN ZIEMER**

Bert Kaempfert

The Bert Kaempfert Decca Collection

★★★★☆

Überfällige Würdigung des Easy-Listening-Meisters

Berthold Heinrich Kämpfert wäre im vergangenen Oktober 100 Jahre alt geworden. Ein willkommener Anlass also, sich an einen Künstler zu erinnern, der nebenbei ein paar talentierte Jungs aus Liverpool als Begleitband für Tony Sheridan rekrutierte und deren gemeinsame Single in Hamburg für sein Mutterlabel Polydor produzierte; an den Mann, dem mit „Wonderland By Night“ der erste Nummer-eins-Hit eines Deutschen in den USA gelang und der einst kokett meinte, er „möchte Musik machen, die nicht stört“.

In Übersee zeichnete Decca für den Vertrieb seiner Platten verantwortlich, die dort unter teils variierenden Titeln und in gelegentlich abweichender Zusammenstellung erschienen. Gleich 23 dieser Studioalben, beginnend mit *„April in Portugal“* (1959) und dem 1970 veröffentlichten *„The Kaempfert Touch“* als Abschluss, werden hier nun erstmals versammelt, erweitert um reichlich Bonustracks und *„Pete Fountain Plays Bert Kaempfert“* als CD-Premiere.

Während in jener Zeit LPs wie *„That Happy Feeling“*, *„Afrikaan Beat And Other Favorites“* oder *„Strangers In The Night“* in den USA regelmäßig die Charts belagerten, standen sie zu Hause zumeist im Schatten der Werke des anderen großen Bandleaders und Arrangeurs, James Last. Das lag keineswegs an der geringeren Zahl an Shoppingmalls und Fahrstühlen hierzulande. Eingespielt von Koryphäen wie Herb Geller, Peter Herbolzheimer und Ladi Geisler mit seinem „Knackbass“, orientierten sich Kaempferts makellose und an Duke Ellington und Benny Goodman geschulte Produktionen von vornherein eher an amerikanischen Hörgewohnheiten. Und seine Steilvorlagen für Frank Sinatra, Elvis Presley oder Nat King Cole wiesen ihn als treffsicheren Beobachter des dortigen Marktes aus.

Die Frage, wer diese 24-CD-Box eigentlich braucht, bleibt nebensächlich angesichts einer ausgesprochen gelungenen und längst überfälligen Würdigung dieses beinahe vergessenen Meisters der gehobenen Unterhaltung. *(Universal)* **RONALD BORN**

Placebo

Live

★★★★☆

Live-Retrospektive in verschiedenen Formaten

Jahrelang hatten Placebo keine Alben mehr veröffentlicht, dann kam 2022 *„Never Let Me Go“*, eine starke Rückkehr als Duo, mit onduliert-queeren Paranoia-Sounds, die Ungewelltes aus der näheren Vergangenheit vergessen ließen. Das erste Live-Boxset der Band versammelt nun in verschiedenen Formaten Auftritte aus Spanien, London und Mexiko, wobei nur der vom Low Festival auch digital erhältlich ist. „Live From The White Room“, aufgenommen in den Twickenham Studios, würdigt die neue LP. Von „This Is What You Wanted“ aus Mexico City gibt es einen berauschenden Mitschnitt auf Bluray. Enthalten sind bei den beiden Tour-Gigs Songs aus allen Karrierephasen. Als Zeugnis der Live-Revitalisierung der Placebo-Energie ein echtes Statement. *(So)* **MARC VETTER**

The Rhythm Of The Rain – 30 Melodic Drops For Cloudy Days

★★★★☆

Die perfekte Compilation für verregnete Tage

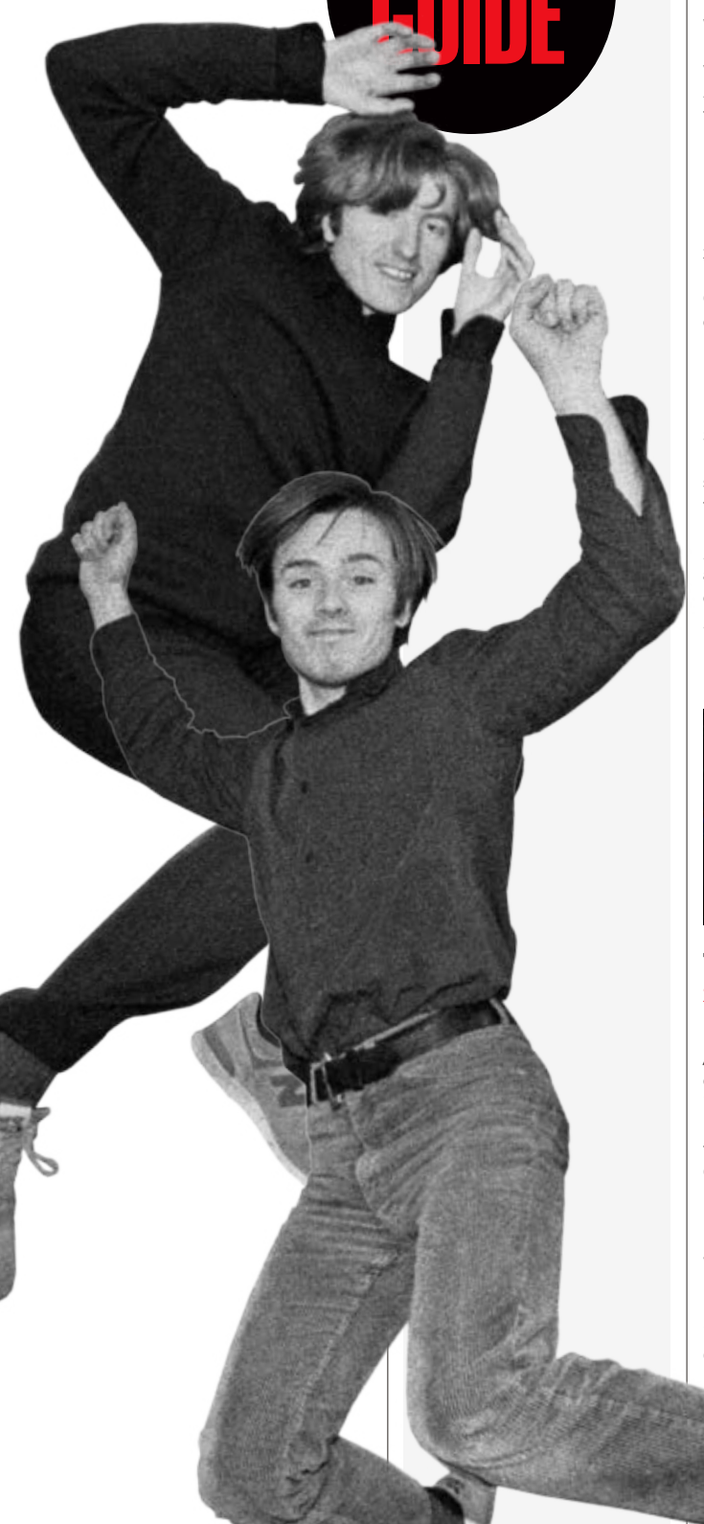
Neben traurig gestimmten Ohrwürmern wie Johnny Rays „Just Walking In The Rain“ oder Carole Kings „It Might As Well Rain Until September“ inspirierte das als Regen bekannte Wetterereignis auch Popsongs in der Tradition von Gene Kellys „Singin' In The Rain“ und Ray Charles' „Come Rain Or Come Shine“ – Regen nicht als Anlass für Tristesse, sondern für vielfältige optimistische Gemütszustände! Neben beliebten Hits wie Irma Thomas' „It's Raining“ und „Raindrops Keep Falling On My Head“ von B.J. Thomas findet man unter diesen 30 Songs zum Thema auch eher obskure Rockabilly- und Blues-Aufnahmen wie Dorsey Burnettes „The Rains Came Down“ – alle exzellent kommentiert von Bill Dahl. *(Bear Family)* **FRANZ SCHÖLER**

Air

Das französische Pop-Duo geht 2024 auf ausverkaufte „Moon Safari"-Tour. Eine Werkschau der Alben von Nicolas Godin und Jean-Benoît Dunckel

Von SASSAN NIASSERI

RollingStone GUIDE



Essenziell

Moon Safari
1998

Der Titel suggeriert, dass per Expedition etwas entdeckt wird, wo es das eigentlich nicht geben kann. Schnell wurde das phänomenale Debütalbum jedoch im Irdischen verortet: in der Clubmusik. Auf Techno, den Rausch der frühen 90er-Jahre, sollte Lounge folgen. Flokati, Luftballons, Chill-out nach dem Rave. Nicolas Godin und Jean-Benoît Dunckel – zwei DJs? Ein Missverständnis. Sie waren zwar mit Elektronikern wie Daft Punk und Étienne de Crécy befreundet, doch wurde erst bei ihrer Tournee allen klar: Air sind Retro-Romantiker, die live mit drei weiteren Musikern auf schweren alten Instrumenten spielen. Und mit Samples wollten sie auch nie mehr arbeiten. Ironischerweise waren die zwei prägnantesten Albumsounds Samples. Der karibische Rhythmus von „La femme d'argent" stammte aus Edwin Starrs „Runnin'", das kratzige Schlagzeug in „Remember" aus dem Beach-Boys-Song „Do It Again".

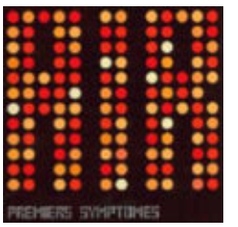
The Virgin Suicides
2000

Nach dem Welterfolg von *„Moon Safari"* widerstanden die Franzosen dem Druck, indem sie ein irreguläres Album vorlegten: die Soundtrack-Auftragsarbeit für Sofia Coppolas Regiedebüt. Der bis heute letzte große Score einer Pop-Band ausschließlich mit Neukompositionen. Eine Verneigung vor Fusion und Horror-Scores der 70er-Jahre; Pink Floyd, Beatles und die italienische Progressive-Band Goblin im Sinn. Orgeln und Sirenengesang, tiefrot, jazzig und samtig, passgenau für Coppolas Verfilmung von Jeffrey Eugenides' Roman über Schwestern, die nach und nach Suizid begehen, ohne dass ihre Eltern verstehen könnten, wieso. Als erstes ihrer Alben führten Air dieses in voller Länge live auf, als einziges hat es später ein Boxset erhalten. „Playground Love" singt Gordon Tracks – dahinter verbirgt sich Phoenix-Sänger Thomas Mars.

10 000 Hz Legend
2001

Wie R.E.M. und Pink Floyd gehören Air zum Club der Drei-Großalben-in-Folge-Künstler. Nur ist bei Air in Vergessenheit geraten, wie aufregend ihre frühe Entwicklung war. Nach dem Lounge-Pop von *„Moon Safari"* und dem Giallo-inspirierten *„The Virgin Suicides"* nun dieses Album, das Kraftwerk-Minimalismus mit Voodoo, Space Rock und Country vereint. Manche bezeichnen *„10 000 Hz Legend"* als Geburtsstunde des „New Prog". Da es seit mehr als zwanzig Jahren aber kein ähnlich klingendes Album gibt, hat es keinen Nachfolger und eigentlich kein Genre begründet. Godin und Dunckel sprechen als lüsterne Außerirdische durch Stimmverzerrer und beschwören das Monster „Mesamedasu, prince from the biomass", das aus „Sex Born Poison" entsteht. Weil sie wussten, dass Mythologien nicht ernst zu nehmen sind, beendeten sie die Lieder mit selbstironischen Pointen. In „Don't Be Light" seufzt Gastsänger Beck: „Aah, wildlife!" und gibt einen Steinzeitmenschen, der nicht weiß, dass *Homo sapiens* seine Existenz Aliens verdankt, die ihn im Fadenkreuz beobachten. Kurz, 2001 gab es kein Album, das erotischer war, paranoider, lustiger – und kühner. Der Versuch eines „Moon Safari 2" wäre leicht gewesen für Air, stattdessen entschieden sie sich, alle Verbindungen zu dem Chill-out-Klassiker zu kappen. Erst nach dem kommerziellen Misserfolg von *„10 000 Hz Legend"* taten sie genau das immer wieder: Ball-Chair-Songs komponieren, die selten an die alte Größe heranreichen – Air richteten sich in ihrer Beauty-Boutique ein.

Lohnend



Premiers Symptômes
1997

Die sensationelle Debüt-EP trug leider mit zum Ruf der frühen Tage bei, Air seien DJs, Arrangeure, Remixer, keine Komponisten. Sicher waren sie Wohnzimmer-Tüftler, die Exotica-Sounds mit Drumcomputer-Rhythmen unterlegten. „Les professionnels" war die Vorarbeit zu ihrem späteren, größten Hit „All I Need" und „Californie" eine Franzosen-Fantasie vom Leben am Venice Beach. „J'ai dormi sous l'eau" immerhin spielen Air heute noch live. Den vertonten Versailles-Spaziergang „Le soleil est près de moi" bezeichnete Godin als ihren besten Song. Wahrscheinlich hat er recht.

Talkie Walkie
2004

Nach dem experimentellen *„10 000 Hz Legend"* übten Air sich in freundlicheren Klängen, was erstaunlich ist – ihr neuer Produzent Nigel Godrich ist nicht für seine Angebote an Musiker bekannt, es im Studio gemütlicher angehen zu lassen. Gleichzeitig feierte Dunckel sein Debüt als Chefsänger – eine streitbare, aber auch charmante Idee, da seine gelispelte Mickey-Mouse-Stimme zu Air passt. Dass *„Talkie Walkie"* ein wütendes Album ist, offenbarte Godin erst im ROLLING-STONE-Interview. Der im Jahr der ersten Mondlandung geborene Musiker fühlte sich betrogen von den Versprechungen des Space Age, einer bevorstehenden All-Erforschung. Songs wie „Biological" oder „Universal Traveler" behan-

FOTO: GETTY IMAGES

deln das exakte Gegenteil: die Erkundung des menschlichen Körpers, die Abenteuerfahrt in die Zellen, die Chromosomen. „XX XY, that's why it's you and me", so einfach und so richtig, der Unterschied zwischen Mann und Frau. Dennoch eine traurige Reiserouten-Entscheidung – Weltraum wäre geiler.

Love 2
2009

Der beste Albumtitel aller Zeiten, oder? 15 Jahre alt und ihre bis heute letzte reguläre Platte, also keine Auftragsarbeit. Godin und Dunckel mögen das Werk nicht – leider. Als Konzeptalbum ist *„Love 2"* so atmosphärisch wie *„Moon Safari"*. Diesmal ging es ins grüne Dickicht, „Night Hunter", „Tropical Disease". „Wir standen unter Strom, was eigentlich toll ist", sagte Godin. „Aber jedes Mal wenn ich heute einen Song aus dem Werk höre, tut mir das weh. Das waren nicht mehr Air." Sehr schade. „Heaven's Light" ist ihr Juwel, ihr Trademark-Song: todessehnsüchtig auf die letzte Reise, aber mit einem Schulterblick – vielleicht doch besser umkehren?

Ergänzend

Pocket Symphony
2007

Godin sprach aus, was alle dachten: Das bessere Air-Album des Jahres war nicht ihres, sondern das von ihnen komponierte *„5:55"* für Charlotte Gainsbourg. „Once Upon A Time" mit seinen Philip-Glass-Miniaturen ist dennoch gelungen, ebenso das instrumentale „Lost Message". Die übrigen zehn Songs hinterlassen Ratlosigkeit. „Space Maker" ist eine reizarme Variation des *„Moon Safari"*-Klassikers „La femme d'argent", und der Mangel an Ideen sollte durch neue Instrumentierungen – Godin erlernte in Okinawa das Spiel auf der Koto und der Shamisen – sowie eine Reihe von Gastmusikern aufgefangen werden, die für diese eher elegische Song-Sammlung allerdings einen Tick zu nervös sind: Neil Hannon in „Somewhere Between Waking And Sleeping" und Jarvis Cocker in „One Hell Of A Party".

FILM

„Air: Eating, Sleeping, Waiting And Playing"

Wie „Meeting People Is Easy" von Radiohead eine eher süffisante Bilanz des Tourlebens, die natürlich stark von kulturellen Gegensätzen lebt, denn die Franzosen müssen sich doch auch auf Tournee in den USA verständigen können. Der von Mike Mills (dem Regisseur, nicht dem R.E.M.-Bassisten) gedrehte Film hat seine Titelzeile dem Air-Song „People In The City" entnommen. Eine mit 75 Minuten kurzweilige Betrachtung ungeahnten Ruhms.

Le voyage dans la lune
2012

In Georges Méliès' Stummfilm „Die Reise zum Mond" (1902) landen Astronomen auf dem Erdtrabanten und kämpfen gegen veitstanzende Eingeborene. Auf Erden werden sie mit einer Parade begrüßt, als wären sie Kriegsveteranen – ein zeitgenössisches Bekenntnis zum Kolonialismus. Air ist mit dem 30-minütigen Score zweierlei gelungen: die Umdeutung eines Klassikers durch nachträgliche, martialische, desillusionierte Musik und, wichtiger, die endgültige Beerdigung eigener Mondfantasien, des süßen Traums jener Moon Safari, der ihnen einst Ruhm bescherte.

Schwächer

Music For Museum
2014

Im Auftrag des Palais des Beaux-Arts de Lille eingespielt, im Rahmen des Projekts Open Museum. Nur 1000 LPs dieser Minimal Music wurden gepresst und sind längst vergriffen. Dass für die Untermalung einer Kunstschau und die sanfte Führung von Museumbesuchern knallende Air-Hits wie „Wonder Milky Bitch", „Sexy Boy" oder „Napalm Love" eher ungünstig wären, ist klar. Aber die reduzierten Dauerloops von „Octogum" oder „Art Tatoo" nerven schwer. Oder ist das Kunst?

Preziosen

Live-Raritäten, B-Seiten und Solo-Projekte

„Highschool Lover"

Die Versailler Freunde von Phoenix spielten die Zeitlupen-Traumballade neu ein, als Rollerball-Disco-Stück mit Queen-Gitarren.

„Melissa"

Godin und Dunckel coverten bei ihrer 1998er-Tournee dieses Softerotik-Stück von Francis Lai, das Original ist auf dem „Bilitis"-Soundtrack von 1977. Auf derselben Tournee nutzten Air auch John Williams' Titelmelodie von „Unheimliche Begegnung der Dritten Art" als Intromusik – Daft Punk machten es ihnen neun Jahre später auf der Bühne nach.

„Cosmic Bird"

Auf dem 1997er-Sampler *„Source Lab 3"* sind nicht nur French-House-Perlen wie „Faithfull" von Fantom enthalten, sondern auch diese Air-Koop mit Electro-Pionier Jean-Jacques Perrey.

„Jeanne"

Auch diese Zusammenarbeit mit einem Idol sicherte sich das Duo, als es noch ganz grün hinter den Ohren war. Chansonsängerin Françoise Hardy sang für sie das todtraurige Lied über ein It-Girl, das zu hoch hinauswollte und am Leben zerbrach.

„Home"

Eine weitere Adelung, schon bevor Air bekannt wurden. Für Depeche Mode fertigten sie 1997 einen Remix von „Home" an, dessen Arrangement die Briten gar für ihre Live-Version nutzen würden. Die klingt so, als säßen Martin Gore und Dave Gahan in einem Eames Chair.

„Concrete And Glass"

Aufgeblasenes Soloalbum von Nicolas Godin von 2020, in dem er Liebesbriefe an Architekten singt. Eine Backgroundsängerin jauchzt orgiastisch: „Mies van der Rooo-he!"

„Darkel"

Jean-Benoît Dunckels Solodebüt von 2006. Erster Hinweis darauf, dass die cremigen Air-Melodien hauptsächlich von ihm stammen und die technischen Extravaganzen von Godin. „How Brave You Are" und „My Own Sun" sind die herausragenden Stücke.

„Close Your Eyes"

Das letzte Lebenszeichen aus dem Studio liegt neun Jahre zurück. Eine Zusammenarbeit mit Jean-Michel Jarre, für dessen Gastkünstler-Album *„Electronica 1: The Time Machine"*. Erstaunlich, wie sehr sich diese Electronica-Experten gegenseitig auf den Füßen herumstehen: Auf eine Soundschicht von Jarre lagern Air ihre, und auf diese wiederum lagert Jarre seine, und auf seine ...

Weitere Texte über Air finden Sie auf der Website rollingstone.de

Air im Studio

FOTO: GETTY IMAGES

Konzerte

Leila Bordreuil

SONNE, SINNIEREN, SCHWELGEN

Und gleich wieder von vorn: Das schönste Festival des Winters findet auf Madeira statt

Von NIKTA VAHID-MOGHTADA

Ponta do Sol, ein Ort wie aus dem Bilderbuch, klebt in einem engen Tal an der Steilküste im Südwesten Madeiras. Es gibt eine Tankstelle, die zugleich ein Supermarkt ist, und eine Handvoll Restaurants, die allesamt kein Maß für Knoblauch kennen. Das Klima ist gelenkschonend mild, der inseltypische Madeirawein angenehm kühl. An der Strandpromenade werden Palmen und Drachenbäume mit blinkenden Lichterketten geschmückt, opulente Kunststoff-Weihnachtsmänner und kitschüberladene Krippenspiele aufgestellt. Es weihnachtet gar sehr, aber deshalb sind wir nicht hier.

Zum 19. Mal schon bringt das MadeiraDig Festival, wie stets im Dezember, diverse Flugzeugladungen musikvernarrter Menschen mit fettem CO_2-Abdruck auf die portugiesische Frühlingsinsel mitten im Atlantik. Auf dem Programm: ein Best-of aus experimenteller zeitgenössischer Nischenmusik. In diesem Jahr machen Aires & Canadian Rifles mit Ambient, Drone und Noise den Anfang. Die Künstler stammen von Madeira – ebenso wie einige der Field Recordings, die sie in ihren Songs abstrahieren.

Am folgenden Tag begeben auch wir uns raus aufs Feld. Mit Reisebus und Klassenfahrt-Feeling geht's in den in Nebel gehüllten Lorbeerwald nach Fanal, einen subtropischen Regenwald aus dem Tertiär, wie er mystischer kaum sein könnte: die Bäume von Moos überzogen, die Wiesen saftig grün und die frei grasenden Kühe so zahm und stoisch, dass sie sich auch vom hundertsten Großstädter streicheln lassen.

Am Abend geht es mit Cellistin Judith Hamann und Sängerin Sofia Jernberg weiter. Nicht in Ponta do Sol, sondern in der eigentlichen Festival-Hauptlocation Casa das Mudas im Nachbarort Calheta, einem Kulturzentrum, das unter anderem ein Museum für zeitgenössische Inselkunst beherbergt. Die Schwedin Sofia Jernberg liefert einen Stream of Consciousness in Stimmform ab, trällert, jauchzt und frohlockt, fiept, tschilpt, dass es nur so in den Ohren rauscht. Während einige schon während des Konzerts den Saal verlassen, geben andere beim Schlussapplaus Standing Ovations. Zusammen mit Judith Hamann geht der Abend über in einen Tango aus sanftem Cello, Drones und Jernbergs durchdringender Stimme.

MadeiraDig
Ponta do Sol, Madeira
★★★★½

Und so vergehen die Tage in einem Loop aus frischem Obstsalat zum Frühstück (die Bananen und Papayas natürlich lokal und bio), Siesta am Beach, Wanderungen, Siesta am Hotelpool, melancholischem Sinnieren zur untergehenden Sonne und Dahinschwelgen bei Konzerten. An einem Abend spielt die Londoner Komponistin und Produzentin Beatrice Dillon eines ihrer Sets zwischen UK-Bass, House und zeitgenössischer Musik. Der New Yorker Gitarrist Alan Licht, der schon mit Lee Ranaldo und Nels Cline gespielt hat, greift in sein Repertoire aus fragilen Gitarren-Loops, in denen er sich beim Spielen schier zu verlieren scheint. Ein weiteres Highlight folgt tags darauf mit Leila Bordreuil und einem etwa einstündigen Cello-Noise-Set. Bordreuil spielt ihr Instrument nicht bloß, sie macht einen ebenbürtigen Tanzpartner daraus, aus dem sie unter vollem Körpereinsatz alle nur denkbaren Extreme hervorkitzelt.

Wer nach den Konzerten noch Energie hat, trinkt in einer der wenigen Bars einen Absacker oder steigt in einen Fahrstuhl, der zu einem Hotel in Ponta do Sol führt. Dort, ganz oben auf einer Klippe, finden vor atemberaubender Kulisse fast jeden Abend die After-Show-Partys statt. Da guckt man bedächtig auf den im nächtlichen Schwarz rauschenden Atlantik, um festzustellen, wie surreal das Ganze doch ist. Aber genauso plötzlich, wie der Zauber begonnen hat, ist er gute vier Flugstunden später wieder vorbei. Bis zum nächsten Jahr.

FOTO: ROLAND OWSNITZKI

The Libertines
The Albion Rooms, Margate
★★★★☆

EIN SONNTAGMITTAG IM DEzember auf der Eastern Esplanade in Margate. Die Elemente, denen das von einer schweren Nacht erwachte menschliche Leben sich stellt, manifestieren sich in verschiedenen Noten von Feucht und Grau. Das Meer, das zwei Steinwürfe entfernt an die Küste klatscht, geht nahtlos in den Himmel über. Am Tag zuvor haben die Libertines unten in der Lido Cliff Bar gespielt, später war in einem Club namens Justine's aus einem angekündigten DJ-Set noch ein spontaner Gig geworden, und jetzt steht eine akustische Matinee auf dem Programm: in den Albion Rooms, Hotel, Hauptquartier und Studio der Band. Am Kellereingang des viktorianischen Reihenhauses verteilt eine Frau in schwarzem Anorak die Eintritts-Armbändchen. „Nur dass ihr Bescheid wisst", sagt sie, „es wird eine Open-Air-Show. Das gibt der Sache einen Hauch von Risiko." Tatsächlich wird das Konzert nicht etwa in der Basement Bar, sondern im geschotterten Backyard des Gebäudes stattfinden, vielleicht um die Band einstweilen noch vom Alkohol fernzuhalten.

Unter dem fraglichen Schutz eines fragilen grünen Partyzelts singt die Vorband Itchy Feet Satirisches über „hype bands", während sich ein nüchterner Peter Doherty in schwarzem Schlapphut und Mantel unbehelligt in den engsten Kreis der Fan-Gemeinde (an die sechzig, siebzig Leute) mischt. Demonstrativ nonchalant kultiviert man die hierarchiebefreite Beziehung zwischen den gealterten Boys in the Band und ihrem großteils deutlich jüngeren Publikum. Kein Jauchzen oder Klatschen, als Doherty schließlich allein auf die Bühne stolpert und eine Weile rast- und ziellos auf Gitarre und Bass herumklimpert. „Weiß auch nicht, wo die anderen bleiben", sagt er ins Mikro. Als John Hassall, Carl Barât und Gary Powell schließlich zu ihm stoßen, befreit sich der Himmel über Margate von seinem Übergewicht. Der kalte Winterregen stellt die Loyalität der Versammelten, aber auch das sich wie ein Segel wölbende Partyzelt auf eine harte Probe, und die Band wirft sich mit einer windschiefen Version der ersten Single vom kommenden Album, „Run Run Run", den Böen entgegen.

Wie sich herausstellt, bedeutet „acoustic gig" in der Welt der Libertines bloß, dass Doherty eine akustische Gitarre spielt, was Barâts Riffs noch etwas nackter und quengeliger als sonst klingen lässt. Wie kein anderer Act ihrer Größenordnung widersteht diese Band auch nach über zwei Jahrzehnten im Business heroisch den Konventionen des Professionalismus. Wann immer man einen alten Gassenhauer wie „Don't Look Back Into The Sun" oder „What A Waster" anstimmt, hält der Chor der Fans den Song zusammen. Neue Nummern wie „Merry Old England", „Mustangs", „Oh Shit", „Night Of The Hunter" und das von Bassist Hassall geschriebene „Man With The Melody" gewinnen in diesem Rahmen wiederum eine geradezu physisch greifbare Unmittelbarkeit – schließlich sind wir nur eine Backsteinmauer von dem Übungsraum entfernt, in dem sie ihre Form angenommen haben. Und die Menschen, deren Geschichten sie erzählen, stehen einander auf gleicher Höhe gegenüber, im strömenden Regen bzw. unter dem merklich undicht werdenden Zelt.

„Glauben wir an die Demokratie oder an eine gutartige Diktatur?", fragt Doherty etwa in der Mitte des Sets. „Demokratie? In Ordnung! Wer will, dass wir neue Nummern spielen, sagt ‚Aye', wer die alten Songs hören will, sagt ‚Nay'." Die Reaktion des Publikums („Nay!!!") ist eindeutig. „Gut", sagt der alte Schelm, „die ‚Ayes' gewinnen." **ROBERT ROTIFER**

The Libertines

FOTO: CRISTINA MASSEI

Vive la Fête
EM2, Groningen
★★★★½

BIG IN BENELUX! WÄHREND FÜR Vive la Fête in Deutschland die Ampeln immer noch auf Gelb stehen, begoss das Duo im französischen und niederländischen Sprachraum derweil sein 25-jähriges Bühnenjubiläum. So auch in einer überdimensionalen Blockhütte mit Silvester-Deko und Kronleuchtern im Industriegebiet Groningens. Die lokale Vorband Waterleaf zeigte vorab, was man alles aus den Achtzigern miteinander verknüpfen kann: Martha And The Muffins, New-Order-Bass, Orange-Juice-Gitarre – liebenswert! Was hier eher dem Zufall zugeschrieben werden sollte, ist bei Vive la Fête natürlich Kalkül. Der ehemalige dEUS-Bassist Danny Mommens, hier federführend an der Gitarre, und seine Freundin Els Pynoo haben ihr Genter Allerlei bis ins letzte Detail ausgeklügelt. Nach dem üblichen Intro „An der schönen blauen Donau" von Johann Strauss stürzte man mit „Nuit Blanche" sofort in die Party.

Mommens präsentierte sich als erwachsene Version von Bobby Gillespie, während Els als jüngere Debbie Harry in einem langen weißen Tutu zur Tanzmaschine mutierte – mit dem Kleinmädchen-Charme einer Lio, aber gleichzeitig mit der Abgezocktheit einer Dame aus Groningens Rotlichtstraße Nieuwstad! Der Rest der Band, wie immer zu dritt, trug Augenbinden wie aus einem Londoner Fetisch-Club der frühen Achtziger. „Tokyo" brillierte mit Soft-Cell-artigen Synth-Lines, und „Quatsch" diente als Hinweis darauf, warum Karl Lagerfeld die Musiker so schätzte. Er wird die Zeile „Was soll das hier mit der Quatsch?" und die herausgebrüllte Antwort „Ich weiß es auch nicht!" geliebt haben! Hallo DAF!

Neben New-Wave-Synthiepop und EBM schimmerten auch immer wieder Europop-Passagen durch. So wurde auf halber Strecke „Living On Video" gecovert – selbstredend als „Vivre sur vidéo". Anne Clark, Plastic Bertrand, Les Rita Mitsouko – alle mit an Bord! Und schließlich die berühmten Lene-Lovich-Kiekser! Der Zugabenblock wurde von Gershon Kingsleys Instrumental „Popcorn" beherrscht, derweil Els sich am Tamburin austobte. „2005" beendete die Festlichkeiten offiziell, bevor Mommens allein kurz „Psycho Killer" anstimmte und ein lokaler Spinner mit ihm „Eisbär" sang. Alle wollten nun die Band noch berühren. Exactement: An diesem Abend war genügend Lametta. **FRANK LÄHNEMANN**

RS PRÄSENTIERT

OMD

OMD

Die britischen Synth-Pop-Pioniere zählen zu jener raren Künstler-Spezies, die in Kritikerkreisen ebenso hohe Anerkennung genießt wie unter Musikerkollegen - und feiern zugleich mit 40 Millionen weltweit verkauften Tonträgern auch kommerzielle Erfolge. Dabei ruhen sich OMD (die geläufige Kurzform für Orchestral Manoeuvres In The Dark) mit den Gründervätern Paul Humphreys und Andy McCluskey nicht auf den Lorbeeren der frühen 80er-Jahre aus. Mit ihrem 14. Album, *„Bauhaus Staircase“*, stellte das Duo im letzten Jahr seine politisch ambitionierteste Platte vor.

www.wizpro.com

29.01.2024 **Jena**, Sparkassenarena // 30.01.2024 **Offenbach**, Stadthalle // 31.01.2024 **Frankfurt**, Jahrhunderthalle
01.02.2024 **Düsseldorf**, Mitsubishi Electric Halle // 02.02.2024 **Hamburg**, Sporthalle
03.02.2024 **Chemnitz**, Stadthalle // 11.02.2024 **Leipzig**, Haus Auensee // 12.02.2024 **Berlin**, Tempodrom

Beirut

Hinter der Weltmusik und Indie-Folk fusionierenden Band steht Sänger, Multiinstrumentalist und Mastermind Zach Condon, der sich klanglich zuletzt von einer norwegischen Kirchenorgel inspirieren ließ.
www.bta.com

16.02. und 17.02.
Berlin, Tempodrom

Kitty Liv

Kitty, Daisy & Lewis, ihre Stamm- und Familienband, ist für die Mischung aus R’n’B, Swing, Blues und Folk bekannt. Auf Solopfaden folgt Kitty Durham dem musikalischen Ruf von Roots und Neo-Soul.
www.fkpscorpio.com

07.03. **Berlin**, Quasimodo
08.03. **Hamburg**, Nochtwache
09.03. **Münster**, Hot Jazz Club
10.03. **Köln**, Artheater

Tom Odell

Der Indie-Folk-Star zählt Singer-Songwriter-Größen von Bowie über Dylan bis Waits zu seinen Vorbildern, mag aber auch Coldplay.
www.fkpscorpio.com

24.03. **Köln**, Palladium
25.03. **München**, Zenith
30.03. **Hamburg**, Sporthalle
31.03. **Berlin**, Velodrom
01.04. **Frankfurt**, Festhalle

Thundercat

Nach einer Single-Zusammenarbeit mit Tame Impala präsentiert der zweifache Grammy-Gewinner Stephen Lee Bruner alias Thundercat seine Progressive-R&B-Visionen live.
www.kj.de

13.04. **Berlin**, Columbia Halle
14.04. **Hamburg**, Docks
15.04. **Frankfurt**, Batschkapp
16.04. **Köln**, Live Music Hall

FOTO: ED MILES

Moka Efti Orchestra & Benno Fürmann

Die Lesung der Buchvorlage zur TV-Erfolgsserie „Babylon Berlin“ wird musikalisch adäquat untermalt.
www.fkpscorpio.com

25.02. **Dresden**, Konzertsaal im Kulturpalast Dresden
04.03. **Hamburg**, Deutsches Schauspielhaus
05.03. **Berlin**, Theater des Westens
06.03. **Mainz**, Rheingoldhalle

Madeline Juno

Nach herbstlicher Akustik-Tour präsentiert die deutsche Sängerin und Songschreiberin im Frühjahr neues Material live.
www.neuland-concerts.com

07.04. **Leipzig**, Täubchenthal
08.04. **Nürnberg**, Hirsch
09.04. **München**, Technikum
11.04. **Stuttgart**, Im Wizemann
12.04. **Saarbrücken**, Garage
14.04. **Frankfurt**, Zoom
15.04. **Köln**, Gloria
16.04. **Dortmund**, FZW
18.04. **Osnabrück**, Popsalon Festival
19.04. **Hannover**, Capitol
20.04. **Oldenburg**, Kulturetage
22.04. **Hamburg**, Große Freiheit 36
23.04. **Berlin**, Huxleys

Cat Power

Kein gewöhnliches Konzert, sondern die tolle Tribute-Darbietung „Cat Power Sings Dylan“ erwartet uns hier in exklusivem Rahmen.
www.bta.com

23.04. **Berlin**, Admiralspalast
24.04. **Frankfurt**, Mozartsaal (Alte Oper)

Pretenders

FOTOS: DEAN CHALKLEY, KI PRICE

Hans Zimmer

Der mehrfache Grammy- und Oscar-Preisträger, zu dessen Werk Score-Arbeiten für „Rain Man“, „Thelma & Louise“, „Black Hawk Down“ und unlängst „Dune“ zählen, inszeniert seine Filmmusiken wieder live mit Band und Orchester.
www.semmel.de

09.03. **Berlin**, Mercedes-Benz Arena
10.03. **Hamburg**, Barclays Arena
12.03. **Köln**, LANXESS arena
15.03. **Frankfurt**, Festhalle Frankfurt
16.03. **Stuttgart**, Hanns-Martin-Schleyer-Halle
17.03. **Oberhausen**, Rudolf-Weber–Arena
20.03. **Hannover**, ZAG Arena
22.03. **München**, Olympiahalle München
23.03. **Nürnberg**, ARENA NÜRNBERGER Versicherung
24.03. **A-Wien**, Wiener Stadthalle – Halle D
28.03. **CH-Zürich**, Hallenstadion Zürich

Kettcar

2017 veröffentlichte die Band *„Ich vs. Wir“*, ihr bestes und zeitgeistig immer noch aktuelles Werk, das, neben anderen unverzichtbaren Songs aus dem Kettcar-Katalog, sicherlich auch live einen bleibenden Setlist-Stellenwert haben wird, bevor bald Neues folgt.
www.fleetunion.com

11.04. **Saarbrücken**, Garage
12.04. **Wiesbaden**, Schlachthof
13.04. **Oberhausen**, Turbinenhalle
14.04. **Bremen**, Pier 2
16.04. **Hannover**, Capitol
17.04. **Leipzig**, Haus Auensee
18.04. **München**, Tonhalle
19.04. **Köln**, Palladium
20.04. **Berlin**, Columbiahalle
21.04. **A-Wien**, Arena
23.04. **Erlangen**, E-Werk
24.04. **Stuttgart**, Im Wizemann
25.04. **Bielefeld**, Lokschuppen
26.04. **Dresden**, Schlachthof
27.04. **Hamburg**, Sporthalle

Marika Hackman

Die Britin ist zu einer Alternative-Pop-Sängerin avanciert, die sich mit Sexualität und Feminismus auseinandersetzt. Nach einem Cover-Exkurs von Grimes bis Elliott Smith präsentiert sie im Studio und live nun neue Songs.
www.fkpscorpio.com

11.04. **Berlin**, Hole44
12.04. **Hamburg**, Molotow
14.04. **Köln**, Artheater,

Kitty Liv

Bernhard Eder

Als Singer-Songwriter fand der studierte Jazz-Sänger seine wahre musikalische Heimat in Folk und Pop. Dabei evoziert er Elliott Smith und Nick Drake.
www.bernhardeder.net

05.02. **A-Wien**, TAG
22.02. **A-Salzburg**, Arge, Salzburg
23.02. **A-Wörgl**, Komma
24.02. **A-Innsbruck**, Die Bäckerei,
29.02. **München**, Kap Schaufenster
01.03. **Traunstein**, Kulturforum Klosterkirche
16.03. **A-Hausruck am Haag**, Mülikoasahof
26.03. **Kleinmachnow**, Neue Kammerspiele
27.03. **Berlin**, Monarch
28.03. **Hamburg**, Deichdiele

Lucinda Williams

Mit einer sechsteiligen Tribute-Konzert-Streaming-Reihe huldigte Williams während der Pandemie alten Helden wie Tom Petty und Bob Dylan. Zurück auf Tour steht wieder Williams’ Werk im Fokus.
www.fkpscorpio.com

05.03. **Hamburg**, Markthalle
06.03. **Berlin**, Huxleys
08.03. **Köln**, Carlswerk Victoria
11.03. **München**, Werk7

Black Pumas

Der Psychedelic Soul des Grammy-nominierten Duos aus Austin/Texas ist in der Tat preisverdächtig.
www.fkpscorpio.com

19.03. **Hamburg**, Docks
20.03. **Berlin**, Verti Music Hall
21.03. **Köln**, Carlswerk, Victoria

The Jesus And Mary Chain

Die schottische Band um die Gebrüder Reid zählt zu den Wegbereitern des Shoegazing-Genres.
www.goodliveartists.com

09.04. **Hamburg**, Markthalle
11.04. **Berlin**, Huxleys
12.04. **Köln**, LMH
20.04. **Heidelberg**, Halle O2

Pretenders

Nach zwei gefeierten Shows im Vorjahr kehrt die Band um Chrissie Hynde im Frühjahr zu uns zurück.
www.fkpscorpio.com

15.03. **Hamburg**, Große Freiheit 36
17.03. **Berlin**, Metropol
20.03. **Frankfurt**, Batschkapp
23.03. **München**, Muffathalle
24.03. **Köln**, Live Music Hall

AKTUELLE TERMINE GIBT ES AUF
www.rollingstone.de

SEXUALITÄT UND ERKENNTNIS

Diese moderne Frankenstein-Variation ist ein Meisterwerk

Von THOMAS HUMMITZSCH

Emanzipationsgeschichte: Stone und Ruffalo

Es ist eine seltsame Welt, in der Dr. Godwin Baxter sich eingerichtet hat. Durch seine viktorianische Villa im London des späten 19. Jahrhunderts watscheln ungewöhnliche Wesen. Darunter eine junge Frau, die zurückgeblieben scheint: Bella Baxter stolpert durch die Welt; statt zu sprechen, brabbelt sie vor sich hin. Ihren Körper bewohnt ein Kleinkind, und ihr „Vater" ist daran alles andere als unschuldig, wie man im Laufe dieses epochalen Meisterwerks von Yorgos Lanthimos erfährt.

Sein Leben hat Baxter ganz der Forschung gewidmet, Bella ist sein neuestes Experiment. Im Stil eines modernen Prometheus hat er ihrem früheren Ich, das sich in der Eingangssequenz in die Themse stürzt, neues Leben eingehaucht. Nun beobachtet er, wie seine Schöpfung der Welt begegnet. Dafür holt er sich einen seiner Studenten ins Haus, der Bellas Entwicklung beobachten und dokumentieren soll. Der stellt bei der jungen Frau eine unbändige und unvoreingenommene Neugier auf die Welt fest und verliebt sich in sie.

Godwin fürchtet um seinen Einfluss und lässt durch den windigen Anwalt Duncan Wedderburn einen Verlobungsvertrag aufsetzen. Der selbstgefällige Jurist wiederum macht in der attraktiven Bella das Ziel seiner Begierden aus und überredet sie, ihn auf eine Geschäftsreise nach Lissabon zu begleiten. Der Ausflug wird zu einem Trip der Ausschweifungen und Eskapaden. Denn neben den „wilden Reiterspielen" mit Wedderburn, mit denen Bella begeistert ihre Sexualität entdeckt, hält die Welt unendlich viele Reize für sie bereit. Sie begegnet ihnen mit kindlicher Neugier und offenem Herzen, kostet von jeder Verlockung, die sich ihr bietet. Ganz die Tochter eines Wissenschaftlers, nutzt sie die Welt als Experimentierfeld und liefert sich ihr ohne Vorbehalt aus.

Dem ebenso selbst- wie eifersüchtigen Anwalt ist das alles zu viel. Er will Bella für sich und entführt sie auf ein Kreuzfahrtschiff. Die Reise führt Bella nach Alexandria, wo ein junger Mann sie mit den Abgründen der Welt konfrontiert. Das stürzt sie in eine Krise und Wedderburn in den Ruin. Die beiden stranden mittellos in Paris, wo sich ihre Wege trennen. Um zu Geld zu kommen, heuert Bella in einem Bordell an. Die schrägsten Figuren der Stadt werden sich mit ihr vergnügen, bei jedem lernt Bella etwas über sich und die Welt. Und sie stößt auf ein Geheimnis, das sie mit ihrem früheren Leben verbindet. Das Schicksal führt sie zurück nach London, wo sie sich nicht nur von ihrem „God"-Vater verabschieden, sondern sich zwischen ihrem alten und ihrem neuen Leben entscheiden muss.

Poor Things

Emma Stone, Willem Dafoe, Mark Ruffalo

Regie: Yorgos Lanthimos

KINOSTART: 18.1.

★★★★★

Der mit dem Goldenen Löwen ausgezeichnete Film des dreifachen Oscar-Kandidaten Yorgos Lanthimos („The Killing Of A Sacred Deer", „The Lobster", „The Favourite") ist unterhaltsame Irrfahrt, packende Emanzipationsgeschichte und skurrile Frankenstein-Variation in einem. Lanthimos hat seine Tragikomödie in eine vollkommen artifizielle Welt getaucht. Das Dekor funkelt im Licht des viktorianischen Futurismus, die Kostüme sprühen vor Kreativität, und die visuelle Ästhetik greift den Surrealismus der Erzählung kongenial auf. Das alles wäre aber nichts ohne ein Ensemble, das diese abgefahrene Geschichte zum Niederknien belebt. Willem Dafoe, Mark Ruffalo und Ramy Youssef glänzen in ihren charismatischen Nebenrollen, und über allen schwebt eine glänzende Emma Stone. So bedeutungsvoll jeder Blick, jede Geste, jede Bewegung ist, so natürlich wirkt das alles bei ihr. Ihr unmittelbares Spiel verankert diese hochfliegende Geschichte in der Wirklichkeit.

„Poor Things" ist ein unerschrocken konsequentes und künstlerisch visionäres Meisterwerk. Für Filme wie diesen wurde das Kino erfunden.

FOTO: DISNEY

The Holdovers

Paul Giamatti, Dominic Sessa
Regie: Alexander Payne
★★★★☆

An der elitären Barton Academy herrscht kurz vor Weihnachten 1970 Festtagsstimmung. Doch das kann einen verbitterten Lehrer wie Paul Hunham nicht davon abhalten, seinen Schülern mit unversöhnlicher Strenge noch ein paar Lektionen zu erteilen. Als der Althistoriker die letzte Klausur des Jahres austeilt, hagelt es miese Noten. Weil er auch den Sohn eines der wichtigsten Stifter des Elite-Internats nicht verschont, verdonnert ihn der Direktor der Schule, über die Weihnachtstage auf eine Handvoll Schüler aufzupassen, die nicht nach Hause fahren können. Statt in Ruhe in Marc Aurels „Selbstbetrachtungen“ zu versinken, muss er nun Schüler betreuen, und er verpasst ihnen einen gnadenlosen Drill aus Bibliotheksarbeiten und Freiluftsport. Ein glücklicher Zufall erlöst vier der fünf Jungs von diesem Schicksal. Übrig bleibt nur der aufmüpfige Angus, dessen Mutter lieber in die Flitterwochen mit seinem Stiefvater startet, als Weihnachten mit ihrem Sohn zu verbringen. Gemeinsam mit Schulköchin Mary und dem allseits verhassten Lehrer bleibt er allein auf dem verschneiten Campus zurück. Aus der Schicksalsgemeinschaft wird über die Tage eine Ersatzfamilie, in der das ungleiche Trio nicht nur zueinanderfindet, sondern auch füreinander einsteht. Der mürrische Hunham füllt dabei die Lücke, die Angus’ abwesender Vater hinterlassen hat, während Mary in der Fürsorge für den Lehrer und seinen Schüler Trost über den Tod ihres eigenen Sohns findet.

Der zweifache Oscar-Gewinner Alexander Payne („Sideways“, „The Descendants - Familie und andere Angelegenheiten“) präsentiert mit „The Holdovers“ eine so menschliche wie unterhaltsame Komödie, die von einem großartigen Ensemble getragen wird. Dabei beweist er einmal mehr sein intuitives Gespür für Atmosphäre und Timing, Ausstattung und Musik. „Das Leben ist wie eine Hühnerleiter: beschissen und kurz“, heißt es an einer Stelle. Besser kann man die Tragikomödie der menschlichen Existenz nicht beschreiben. *(Kinostart: 25.1.)* **THOMAS HUMMITZSCH**

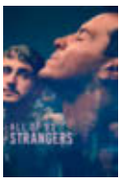
Stella. Ein Leben.

Paula Beer, Jannis Niewöhner
Regie: Kilian Riedhof
★★★☆☆

Stella Goldschlag träumt davon, „ein Glanz zu werden“. Zumindest passt dieses Zitat aus Irmgard Keuns Roman „Das kunstseidene Mädchen“ auf die Protagonistin in Kilian Riedhofs „Stella. Ein Leben.“. Auch der Film beginnt schillernd, die Typografie der Titelsequenz besteht aus funkelnden Pailletten, der Jazz brodelt. Die 18-jährige Stella lebt in Berlin und träumt von einem Durchbruch als Jazz-Sängerin, am liebsten in New York. Doch es ist 1940, die Nazis sind an der Macht, und sie ist Jüdin. Als ihr Ehemann verhaftet und deportiert wird, muss sie mit ihren Eltern untertauchen. Bald lernt sie den Passfälscher Rolf kennen, und gemeinsam schlagen sie sich mit Geschäften auf dem Schwarzmarkt durch. Aber als sie von der Gestapo verhaftet wird, muss sie selbst zur Täterin werden, um zu überleben.

Basierend auf wahren Begebenheiten erzählt „Stella. Ein Leben.“ von den brutalen Auswirkungen des nationalsozialistischen Systems. Kilian Riedhof nimmt sich Zeit, seine Hauptfigur einzuführen, zeigt sie als talentierte und lebensfrohe Frau, die versucht, sich Freiheiten zu erkämpfen. Und er zeigt, wie der Faschismus sie immer weiter bedrängt und bedroht, bis sie selbst Teil des Systems wird. Man spürt, dass er akribisch recherchiert hat, um sicherzugehen, dass man die Beweggründe für Stellas Entscheidungen in all ihrer pervertierten Logik nachvollziehen kann. Denn natürlich stellt der Film genau diese Frage an sein Publikum: Wie weit würdest du gehen, um zu überleben?

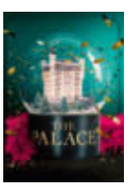
Hauptdarstellerin Paula Beer gelingt es, die moralische Ambivalenz ihrer Figur durchgehend aufrechtzuerhalten und glaubwürdig zu vermitteln. Spannend wird es jedoch, wenn Stella diese Arbeit nicht nur erledigt, sondern sie streckenweise sogar genießt. Denn ihre Tätigkeit ermöglicht ihr auch einen gewissen Luxus und Exzess. Und genau diese Momente, in denen der Rausch der Macht aufblitzt, machen die Figur Stella so tragisch und streitbar. Zu einer anderen Zeit hätte sie ein Glanz sein können. *(Kinostart: 25.1.)* **CORNELIS HÄHNEL**



All Of Us Strangers

Andrew Scott, Paul Mescal
Regie: Andrew Haigh
★★★★½

Drehbuchautor Adam ist dabei, sich zu verlieren. Also fährt er an den Ort seiner Kindheit und trifft dort seine Eltern - die vor dreißig Jahren bei einem Autounfall starben. Und während er seine Vergangenheit reflektiert, verliebt er sich in seinen neuen Nachbarn Harry. Andrew Haighs „All Of Us Strangers“ ist Therapiestunde, Geisterbeschwörung und Trauerbewältigung in einem. Ihm gelingt es, die simple Grundidee - was würde man die Verstorbenen fragen, wenn man es könnte? - in ein Drama zu verwandeln, das trotz großer Emotionen am Kitsch vorbeischifft. Er erzählt mit unaufgeregter Zärtlichkeit, tragisch und nüchtern zugleich von der Zähmung innerer Dämonen und übersetzt die permanente Introspektion in die tröstende Magie des Kinos. *(Kinostart: 8.2.)* **CH**



The Palace

Oliver Masucci, Mickey Rourke
Regie: Roman Polanski
★★★½☆

Im Palace Hotel in den Schweizer Alpen will eine Schar illustrer Gäste den Beginn des neuen Jahrtausends mit einem rauschenden Fest begehen. Ein amerikanischer Millionär und seine junge Frau, eine französische Diva, ein südamerikanischer Schönheitschirurg und ein ehemaliger Pornostar sowie ein paar windige Gestalten aus Ost und West verlangen mit ihren absurden Wünschen die Aufmerksamkeit des überforderten Hotelmanagers Hansueli Kopf. Regisseur Roman Polanski macht sich genüsslich über die Welt der Reichen und schon lange nicht mehr Schönen lustig. Mit diesem Mash-up aus Ruben Östlunds „Triangle Of Sadness“ und Wes Andersons „The Grand Budapest Hotel“ gelingt es ihm einmal mehr, sein Publikum bestens zu unterhalten. *(Kinostart: 18.1.)* **TH**

Green Border

Maja Ostaszewska, Jalal Altawil
Regie: Agnieszka Holland
★★★★½

Im Herbst 2021 ließ Weißrusslands Diktator Alexander Lukaschenko syrische Flüchtlinge einfliegen und in die Wälder an der polnischen Grenze bringen. Mit diesem künstlichen Flüchtlingsstrom wollte er die EU erpressen, um die Sanktionen gegen sein Regime loszuwerden. Der bei den Filmfestspielen von Venedig mit dem Spezialpreis der Jury ausgezeichnete Film der polnischen Regisseurin Agnieszka Holland setzt in dieser verfahrenen politischen Situation ein. Bashir und Amina sitzen mit ihren zwei Kindern und deren Großvater in einem Flieger nach Minsk, mit dem Versprechen, von dort nach Schweden zu ihren Verwandten weiterreisen zu können. Doch wie viele andere stranden sie im sumpfigen Grenzgebiet zwischen Belarus und Polen, wo sie nicht nur der widrigen Natur, sondern auch der Willkür der Grenzschützer beider Seiten ausgeliefert sind.

Einer der polnischen Grenzschützer ist Jan, ein junger Mann, der für sich und seine schwangere Freundin gerade ein Haus baut. Er muss in heimlichen Nacht-und-Nebel-Aktionen die Flüchtlinge wie Vieh zurück nach Weißrussland in die Arme von Lukaschenkos skrupellosen Truppen treiben. Was er dabei erlebt, lässt ihm keine Ruhe, auch wenn er nur ein kleines Rädchen im großen Spiel der Mächte ist. Die Psychologin Julia wiederum schließt sich einigen Aktivisten an, die die Flüchtlinge in den Wäldern mit dem Nötigsten versorgen. Dabei trifft sie auf Bashirs Familie, die längst ums nackte Überleben kämpft und Julia vor eine folgenreiche Entscheidung stellt.

Der neue Film der dreifach Oscarnominierten Regisseurin Holland („Bittere Ernte“, „Hitlerjunge Salomon“, „In der Finsternis“) ist ein genau recherchiertes und zutiefst humanistisches Meisterwerk, das tief in den Abgrund der europäischen Grenzpolitik schaut. Sie rückt die Schwächsten in diesem Machtspiel ins Licht ihrer Kamera, ohne dabei je voyeuristisch zu sein. „Green Border“ ist ein überwältigender Film und ein Triumph der Menschlichkeit. *(Kinostart: 1.2.)* **THOMAS HUMMITZSCH**

Schock
Denis Moschitto, Anke Engelke
Regie: Daniel Rakete Siegel, Denis Moschitto
★★★★½

Nicht mehr genau zu wissen, warum man etwas eigentlich tut, davon handelt „Schock“, und von den unerfreulichen, aber unausweichlichen Konsequenzen semibewusster Getriebenheit, in diesem Fall beim Arzt Bruno, gespielt von Denis Moschitto.

Bruno hat seine Approbation verloren und operiert am äußeren Rand von Gesellschaft und Legalität: Er behandelt illegale Prostituierte und Gangster. Als er von der Anwältin Kreber (Anke Engelke) den Auftrag annimmt, einem krebskranken, versteckt gehaltenen italienischen Mafia-Senior die nötige Chemotherapie zu besorgen, verheddert er sich bald in einem ungesunden Knäuel aus konkurrierenden Mob-, Familien- und Berufsethos-Loyalitäten.

Zusammen mit Daniel Rakete Siegel hat Moschitto „Schock“ in Köln gedreht und den Film als eine Art Beinahe-Noir inszeniert, der entsprechend viel in der Dunkelheit spielt. Als interessantes Detail sehen Rheinmetropolen-Kenner Bruno in einigen Szenen im Uni-Center, einem jener ikonischen Wohnhochhäuser, die in lebensfeindlichen Beton gefasste Gesellschaftsbilder darstellen: weiter unten die Wohnungen ärmerer Leute, weiter oben unnahbare Penthäuser der Reichen. Bis 2016 lebte dort sogar Jürgen Zeltinger!

Vom Uni-Center blickt Bruno auf die graue Stadt, er ist mitten in dieser Gesellschaft und doch von ihr abgeschnitten. Amputativ ist auch einer der im Titel angedeuteten Schocks, den Bruno erlebt und der ihn schließlich auf die Katastrophe zulaufen lässt. Der Film schafft es, im Halblicht und zu einem dräuenden elektronischen Soundtrack das Gefühl von Abgehetztheit und wachsendem Druck mit kalter Ruhe zu vermitteln, einer Ruhe, die dem Protagonisten mehr und mehr entgleitet. Selbst wenn Bruno sich der Motivation für sein Handeln zum Ende hin bewusster wird, ist er nur mehr einer, der reagiert, statt die Dinge so zu lenken, wie er es einmal wollte. Wobei er sich aber eh nicht mehr daran erinnern kann, was das eigentlich war. *(Kinostart: 15.2.)* **JOHANNES VON WEIZSÄCKER**

Carolin Kebekus

TV

DIE LUSTIGSTE FRAU DEUTSCHLANDS

Weshalb „Die Carolin Kebekus Show“, donnerstags in der ARD, die beste und vergnüglichste Comedy-Sendung im Fernsehen ist

ARNE WILLANDER
SCHAUT FERN

Sie verfügt über das, was man „Funny Bones“ nennt - ein einerseits körperliches Genie (des Stehens, des Gehens, der Gestik und Mimik), andererseits das Ingenium der Sprache. Carolin Kebekus ist das Kölsche und das Volkstümliche gegeben, sie kann aber auch Dialekte imitieren und den, sagen wir, Jugendjargon. Dabei ist sie derb auf eine Weise wie früher Lisa Fitz im Bayerischen.

Außerdem ist Carolin Kebekus schwanger und macht diesen anderen Umstand zum Thema ihrer Sendung - jedenfalls beim einleitenden Stand-up-Vortrag, einer Disziplin, die niemand in Deutschland so gut beherrscht wie sie. Vielleicht Jan Böhmermann. Kebekus fehlt aber der aufklärerische Impetus - sie laviert quer durch den Garten des Zeitgeschehens, darin gleicht „Die Carolin Kebekus Show“, kurz „DCKS“, der alten „Harald Schmidt Show“. Kebekus

Kebekus hat zwei Gegner: das Patriarchat und die katholische Kirche

hat, grob gesagt, zwei Gegner: das Patriarchat und die katholische Kirche. Also eigentlich einen Gegner mit zwei Köpfen. Weil sie auch gut singen kann, hat sie in einer Art Madonna-Video den kölschen Klüngel um Kardinal Woelki persifliert.

Ein Glanzstück der Sendung sind ihre Auftritte mit der genialischen Imitatorin Martina Hill als Larissa. Die Influencerinnen-Parodie hat einen heiteren Überschwang, es ist keine bösartige Denunziation. Auch aus dem Dialog mit Collien Ulmen-Fernandes, die so gern aus klischeehaften Kinderbüchern für Mädchen und Jungen zitiert, schlägt sie Funken. Beim „DCKS“-Festival - im vorletzten Jahr in Köln - traten ausschließlich Frauen auf. Und bei einer Sendung waren 100 Schwangere im Publikum. Das alles demonstriert, ohne demonstrativ zu sein.

Carolin Kebekus verfügt über eine Gabe, die jede Party bereichert: Sie kann verschiedene Arten von Furzgeräuschen nachahmen, ja erfinden. Einmal machte sie das bei Bettina Böttingers „Kölner Treff“, einmal bei „DCKS“. Da beeumeln sich alle.

Immer wieder gern hört man auch die Döntjes über ihren Vater und Schwänke aus dem Karneval. Nun hört man im rheinischen Raum und im WDR das ganze Jahr über Schwänke aus dem Karneval, auch wenn kein Karneval ist. Carolin Kebekus gibt der üblichen Folklore aber eine angenehm selbstironische Note.

Ihr Buder David Kebekus, mit dem sie einen Podcast macht, ist übrigens auch sehr lustig. Es liegt also in der Familie.

FOTO: WDR BEN KNABE ILLUSTRATION: STUDIO PONG

SERIEN

VON BIRGIT FUSS & GUNTHER REINHARDT

Führer und Verführer

Robert Stadlober, Fritz Karl

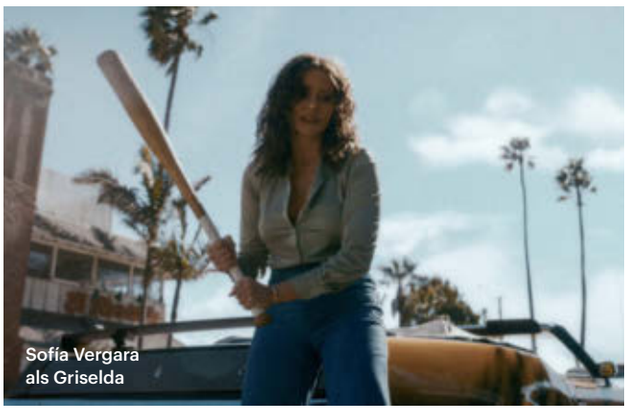
Regie: Joachim A. Lang

★★★½☆

Dieser Film ist ein waghalsiges Unternehmen, denn schon in seinen ersten Sequenzen beansprucht er für sich, hinter die Kulissen der Macht zu schauen und die tragenden Figuren des „Dritten Reiches“ als Menschen einzufangen. Er setzt ein mit einem heimlich aufgenommenen O-Ton Hitlers, bei dem nicht der dämonische Schreihals zu hören ist, den man aus zahlreichen Reden kennt, sondern die zerbrechliche Stimme eines alten Mannes. Die Wirklichkeit, so will uns „Führer und Verführer“ von Anfang an glauben machen, ist nicht das, was wir zu kennen meinen. Kurz darauf sehen wir Joseph Goebbels, wie er bei der Abnahme von Aufnahmen für die Wochenschau wettert: „Was wahr ist, bestimme ich!“

Joachim A. Lang („Mackie Messer - Brechts Dreigroschenfilm“, „Brecht - Die Kunst zu leben“) beleuchtet die Zeit von 1938 bis 1945, um die Bedeutung und Wirkung von Goebbels’ Propaganda vor Augen zu führen, die bis heute das Bild der Nazizeit prägt. Robert Stadlober beeindruckt dabei als willfähriger „Meister der Massenbeherrschung“, der die Auftritte Hitlers (Fritz Karl) öffentlichkeitswirksam in Szene setzt und dabei nichts dem Zufall überlässt. Mit „Presseanweisungen“ an die gleichgeschalteten Medien und Auftragsarbeiten für den Kulturbetrieb soll er die Deutschen auf den Krieg einstimmen. Doch die Kriegsbegeisterung bleibt aus, und Goebbels gerät - auch aufgrund seines ausschweifenden Liebeslebens - unter Druck.

„Führer und Verführer“ zeigt, wie wirkungsvoll Goebbels die Wahrheit verbogen hat, um seine Propagandamaschine zu füttern. Dabei spielt der Film selbst mit der Wahrheit: Die auf historischen Quellen basierende Handlung wird mit dokumentarischem Material vermeintlich beglaubigt, zugleich brechen Zeitzeugenaussagen den Film immer wieder auf. So führt Lang die Manipulationskraft von Wort und Bild über zwei Stunden lang vor Augen und macht deutlich, dass auch sein Film ein künstliches Produkt ist, dem gegenüber man skeptisch bleiben sollte. *(Kinostart: 8.2.)* **THOMAS HUMMITZSCH**



Griselda ★★★☆☆

Sofía Vergara, Martin Rodriguez, Alberto Guerra

Die Gloria aus „Modern Family“ jetzt als Griselda Blanco zu sehen verlangt dem Publikum einiges an Flexibilität ab. Doch Sofía Vergaras Gesicht ist inzwischen etwas streng zurechtgezurrt, das passt gut zu einer gnadenlosen Drogendealerin – und doch ist es leider wie bei so vielen Serien-Stars: Es ist schwer, sie in einer ganz anderen Rolle ernst zu nehmen, zumal es hier um eine wahre Geschichte geht. Und vor allem will man sie nicht sympathisch finden, denn Griselda war eine eiskalte Mörderin. Und das ist eigentlich schon das größte Problem dieses sechsteiligen Thrillers: Dass wir Tony Soprano mochten, war noch okay, weil er eine fiktive Figur war, aber soll man wirklich Mitleid haben, wenn Griselda Blanco am Ende einsam ihre Söhne betrauert? Sie ist ja für deren Tod genauso verantwortlich wie für den von Hunderten anderen. Griseldas Leben war natürlich spannend und wird hier temporeich nacherzählt: Sie flieht aus Kolumbien, baut in Miami ein Kokain-Imperium auf und findet immer neue Möglichkeiten, ihre Drogen unter die Leute zu bringen – mit hübschen Frauen, mit willigen Männern. Aber als Heldin taugt die „Godmother of Cocaine“ leider überhaupt nicht. Es ist ein armseliges Leben mit einer schlechten Pointe. *(Netflix)* **BF**

Oderbruch ★★★★☆

Karoline Schuch, Felix Kramer, Lucas Gregorowicz

Wenn das öffentlich-rechtliche Fernsehen einen Mehrteiler „Oderbruch“ nennt, ist klar, was kommt, oder? Eine Eventserie, die vor dem Hintergrund der Flutkatastrophe von 1997 ein Loblied auf die Held:innen des Alltags singt. Denkste! Die „Dogs Of Berlin“-Macher erzählen eine ganz andere Geschichte – bzw. andere Geschichten. Zunächst glaubt man in einen Nordic-noir-Mysterythriller hineingeraten zu sein, wenn im tristen Niemandsland an der Grenze zu Polen ein Leichenberg entdeckt wird. Doch kaum glaubt man auch dieses Erzählmuster erkannt zu haben, nimmt der Plot eine fantastische Wendung. Was dann kommt, ist mitunter verstörend und eklig, aber immer mutig und optisch außergewöhnlich inszeniert. *(ARD Mediathek)* **GR**

Masters Of The Air ★★☆☆☆

Austin Butler, Callum Turner, Anthony Boyle

Austin Butler („Elvis“) spielt einen Piloten, der mit einer Air-Force-Schwadron im Zweiten Weltkrieg Nazideutschland bombardiert, abgeschossen wird, in Kriegsgefangenschaft gerät und fliehen kann. Solche US-Heldenstorys haben einem schon Steven Spielberg und Tom Hanks vorgesetzt. „Masters Of The Air“ setzt, mit High-End-Spezialeffekten nicht geizend, den Geschichtsunterricht fort. Doch obwohl es zwischen den „Bomber Boys“ mitunter menschelt, erschüttert es, wie kriegsverherrlichend dieser Neunteiler letztlich ist. *(Apple TV+)* **GR**

It Lives Inside

Megan Suri, Neeru Bajwa

Regie: Bishal Dutta

★★☆☆☆

„Migranten-Horror“ hat sich zu einem Horror-Subgenre entwickelt - einem ausbaufähigen allerdings. Filme wie „Nanny“ (2022) oder „His House“ (2020) schilderten zuletzt Rassismus, Integrationsprobleme oder auch Skrupel bei der Abwicklung überholter Bräuche nach Ankunft in der neuen Heimat und paarten dies mit mitgereisten exotischen, die Einwanderer verfolgenden Dämonen, die die Neuankömmlinge mit brutalen Abstrafungen an ihre verdrängte Herkunft erinnern. Beide Filme aber waren mittelmäßige Arbeiten, bei denen die Ungeheuer für gedrechselte Sinnbilder vom Zwang kultureller Assimilation herhalten.

Der strapazierte Begriff des „Elevated Horror“ - Kreaturen als Manifestationen der Psyche - wird von vielen Genre-Regisseuren eben zu ernst genommen. So nun auch von Bishal Dutta in seinem Spielfilmdebüt. Können Monster nicht einfach nur Monster sein?

„It Lives Inside“ erzählt von dem Dämon Pishacha, der indische Teenager, die in den USA aufwachsen, terrorisiert. Ein Mädchen ist stolz auf seine Abstammung, das andere will sich anpassen und himmelt ihre WASP-Freundin an. Der Pishacha ist eine unterkomplex inszenierte Bestie - einmal als Flaschengeist befreit, ernährt er sich von „negativer Energie“, bevor er Seelen „frisst“. „Negative Energien“ findet er in der Familie von Samidha (Megan Suri) genug. Die Mutter plagt das Gewissen, weil sie für die Einwanderung ihre Eltern zurückgelassen hatte und kein Geld nach Indien schickt. Samidha leidet, weil sie eine Identität als Amerikanerin ersehnt und der Mutter Vorwürfe macht: „Warum bist du hierhergekommen, wenn du nichts anderes sein willst als eine Hausfrau, die allen zu Diensten ist?“

Beide, Mutter wie Tochter, bleiben zunächst in ihren Rollen gefangen. Der Pishacha aber will morden. Durch seine Wut trägt er unbeabsichtigt dazu bei, dass die Frauen aktiv werden und in den Staaten Wurzeln schlagen. Der Teufel - ein gehörnter Integrationsbeauftragter. *(Blu-ray/DVD, Pierrot le Fou)* **SASSAN NIASSERI**

FOTOS: WILD BUNCH, NETFLIX

Bücher

DIE GEFÜHLE SIND NICHT BINÄR

Ein großer Roman über exzentrische Geister und die letzten Fragen

Von BIRGIT SCHMITZ

Erster Absatz: 1933 erschoss der österreichische Physiker Paul Ehrenfest erst seinen fünfzehnjährigen Sohn und dann sich selbst. Die Tragödie des 20. Jahrhunderts, zusammengeschnurrt auf eine familiäre Schreckenstat und eine Jahreszahl. Wer bereits „Das blinde Licht“ des chilenischen Autors Benjamín Labatut gelesen hat, kennt das: die unheilvolle Verbindung zwischen weltgeschichtlichen Ereignissen und dem düsteren Schicksal brillanter Wissenschaftler. Bei „Das blinde Licht“ tat sich der Verlag schwer damit, das Buch als Roman zu bezeichnen, basiert es doch auf den Lebensgeschichten von Fritz Haber, Werner Heisenberg und Alexander Grothendieck. „Maniac“ scheint also nahtlos daran anzuknüpfen, wenn es im ersten Teil von dem unter Kollegen geschätzten, aber sich selbst nicht durch große Entdeckungen hervortuenden Paul Ehrenfest erzählt. Zwar litt Paul ein Leben lang an Depressionen, alle Zuversicht verlor er aber erst, als die Quantentheorie sein Fach erschütterte und deren Erkenntnisse dem gesunden Menschenverstand zuwiderliefen. Er ahnte auch, dass die Machtübernahme der Nazis zur existenziellen Bedrohung für ihn und seine Familie werden würde. Ganz anders dann der zweite Teil über das größte Genie des 20. Jahrhunderts, John von Neumann, dem das US-Militär noch auf dem Sterbebett bahnbrechende Erkenntnisse entlocken wollte. Im dritten Teil rekonstruiert Labatut das Go-Spiel zwischen Lee Sedol und dem Computer AlphaGo im März 2016.

Als Benjamín Labatut im Herbst „Maniac“ in Deutschland vorstellte, vermied er es, direkt ins Publikum zu sprechen, fuhr sich nervös durch die schwarzen Locken. Überspannte Diva, könnte man meinen. Doch aus jedem Satz sprach präzise Klarheit. Selbstverständlich sei „Maniac“ ein Roman. Natürlich müssen wir der Entwicklung von KI mit größter Skepsis begegnen. Literatur sei für ihn eine dunkle Kunst. Wenn also menschliche Vorstellungskraft in der Wissenschaft dazu führt, dass Grenzen überschritten werden, was die Auslöschung des Planeten und der Menschheit zur Folge haben kann, so liegt in ihr auch die Möglichkeit, dies zu verhindern.

Die Autorin Elizabeth Kolbert sagte einmal, was den Menschen zum Menschen mache, sei seine Fähigkeit, Dinge zu benennen - die Fähigkeit zur Kreativität. Der Logiker John von Neumann steht für das Gegenteil. Für ihn musste alles bis ins Letzte mathematisch erklärbar sein. Zufälle und Widersprüche waren ihm fremd, dieses Chaos galt es zu überwinden. So war er zwar in der Lage, die notwendigen mathematischen Berechnungen für die Atombombe zu liefern (mit dem Computer MANIAC = Mathematical Analyzer Numerical Integrator and Computer, auf dessen Architektur bis heute alle Computer beruhen). Doch wie der Mensch es schafft, Fahrrad zu fahren, das konnte von Neumann nicht begreifen - weil man dafür „das Denken einstellen muss“. Erschüttert hat ihn nur die Begegnung mit Kurt Gödel, weil dessen mathematische Unvollständigkeitssätze ihn in seinen Grundfesten herausforderten. Er war für jede Form von moralischen Überlegungen oder Mitleid blind. Weil die Zerstörungskraft einer Atombombe bei der Explosion in einer bestimmten Höhe am größten war, berechnete er sie. Und genau in dieser Höhe wurden die Bomben über Hiroshima und Nagasaki gezündet.

Benjamín Labatut

Maniac

SUHRKAMP

★★★★★

Erzählt wird von Neumanns Geschichte von Jugendfreunden, Wissenschaftlern, seinen beiden Ehefrauen und seiner Tochter. Das mag alles belegt sein, aber Benjamín Labatut lässt die Geschichte zwischen Fiktion und Fakten oszillieren. Er schreibt so verführerisch, dass man nur zu gern glauben würde, dass sich alles genau so zugetragen hat. Doch damit das nicht geschieht, baut er kleine Ungenauigkeiten ein, falsche Erinnerungen, Dinge, die keine der Personen gewusst haben kann.

Was aus von Neumanns Überlegungen geworden ist, erfahren wir im letzten Teil: AlphaGo schlägt den besten Go-Spieler der Welt, Lee Sedol, in einem dramatischen Turnier. Erst agiert AlphaGo strategisch und gewinnt die Partie, dann nutzt er Kreativität, um eine weitere Partie für sich zu entscheiden. Doch dann wird die Maschine wahnsinnig und verliert. Es scheint, als verhielte sie sich wie ein Mensch - nur dass sie nicht fühlt. Lee Sedol bietet nicht bloß all sein Können auf, er erlebt auch Wut, Scham, Trauer und Verzweiflung. Gefühle können nicht wahr oder falsch sein - sie sind kein binärer Code.

ILLUSTRATION: STUDIO PONG

Barbara Yelin
Emmie Arbel
★★★★½
Comic-Biografie einer KZ-Überlebenden

In diesem biografischen Werk schildert die vielfach ausgezeichnete Comic-Künstlerin Barbara Yelin die Lebensgeschichte der 1937 geborenen Emmie Arbel. Weil sie Juden sind, wird ihre Familie 1942 von den Nazis verhaftet und deportiert, ihre Eltern und Großeltern werden ermordet, Emmie jedoch überlebt die Konzentrationslager Ravensbrück und Bergen-Belsen. Als der Krieg vorbei ist, ist sie acht Jahre alt und hat Tuberkulose. Eine Pflegefamilie adoptiert sie. Aber die vermeintliche Rettung stellt sich als neuer Leidensweg für das verängstigte und verstörte Kind heraus, da der Pflegevater sie missbraucht. 1949 wandert die Familie nach Israel aus. Doch dort fühlt Emmie sich fremd und nicht zugehörig. Erst später, als junge Frau, findet sie die Kraft, ihr Schicksal in die eigenen Hände zu nehmen.

Der Comic ist das Ergebnis zahlreicher Treffen und Videokonferenzen von Barbara Yelin und Emmie Arbel, die heute in der Nähe von Haifa lebt. Immer wieder reist sie nach Deutschland, um als Zeitzeugin von ihrem Leben zu sprechen, insbesondere von ihrer von Gewalt, Missbrauch, Sprachlosigkeit und Einsamkeit geprägten Kindheit und Jugend. Sie blickt aber auch zurück auf ein Leben voller Rebellion, Selbstermächtigung und Humor. Und sie ermutigt junge Menschen, ihren eigenen Weg im Leben zu finden.

Das ergibt eine vielschichtige und kräftezehrende Lektüre über ein von den Gräueln des Nationalsozialismus gezeichnetes jüdisches Leben. Den teils finsteren Szenarien kann sich der Leser nicht entziehen. Wechsel der Erzählperspektive und zahlreiche Zeitsprünge machen die knapp zweihundert Seiten durchgehend spannend. Obwohl Emmie vieles verdrängt hat, sind für sie alle verbliebenen Erinnerungen an diese Zeit schwarze Bilder. Und doch zerbrach sie nicht, sie lebt heute ein zufriedenes Leben im Kreis ihrer Familie. Wenn es eine wichtige Graphic Novel über Resilienz nach dem Holocaust gibt, dann ist es diese. *(Reprodukt)*

STEPHAN TIMM

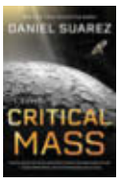
Gereon Klug
Die Nachteile von Menschen
★★★½☆
Gesammelte Gebrauchstexte, manchmal witzig

Gereon Klug hat sich gattungsgeschichtlich große Verdienste erworben, indem er das schnöde Genre des Werbe-Newsletters literarisch satisfaktionsfähig gemacht hat. Seine absurd komischen, sowohl sprachlich als auch gedanklich outrierten, aus bildungsbürgerlichen Versatzstücken, Hamburger Szene-Schnack, popkulturellem Topcheckertum und kindlichem Blödsinn zusammengerührten Kobereien für den Hanseplatte-Mailorder brachten es vor zehn Jahren schon einmal zu einer Buchausgabe („Low Fidelity"). Sein neues Buch versammelt weitere Versandtexte, seine „Zeit"-Kolumnen, Bierdeckelkritzeleien und andere Gelegenheitsarbeiten.

Die Feindbilder, an denen er sich abarbeitet, sind etwas erwartbar: der HSV, die Beschissenen Onkelz, deutsche Rap-Gangsta oder etwa Axl Rose, dem er ein Fernstudium in Soziologie imaginiert, und „seitdem geht es dermaßen ab in seinem Kopf, als hätte man das ewige Rollo der Selbstzufriedenheit am Bändsel wegschnappen lassen". Ohnehin gibt Klug seiner Misanthropie wieder ordentlich Auslauf. Er hätte gern eine Welt, „wo Kunst der Zucker des Lebenskaffees ist", bemerkt aber auch, dass die meisten ihn ganz ohne trinken. Folglich erschafft er sich sein eigenes Universum, in dem vieles, aber vor allem die Sprache nach seiner Pfeife tanzt. Das ist bisweilen bloß mutwillig, oft witzig und mitunter eben auch von einer aphoristischen Strahlkraft, die man in diesem Kontext nicht unbedingt vermutet hätte.

„Die Nachteile von Menschen" ist eines dieser Bücher, die man nie ins Regal sortiert, weil man sie nicht in einem Rutsch lesen kann. Die Stärke dieser hochoktanigen, überamplifizierten, die Fantasie zum Rotieren bringenden Polemiken ist zugleich ihre Schwäche: Sie schafft einen gehörig. Deshalb wünscht sich Jan Weiler in seinem peinlich ranschmeißerischen Vorwort einen Roman vom Autor, offenbar weil dieser dann mit seinen Mitteln haushalten müsste. Aber das will man natürlich auch wieder nicht. *(Ventil)*

FRANK SCHÄFER



Daniel Suarez
Critical Mass
★★★★☆
Diamantenschürfen im Weltraum

Normalsterbliche mögen die Pläne von Musk und Bezos, den Weltraum zu erobern und wirtschaftlich auszubeuten, für gaga halten. Der preisgekrönte SF-Autor Daniel Suarez tut das nicht. Im Gegenteil, er eignet sich das verfügbare Weltwissen an, extrapoliert es in die nicht allzu ferne Zukunft und verarbeitet es zu einer faszinierenden Thriller-Reihe, in der der Weltraumpionier James Tighe mit seiner Crew die Rohstoffe eines Asteroiden für die Menschheit nutzbar zu machen sucht, während unten die Großmächte, aufgescheucht von der Klimakatastrophe, um deren Kontrolle kämpfen. Suarez weiß, was er tut – die 2004 entwickelten Vorhersagen seiner Daemon-Romane über Darknet und KI sind fast alle eingetroffen. *(Rowohlt Polaris)*

GUNTER BLANK

Chris von Rohr
Meh Glück!
★★★★☆
Lebensweisheiten vom klugen Schweizer Rockstar

Die Welt kennt Chris von Rohr vor allem als Produzenten und als Kopf von Krokus, doch längst ist er als Autor genauso erfolgreich. Der Schweizer hat eine sehr eigene Sprache, direkt und natürlich-melodisch, und seine Bücher feiern das Leben – so auch die Essay-Sammlung „Meh Glück!", der Titel sagt's ja schon. In vielen kleinen Geschichten geht er auf die große Suche nach dem Sinn des Lebens, mit etwas Hilfe von Dante, Osho und anderen Philosophen. Seine Erkenntnisse müssen nicht immer überraschend sein – sie sind wahrhaftig. Besonders von Rohrs klare Wertschätzung von Frauen wird einige vielleicht verwundern. Ein Hardrock-Macho war er nie, sondern ein Träumer und Idealist. Hoffentlich keine aussterbende Art. *(Wörterseh)*

BIRGIT FUSS

Stefanie Sargnagel
Iowa. Ein Ausflug nach Amerika
★★★★☆
Ein komischer Reisebericht, bunt wie die Simpsons

Wer zum ersten Mal in die USA reist, erlebt den typischen Kulturschock: Autos so groß wie unsere Häuser und ein ganzer Kosmos aus Plastik. Dass diese Beobachtungen reichlich Potenzial für Komik bieten, zeigt Stefanie Sargnagel in ihrem neuen Buch über ihren Aufenthalt in Iowa. Gemeinsam mit der Musikerin Christiane Rösinger (und später ihrer Mutter) lernt sie unterschiedliche Soziotope mit jeweils eigenen Macken und Riten kennen. Seien es die Oktoberfest-Kopie oder die Amish-Siedlung, die Achtsamkeits-Sekte oder die Tanke mit ihrem gigantischen Hotdog-Angebot: die Neue Welt gleicht einer „grellen Farblandschaft, alle ‚Simpsons'-Folgen auf einmal". Als konstant erweist sich dabei die clowneske Freundlichkeit der Amerikaner. So wird man beim Betreten einer Kneipe „nicht arglistig beäugt, sondern herzlich begrüßt. Das ist ein großer Unterschied zu Österreich, wo traditionell das ganze Wirtshaus in Stille verfällt und sich die Augen boshaft verengen".

Obwohl Sargnagel sich mit Frotzeleien über das Land der unbegrenzten Möglichkeiten nicht gerade zurückhält, bleibt ihr Blick doch stets offen. Mit Empathie begegnet sie sowohl Alkoholikern am Tresen als auch manch ostentativen Bildungsbürgern. Dass ihre bisweilen polemischen Spitzen dabei nie hasserfüllt wirken, mag sich ihrem Mut zur Selbstironie verdanken: Sie witzelt über ihr eigenes Körpergewicht, ihre Menschenscheu und ihre eigene Peergroup aus mittellosen Intellektuellen, einem „Rudel arbeitsscheuer Penner im Freundes- und Bekanntenkreis, das sich bereitwillig für ein paar Wochen miteinzeckt". Genau solche bewährt knackigen Formulierungen machen den Sargnagel-Sound aus. Um eine Situation oder eine bestimmte Figur zu beschreiben, bedarf es oftmals nur eines Satzes. Auf knapp dreihundert Seiten eine Wortrakete nach der anderen zu zünden, ohne dass daraus ein Feuerwerk wird, dessen man überdrüssig wird, ist vor allem eins: große Kunst! *(Rowohlt)*

BJÖRN HAYER

The Look

EINE FOTOKOLUMNE VON THOMAS KRETSCHMANN

Dies ist ein Foto meiner Tochter Stella Kretschmann, 2010
Sie war damals 10 Jahre alt.

„Herr Präsident, ich bin jetzt zehn Jahre alt/ Und ich fürchte mich in diesem Atomraketenwald/
Sag mir die Wahrheit, sag mir das jetzt/ Wofür wird mein Leben aufs Spiel gesetzt?

Habt Ihr all die Milliarden Menschen überall auf der Welt/ Gefragt, ob sie das so wollen/ Oder geht's da auch um Geld?
Viel Geld für die wenigen Bonzen/ Die Panzer und Raketen bauen/
Und dann Gold und Brillanten kaufen/ Für ihre eleganten Frauen/

Oder geht's da nebenbei auch um so religiösen Zwist/ Dass man sich nicht einig wird/ Welcher Gott nun der wahre ist?

Oder was gibt's da noch für Gründe/ Die ich genauso bescheuert find'/
Na ja, vielleicht kann ich's noch nicht verstehen/ Wozu Kriege nötig sind/

Ich bin wohl noch zu klein/
Ich bin ja noch ein Kind"

„Wozu sind Kriege da?", Udo Lindenberg, 1981

Jeden Monat schickt uns der Schauspieler Thomas Kretschmann ein Foto mit Songzeilen oder einer kleinen Geschichte. Dieses ist das fünfundsechzigste.

Life's A Trip
PACK FOR THE UNEXPECTED WITH PREMIUM
HARDSHELL LUGGAGE AND TRAVEL ESSENTIALS.
THE FINEST QUALITY
THE
Herschel
SUPPLY CO. BRAND
TRADE MARK

SUMOBOX

Tragbarer Hochleistungslautsprecher

SAM® BY DEVIALET

CP-LS100

LAUT-STARK Hören und Fühlen

120 Watts

105 dB

40 Hz 20 kHz

Li-ion

10h

Duo Mode

True Wireless Stereo

SHARP Life app support

SHARP

Be Original.